Erzählende Schriften

von

Heinrich Seidel.

Fünfter Band.

Heimatgeschichten. II.



Stuttgart 1900.
J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger
G. m. b. H.

Heimatgeschichten

von

Heinrich Seidel.

Zweiter Band.



Stuttgart 1900.
J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger
G. m. b. H.

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

Inhalt.

Folge nimmer fremden Moden,
Welschem Witz und nord'schem Dunst,
Denn nur aus der Heimat Boden
Wächst und blühet wahre Kunst.

Der Schatz.







1. Situationsplan.

Wie das Dorf Richenberg mit Berlin, Wien, Rom, Paris und andern großen Städten in Verbindung gesetzt werden soll. Herrn Wigands Abendspaziergang. Toujours perdrix. Warum Herr Wigand lächelt und den Kopf schüttelt. Abendmusik. Wie Herr Wigand sich plötzlich für eine alte Dorfkirche interessiert.

Durch eine friedliche, fruchtbare und abgelegene Gegend von Norddeutschland sollte eine Eisenbahn gelegt werden. Es war noch gar nicht lange her, seit man in Richenberg die neue Chaussee als ein Wunderwerk betrachtet hatte, und nun spann schon das mächtige Netzwerk des modernen Verkehrs einen noch bedeutsameren Faden durch diese Gegend. Dem Schulmeister des Ortes, der ein belesener Mann und Mitabonnent einer Zeitung war, machte es großes Vergnügen, jedermann, der es hören wollte, auseinanderzusetzen, daß durch diesen neuen doppelten Eisenfaden das bisher so abgelegene Kirchdorf Richenberg nun direkt verbunden würde mit den meisten großen und berühmten Orten Europas. „Ja, einer sollt' es nicht glauben," pflegte er zu sagen, „wenn nun dieser Bahndamm erst fertig ist, was er ja noch nicht ist, aber bald sein wird, und einer wäre gut zu Fuß, dann

könnte er auf diesem Bahndamm entlang nach Berlin und nach Wien und nach Rom und Paris und so weiter gehen. Nur nach London nicht von wegen dem Kanal la Mangsch, wo sie ja nun aber auch schon eine Brücke 'rüber bauen wollen."

Allerlei Zeichen waren dem Hereinbrechen dieser neuen Zeit vorangegangen. Zuerst war ein Feldmesser im Dorfe aufgetaucht und hatte sich in dem vortrefflichen Kruge des Herrn Krischan Lange einquartiert. Ein stattlicher, wildbärtiger Mann, mit rotbraunem Gesicht und Händen, der am Tage sein blitzendes dreibeiniges Instrument bald hier, bald dort aufstellte und mit unerklärlichem Interesse durch dessen Fernrohr nach schwarz und weiß karrierten Latten blickte, die seine Leute nach geheimnisvollen Zeichen seines rechten Armes wechselnd aufstellten. Des Abends saß er aber im Wirtshaus in der guten Stube und trank unerhörte Mengen von Bier, die er gar lieblich mit Rostocker Doppelkümmel und mit Erzählungen durchflocht, die nur glaubensstarke Gemüter in ihrem ganzen Inhalte zu verdauen im stande waren. Die listigen Bauern von Richenberg aber behandelten ihn mit Höflichkeit und Achtung, denn sie waren der Meinung, dieser Mann walte wie ein Gott über die Richtung der zukünftigen Eisenbahn und ein Wink seines olympischen Hauptes oder seiner braunen Hand genüge, sie hinzulegen, wo er wolle, Berge zu versetzen und Thäler auszufüllen. Auch waren Gerüchte zu ihnen gedrungen von stattlichen Abfindungssummen für verhältnismäßig kleine und wertlose Stückchen Landes. Doch dieser

Mann verschwand nach einiger Zeit, ohne andere Spuren zurückzulassen, als einige Pfähle und sonstige Abzeichen und ein großes Loch in den Getränkevorräten des Krugwirtes Krischan Lange, und es verging eine ganze Weile, bis endlich im folgenden Herbst die Bahn endgültig abgesteckt wurde. Termine folgten, bei denen sich die Bauern ungemein zäh und widerspenstig bewiesen, endlich aber doch mürbe wurden und schmunzelnd das schöne Geld für die kleinen abgetretenen Streifen Landes einstrichen, und bald kam es so weit, daß man allgemein der Meinung war: „Nun kann es losgehn."

Die Bahn sollte eine lange Strecke durch das ausgedehnte Wiesenthal laufen, an dem Richenberg gelegen war, und das von seinem Flüßchen, der Richnow, in vielen launischen Bogen durchströmt ward. Dort wurden verschiedene Brücken nötig, deren Grundbauten in dem angeschwemmten Wiesenlande eine Untersuchung des Bodens erforderlich machten, sowie eine genauere Vermessung der Gegend. Zu diesem Zwecke sandte die Bahnverwaltung den jungen Ingenieur Helmuth Wigand, der im Juni des nächsten Jahres in Richenberg eintraf und mit seinen Leuten ebenfalls bei dem erfreuten Krischan Lange einkehrte.

Da es noch nicht spät am Nachmittage war, machte sich Wigand, nachdem er seine Mahlzeit eingenommen hatte, auf, um die Umgegend ein wenig zu besichtigen. Das Dorf Richenberg lag auf der Höhe des ansteigenden Ufers, von dem das Thal der Richnow begrenzt wurde, an zwei sich kreuzenden Straßen. Die eine davon, breit und geräumig, mit

Gras bewachsen und mit alten Eichen geziert, folgte auf der Höhe der Richtung des Thales und bildete die Hauptstraße des Dorfes. An ihr lagen einzeln in ihren Baumgärten die alten niedersächsischen Bauernhöfe mit den bemoosten Strohdächern und den gekreuzten, aus Holz geschnitzten Pferdeköpfen am Giebel, ein jedes mit einem, manche sogar mit zwei mächtigen Storchnestern geziert. Nirgends fehlten uralte, knorrige Holunderbäume, die so gern an den Mauern dieser alten Häuser emporwachsen, und die sich gerade über und über mit ihren mächtigen weißen Blütentellern geziert hatten. An den von Zaunrüben, Hopfen und Winden üppig begrünten Reisigzäunen der Gärten wucherte das Seifenkraut oder zuweilen eine Kolonie von Kletten mit mächtigen Blättern, das Gras in den Baumgärten stand in saftigem Grün, und wieder in anderem Grün schimmerten dahinter die Erbsen- und Bohnenbeete und anderes vergnügliches Gemüse. Aus den Bienenschauern, die bei keinem Gehöfte fehlten, schwärmten, gegen den hellen Himmel wie Rauch anzusehen, die fleißigen Bienen ab und zu, zuweilen brummte eine der in dem Grase der Baumgärten angebundenen blanken Kühe mit sattem Behagen, und das Ganze bot ein behagliches Bild friedlicher Abgeschiedenheit und vergnüglichen Wohlstandes dar. Dem Ingenieur, der eine längere Zeit städtischen Bureaulebens hinter sich hatte, gefiel dies alles sehr wohl. Er war die Dorfstraße hinabgeschlendert, bis er ins Feld gelangte, dann auf der anderen Seite der Straße zurückgekehrt und stand nun wieder vor dem

Wirtshause des trefflichen Krischan Lange, an der Stelle, wo die Hauptstraße von Richenberg durch die Chaussee gekreuzt wurde, und überlegte, ob er diesen breiten Eichenweg auch auf der anderen Seite verfolgen solle, wo man auf dem höchsten Punkte des Dorfes zwischen den Wipfeln mächtiger Lindenbäume die alte Kirche mit grauem Feldsteingemäuer und rotem Ziegeldach hervorragen sah. Jedoch der Zug seines Berufes trieb ihn an, die Senkung der Chaussee hinab durch das Richnowthal zu wandern, um sich den Ort seiner zukünftigen Thätigkeit anzusehen.

Als er nun dorthin seine Schritte lenkte, blickten ihm zwei hübsche Bauernmädchen nach, die sich in einem der Gärten mit Kartoffelhacken beschäftigten.

„Dat's ok einer von dei niege Iserbahn," sagte die eine.

„Ein staatschen Kierl," bemerkte die andere.

„Un wat hei för feine Kneistäwel anhett, son'n hett jo nich mal dei Gilowsch' Entspekter, und dat will doch süß so'n Finen sin."

„Ja, un wat vör'n Paar Oogen hei maken kann. Meinst du, ik heww't nich seih'n, wo hei di anschult hett?"

„Ach, Diern, di hett hei jo ankäken, du büst jo noch ganz rot von."

Und dann bufften sie sich und kicherten und bemühten sich, Herabsetzendes über den Fremden zu äußern, um die Teilnahme zu verbergen, die er beiden eingeflößt hatte. Dieser aber ging ohne Ahnung über die hinterlassene Wirkung auf die beiden Dorfschönen

weiter, bis er an die Brücke über die Richnow gelangte. Dort stand er lange, verfolgte die Absteckung der Bahn durch den breiten Wiesengrund und suchte sich nach der Karte, die er wegen seiner vorhergehenden Bearbeitung der Pläne im Kopfe trug, zu orientieren. Als ihm dies gelungen war, fielen seine Augen auf das dem Dorfe gegenüber liegende Ufer des Wiesenthales, wo sich ein großer, von einer verfallenen Mauer eingehegter Park, aus dem ein stattlicher Hügel emporragte, weithin erstreckte. Durch die Lücken der mächtigen Bäume sah er die weißen Mauern eines ausgedehnten Gebäudes schimmern. „Aha," dachte er, „das muß Schloß Richenberg sein." Er verfolgte nun den Weg, bis der Wiesengrund überschritten war, wo die Chaussee an der einen Seite von der Parkmauer des Schlosses Richenberg, an der anderen von den Wirtschaftsgebäuden des Gutshofes begrenzt wurde. Hier war die Mauer nicht alt und verfallen, sondern offenbar vor nicht zu langer Zeit neu aufgeführt worden. Ein sonderbares Bauwerk, das einem Architekten wegen seiner eigensinnigen und unschönen Formen Kopfschütteln erregen mußte und geeignet war, ihm in nächtlichen Angstträumen vorzukommen. Sie ward durchbrochen von zwei weit auseinanderliegenden Thoren, hinter deren plumpen und wunderlichen Eisengittern grasbewachsene Wege zwischen einer Allee von Oleanderbäumen in grünen Kübeln im Halbrund zu dem Schlosse hinführten. Auf den mächtigen, barock geformten Thorpfeilern saßen riesige Rebhühner von Stein und blickten sich an. In die Mitte jedes Thorflügels war

ein Medaillon eingelassen, das ebenfalls die Figur eines Rebhuhns enthielt, und jeder Pfeiler der Mauer ward ebenfalls von einem solchen steinernen Vogel bekrönt. In der Mitte zwischen beiden Thoren aber war über die Mauer eine Art von Tempelgiebel auf zwei plumpen Säulen erhöht, auf dessen Spitze der König aller dieser Rebhühner thronte, eine steinerne Bestie, größer als ein Kondor. Zwischen diesen Säulen befand sich eine der halbrunden Nischen, wie sie sonst zur Aufstellung von Statuen dienen. Diese enthielt am Boden ein vorspringendes, rundes Bassin, in das sich aus der Wand der Nische unablässig ein schmaler Wasserstrahl ergoß; auf dem Rande dieses Bassins aber saß im Halbkreise ein ganzes Volk steinerner Rebhühner, die mit großer Andacht aus dieser Schale zu trinken schienen.

Dergleichen wunderliches Bauwerk hatte Wigand noch kaum zu sehen bekommen und er verlor eine ganze Zeit mit dessen Betrachtung, bis er sich endlich der anderen Seite zuwendete, wo ein ebenfalls auf den Pfeilern mit Rebhühnern gekröntes, hölzernes Thor, das offen stand, in den Gutshof einführte. Der junge Ingenieur stammte aus einer Landmannsfamilie und sah auf den ersten Blick, daß hier Unordnung und Vernachlässigung herrschten. Die Gebäude waren alt und verfallen, die Dächer schadhaft und überall lag und stand alles am unrechten Orte oder lagerten Haufen von Gerümpel und Schmutz, die seit Jahren nicht beseitigt waren. Ein lebensgefährlicher alter Steindamm, in dessen Löchern noch vom letzten Regen

her schwarzes, jauchiges Wasser stand, führte vor ein nahes Haus, wahrscheinlich die Inspektor- oder Pächterwohnung. Unter der Linde, die vor der Thür stand, war ein ältlicher, fetter, unrasierter Mann mit grauem Gesicht in einem Korblehnstuhle, mit der langen Pfeife im Munde, eingeschlafen. Vor ihm auf dem Tisch standen einige Flaschen, ein Schnapsglas und ein halbgeleertes Seidel mit Dünnbier, in dem unzählige Fliegen einem jammervollen Tode entgegenwimmelten.

Wigand lächelte unwillkürlich und ging weiter. Hinter dem Gutshofe kam eine Reihe von verwahrlosten Tagelöhnerkaten, vor denen eine Anzahl weißhaariger Kinder mit schmutzigen Gesichtern und illuminierten Nasen mit einer toten Ratte spielten. Ueberall Schmutz und Nachlässigkeit; die zerbrochenen Fensterscheiben waren zum Teil mit alten Kistendeckeln vernagelt, zum Teil mit Papier verklebt. Einige dieser Papiere waren in regelmäßigen Reihen beschrieben, und der Ingenieur trat unwillkürlich näher, um zu lesen, was darauf stände. Es waren Blätter aus einem Schulschreibhefte; auf dem einen befand sich von unbeholfener steifer Kinderhand geschrieben zwölfmal die Sentenz: „Ordnung hält die Welt zusammen", auf dem anderen dreizehnmal: „Reinlichkeit ist eine Tugend."

Wigand lächelte wieder und ging weiter auf einem breiten, von uralten Kropfweiden eingefaßten Wege, der hinter den letzten Häusern in das Feld führte. Dieselbe Verwahrlosung wie die Gebäude zeigten auch die Felder dieses Gutes. Sie waren schlecht und unordentlich bestellt und das Korn stand

überall lückenhaft und unregelmäßig. Gute Kornfelder müssen eigentlich für einen Laien sehr langweilig aussehen, diese aber boten einen höchst vergnüglichen Anblick dar und waren reich an Abwechslung. Der Acker war schlecht gereinigt und stellenweise mit einem Filz von Queckengras überzogen, aus dem nur wenige dürftige Weizenhalme emporragten, während dazwischen wieder auf besseren Stellen inselgleich ein üppiger Kornwuchs vorhanden war, der zeigte, daß es nicht am Boden lag, wenn dort im allgemeinen nichts gedieh. Dort gab es Haferbreiten so gelb vom Ackersenf, daß sie den Eindruck blühender Rapsfelder machten, und dort wieder weite Strecken so von leuchtendem Mohn überglüht, daß sie wie blutrote Teiche in dem Grün lagen. Und wieder anderswo im Roggen, der gerade in Blüte stand und bei dem leichten Winde in einem geheimnisvollen Werdedunst seines Samenstaubes rauchte, da schimmerte es hervor von Kornblumen, Raden, Rittersporn, Ackerwinden, Kamillen und Mohn, daß es sich als eine wahre Pracht darstellte. Die Felder waren schlecht entwässert und offenbar gar nicht drainiert. Ja selbst an den nötigen Gräben mangelte es, und so gab es nasse Stellen dort, in denen kein Korn wachsen konnte, sondern nur saures Gras und Binsen und einige Sumpfpflanzen. Was aber in diesen also vernachlässigten Feldern gut fortkam, das war die Vogelwelt, und hatten den Ingenieur vorhin die grotesken steinernen Rebhühner in Erstaunen gesetzt, so mußte er sich hier verwundern über die unglaubliche Fülle der lebendigen, die die ganze Gegend

mit ihrem kurzen Krähen und ihren Lockrufen erfüllten. Ja, sie waren so wenig scheu, daß er bald hier, bald dort in den dürftigen und durchsichtigen Kornfeldern die einzelnen Völker ihrer Nahrung nachgehen sah, wobei die Alten in ihrer zarten Sorgfalt für die niedlichen mäusegroßen Jungen einen lieblichen Anblick darboten. Es machte auf Wigand schließlich den Eindruck, als ob diese Felder eigentlich gar nicht ihrer selbst wegen, sondern nur dazu da wären, den unzähligen Rebhühnern Unterschlupf und Nahrung zu gewähren, und in diesem Gedanken wurde er dadurch bestärkt, daß die einzigen Anpflanzungen dieses Gutes, die mit Sorgfalt und Sachkenntnis gemacht waren, offenbar nur der Rebhühner wegen da waren. Ueberall nämlich, wo die Bodengestaltung das Ackern erschwerte, in alten Mergelgruben, an den Ufern der Feldteiche, an steilen Abhängen, auf den Kuppen der häufigen Hünengräber und an den Rändern der übermäßig breiten Wege waren mit großer Sorgfalt sogenannte Remisen angelegt, das heißt möglichst dichte Gebüsche von Dornen, wilden Rosen, Teufelszwirn, Holunder, Liguster und Kratzbeeren. An geeigneten Stellen befanden sich ganze Wäldchen von strauchartig gezogenen niedrigen Stieleichen, alles Anlagen, um den Rebhühnern im Sommer Schutz vor dem Raubgesindel und im Winter außerdem noch vor der Kälte zu gewähren. Wigand betrachtete alles dies mit immer neuer Verwunderung und seine Neugier, den Besitzer aller dieser Herrlichkeiten kennen zu lernen, erwachte.

„Das muß ein sonderbarer Kauz sein!“ dachte

er mit Kopfschütteln, „ein großer Jäger, aber ein schlechter Landmann, ein Mensch, dem ein Rebhuhn an der Schlinge seiner Jagdtasche mehr wert ist als ein Scheffel Weizen auf seinem Kornboden. Es gibt doch merkwürdige Christen."

Mittlerweile war er weit in das Feld hineingewandert und mußte an die Rückkehr denken. Er fand einen schmalen Fußpfad, der eine Krümmung des breiten Landweges abschnitt und offenbar wieder auf das Dorf zuführte, und diesen benutzte er für die Rückkehr. So wanderte er langsam dahin, indem er zuweilen stillstand und sich der träumerischen Ruhe des Juninachmittages erfreute. Rings um ihn wisperte und flüsterte leise das Korn und tausend Blumenaugen schauten auf ihn hin. Doch sonderbar war es, was am meisten auf ihn den Eindruck der Ruhe, der Stille und des Friedens machte, war gerade das, was sich am lautesten hervorthat, nämlich die hold verworrene Fülle der lieblichen Geräusche, die von nah und fern auf ihn eindrangen. Denn über den grünen Saatenfeldern um ihn her war der ganze Himmel erfüllt von jubelndem Lerchengesange, und ob sich auch die eine nach vollbrachtem Werke wie ein fallender Stein zu Boden stürzte, so stieg doch schon wieder eine andere mit neuem Liede aus dem Grün empor und immer blieb die gleiche Fülle lieblichen Getönes in den Lüften. Dazu zogen auf den Bäumen die Goldammern den dünnen Goldfaden ihres Liedes, es tönte aus jeder Hecke oder jedem der zahlreichen Gebüsche ein rieselndes Gesinge der Dorngrasmücken oder das

flötende Schmettern des Hänflings, Rauchschwalben ließen, im Fluge über das Korn hinschießend, ihr krauses Lied ertönen, fern im Grün verborgen schlug die Wachtel, und aus feuchtem Grunde schnarrte die Wiesenralle den Baß dazu.

Der Ingenieur, der am Morgen noch mitten in dem brausenden Häusermeer Berlins nur das Rollen der Wagen, das Läuten der Pferdebahnglocken und das Gebrüll der Ausrufer vernommen hatte, fand sich wohlthuend berührt durch diesen freundlichen Kontrast und schlenderte stillen Sinnes und behaglich dahin, bis er den Gutshof wieder erreichte.

Für die flachshaarigen Tagelöhnerkinder war der Reiz, den die tote Ratte auf sie ausübte, noch immer nicht erschöpft. Sie hatten sie an einen Bindfaden gebunden und vergnügten sich nun an der Wut, die das hin und her gezerrte Tier einem Dorfköter einflößte, einem jener schauderhaften Mischlinge, an deren Zustandekommen sämtliche Hunderassen Deutschlands gemeinsam gearbeitet zu haben scheinen, indem jegliche zum Leibe dieses Scheusals einen Teil beisteuerte, der so wenig als möglich zu irgend einem anderen Teile passen wollte. Der fette, unrasierte Herr mit der langen Pfeife im Munde schlief noch immer; die einzige Veränderung war nur, daß noch ein halbes Schock Fliegen mehr in seinem Glase wimmelte.

Als nun Wigand wieder die Senkung der Chaussee in das Thal der Richnow hinabschritt, lag das Dorf Richenberg im schrägen Schein der Sonne mit seinen Gärten, die in Terrassen bis zu dem Wiesengrunde

hinabstiegen, klar und deutlich vor ihm. Der größte unter diesen Gärten aber war der eines allmächtigen Herrn, des Todes nämlich. Der hatte um die Kirche herum seine vielfachen Beete angelegt, von denen weiße Kreuze und Grabtafeln aus Rasengrün und dunklem Buschwerk deutlich hervorleuchteten. An einem hervorspringenden Punkte schimmerte ein größeres Grabdenkmal in besonderem Glanze, und dort sah er nun zwei schwarz gekleidete Damen, eine ältere wohlbeleibte und eine schlanke junge, deren reizvolle ebenmäßige Gestalt auch in der Entfernung ihre Wirkung nicht verfehlte. In Wigand erwachte nun eine starke Neigung, diesen Kirchhof zu besichtigen, dessen Anlage ihm sehr bemerkenswert erschien. Auch die Kirche hatte plötzlich seine Teilnahme erweckt. Er glaubte schon von ferne die Spuren einer ursprünglich romanischen Anlage an ihr zu entdecken. War das der Fall, so mußte sie uralt sein und eine große Merkwürdigkeit für diese Gegend. Er beschleunigte demnach seine Schritte, bog bald in die breite Dorfstraße ein und stand nach einer kurzen Weile vor der einfachen hölzernen Pforte, die durch eine Feldsteinmauer in diesen Garten des Todes einführte.

⁂

2. Pastor „Bottervagel“.

Warum Herr Wigand in Träumerei versank. Der letzte seines Stammes. Vanessa Levana. Eine neue Bekanntschaft. Rösel von Rosenhofs monatlich herausgegebene „Insektenbelustigung“. Ein bißchen viel von Schmetterlingen. Was Vanessa polychloros, varietas Testudo für Unheil anrichten kann. Die Folgen der Entdeckung eines „grugligen, gälen Worms“. Wie Pastor Krahnstöver an der Angel saß.

Als Wigand den Kirchhof betreten hatte und um die Ecke eines Buschwerks bog, sah er, daß sich ein glattrasierter Mann in mittleren Jahren zu den beiden schwarzgekleideten Damen gesellt hatte und in teilnahmvoller Weise mit ihnen sprach. Dieser Mann, in dem er den Pastor des Ortes vermutete, schien eben von einem Ausfluge zurückgekehrt zu sein und trug die Ausrüstung eines Schmetterlingssammlers, ein Fangnetz, einen gelblichweißen Regenschirm und eine alte Ledertasche, deren beuliges Aussehen zeigte, daß sie mit einer Unzahl von verschiedenen Gegenständen vollgepfropft war. Die Damen verabschiedeten sich nun und gingen den Mittelweg des Kirchhofs entlang, wo sie dem Ingenieur begegnen mußten. Dieser hatte sich nicht getäuscht, als ihm die jüngere schon von ferne anziehend erschienen war. Der Zauber der Jugend, Schönheit und Gesundheit leuchtete aus ihrer ebenmäßigen Gestalt und das strenge Schwarz ihrer Kleidung schien wenig zu passen zu dem Ausdrucke sanfter Heiterkeit, der ihren reinen Zügen der gewohnte zu sein schien, augenblicklich aber von einem leichten

Schleier des Ernstes verhüllt war. Wigand fühlte jenen seltsamen magnetischen Zug, der oft Menschen, die sich zum erstenmal sehen, wie mit sanften Händen zu einander hindrängt, jene Empfindung, die ohne Worte sagt: „Wir sind füreinander geschaffen.“ Und dieses Gefühl schien gegenseitig zu sein. Jene Liebe, die auf den ersten Blick Romeo und Julia einander in die Arme trieb, blüht auch in unserem Norden, nur daß sie ihren Kelch ein wenig langsamer aufthut. Die beiden jungen Menschenkinder bewegten sich aufeinander zu. Wigand grüßte, ohne zu wissen, was er that, als ob es sich von selber verstände. Die ältere Dame erwiderte den Gruß mit ein wenig reservierter Verwunderung, die jüngere neigte sich wie eine Blume, die der sanfte Frühlingswind beugt, und vorüber waren sie. Als die Kirchhofspforte ins Schloß klirrte, sah er sich unwillkürlich um, es traf ihn ein flüchtiger Seitenblick aus schönen dunkelblauen Augen, und dann war er allein, allein mit dem Gesang der Vögel, der im Abendsonnenstrahle aus allen Büschen schallte, allein mit tausend Blumen, die auf den Gräbern nickten, und mit einem unbestimmten Gefühl von Glück, in dem sein Herz schwamm wie in lauter Sonnenschein. Wie im Traum ging er weiter zu dem Grabdenkmale, wo die beiden Damen gestanden hatten. Er betrachtete es scheinbar mit großer Aufmerksamkeit und doch war er gar nicht bei der Sache. Fast mechanisch schüttelte er den Kopf, als er auch hier wieder den schon bekannten Rebhühnern begegnete. An jeder Ecke des breiten Denksteines der

gemauerten Gruft saß ein solches steinernes Tier, und in der Mitte war ein Wappen ausgehauen, das ein Rebhuhn als Bild und Helmzier zeigte. Darunter stand in großer Schrift: „Hier ruhet Karl Friedrich Theodor von Rephun, Erbherr auf Richenberg, der letzte seines Stammes.“ Darunter das Datum des Geburts- und des Todestages.

Es ging ihm nun mit einemmal ein Licht auf über die vielen Rebhühner, die an diesem Nachmittage schon seine Verwunderung erregt hatten. Das hätte ihn sonst wohl sehr interessiert, allein jetzt wurde seine Aufmerksamkeit viel mehr gefesselt durch den frischen Kranz von blühenden Oleanderzweigen, der das Grab schmückte. Der rührte offenbar von dem jungen Mädchen her; vielleicht hatte sie ihn selber gewunden. Er meinte nie einen schöneren Kranz gesehen zu haben. Ihm kam ein Gedanke und schnell verglich er Datum und Jahreszahl. Richtig, vor einem Jahre an diesem Tage war der Mann gestorben. Das junge schöne Mädchen war sicher seine Tochter und die ältere Dame vielleicht seine Witwe. Als er noch so spintisierte, kam der Schmetterlingssammler, der sich einstweilen zwischen dem Buschwerk bewegt hatte, wieder zum Vorschein und fing ganz in der Nähe mit dem Netze einen gelbbraunen Schmetterling, den er alsbald hervornahm und mit großem Eifer von allen Seiten betrachtete. Wigand war in seiner Knabenzeit ein leidenschaftlicher Schmetterlingsjäger gewesen und er erkannte den kleinen Frühlingsvogel sofort. Das gab ihm einen guten Anknüpfungspunkt, um von dem

Manne leicht zu erfahren, was er zu wissen wünschte. Er trat einige Schritte näher und blickte ebenfalls auf den Schmetterling hin.

„Papilio Levana,“ sagte er.

„Vanessa!“ rief verbessernd der Sammler, „Vanessa Levana, die gelbe Landkarte.“

„Richtig,“ erwiderte Wigand, „das ist der Gattungsname. Aber ist es nicht merkwürdig spät im Jahre für den Schmetterling?“

„Das ist es ja eben,“ rief der Mann, „ich stehe hier ja und wundere mich, daß der noch fliegt. Im nächsten Monat muß ja schon die Sommergeneration Prorsa kommen, die ganz anders aussieht.“

„Wann hat man eigentlich entdeckt,“ fragte Wigand, der das Gespräch nicht ausgehen lassen wollte, „daß diese beiden Schmetterlinge nur verschiedene Generationen derselben Art sind? Der alte Rösel von Rosenhof wundert sich noch mächtig, als aus den ganz gleichen Raupen die ganz verschiedenen Schmetterlinge kommen.“

„Ja, und Porima, die seltene Herbstform, ist wieder anders,“ rief der Sammler eifrig. „Doch, was Sie fragten: Selbst Ochsenheimer wußte es noch nicht, als er den ersten Band seines Riesenwerkes herausgab. Erst der Vollender dieses Buches, Treitschke, gibt im zehnten Bande, der die Nachträge enthält, dies bekannt. Ein gewisser Herr Heß in Darmstadt und Freyer in Augsburg haben es herausgekriegt.“

Dann, als käme ihm jetzt erst ganz plötzlich etwas sehr Außerordentliches zum Bewußtsein, sah

er Wigand sehr verwundert an. „Sie sind doch der neue Ingenieur von der Bahn!“ rief er. „Krüger Lange hat mir vorhin gesagt, daß Sie angekommen sind. Und Sie kennen Rösel von Rosenhof, Sie verstehen etwas von Schmetterlingen? Sie sind ja eine Oase in der Wüste. Denn hier in der ganzen Gegend habe ich keinen Menschen, mit dem ich über so etwas sprechen kann mit Ausnahme meiner Frau. Ich will es Ihnen nur offen gestehen — wie unsere biederen Landleute nun mal sind — die meisten lachen darüber, denn für sie ist es nur elendes Ungeziefer. Ich weiß auch, wie sie mich nennen. ‚Rupengrieper‘ nennen sie mich und ‚Pastor Bottervagel‘.“ Und er lachte eine Weile fast lautlos von innen heraus, was mein Freund Abendroth „mit dem Magen lachen“ nennt. Dann fuhr er fort: „Ich bin nämlich der hiesige Pastor. Krahnstöver ist mein Name, Gottlieb Krahnstöver.“

Wigand nannte sich ebenfalls und sagte dann: „Wie ich zu Rösel kam? Auf dem Boden meines väterlichen Hauses war eine Kammer, in der allerlei altes Gerümpel und auch eine Menge von Büchern aufbewahrt wurden, die aus dem Nachlaß eines Großonkels stammten, der als Sonderling bekannt gewesen und uralt verstorben war. Die Bücher sollen seit der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts im Besitz der Familie gewesen sein. Sie wurden nur aus Pietät noch aufbewahrt, denn niemand nahm ein Interesse an ihnen. Nur ich, wenn ich als Knabe dort einmal hin kam, stöberte in den alten Schmökern herum,

denn ich hatte immer die Hoffnung, dort etwas für mich Brauchbares zu finden. Das gelang mir aber fast nie. Da war zum Beispiel des alten Brockes ‚Irdisches Vergnügen in Gott‘, neun starke Bände durch und durch voll lauter Gedichte. Manche davon waren fast einen Kilometer lang. Da fanden sich ferner Herrn Daniel Wilhelm Trillers ‚Poetische Betrachtungen‘, nur in sechs Bänden, die aber dafür desto dicker waren. Mit scheuer Hochachtung vor solch einer unmenschlichen Dichterkraft steckte ich solche Bücher wieder an ihren Ort. Doch einmal stellte ich ein paar leere Kisten aufeinander und kletterte hinauf, denn ganz oben stand noch ein Werk von fünf dicken Bänden, das ich noch nie in Händen gehabt hatte. Zwar fürchtete ich mich ein wenig, daß ich wieder auf einen solchen starken Dichter stoßen würde, der zwar nur fünf, aber dafür wieder um so größere Bände zu stande gebracht hätte, doch diesmal ward ich angenehm enttäuscht, denn auf den ersten Griff bekam ich den Atlas zu Rösels ‚monatlich herausgegebener Insektenbelustigung‘ in die Hand. Die wundervollen farbigen Abbildungen der Raupen, Schmetterlinge und Käfer gefielen mir wohl. Ich holte mir die vier Bände Text dazu und hockte stundenlang darüber, bis mich die Dunkelheit zum Aufhören zwang. Von dieser Zeit erwachte der brennende Drang in mir, die dort geschilderten Wunder in Wirklichkeit kennen zu lernen, und so fing ich an, Schmetterlinge zu sammeln.“

Den letzten Teil dieser Erzählung hatte der Pastor mit allerlei Zwischenrufen begleitet. Dann sagte er:

„Das ist mir höchst merkwürdig! Der alte Rösel ist doch ein rechter Zauberer. Sehen Sie, mir ist es ganz ähnlich ergangen. Mich hat er auch auf dem Gewissen. Doch das erzähl' ich Ihnen nachher. Denn wenn Sie ein fühlendes Herz' in Ihrer Brust haben, dann sind Sie heute abend mein Gast. Und kommen Sie gleich, ehe es dunkel wird, damit ich Ihnen noch ein wenig von meinen Schätzen zeigen kann."

Wigand nahm diese Einladung gern an. Doch in diesem Augenblick kamen die beiden schwarz gekleideten Damen wieder in Sicht. Sie gingen über die Richnowbrücke auf das Schloß zu. „Wer sind diese Damen?" fragte er in einem sehr gut getroffenen Tone höflicher Neugier.

„Die junge," antwortete der Pastor, „das ist unser gnädiges Fräulein Hildegard von Rephun, die einzige Tochter unseres verewigten Gutsherrn, der dort begraben liegt. War meine Schülerin. Versteht auch ein bißchen von Schmetterlingen. Nicht viel, aber doch etwas. Ein ausgezeichnetes Mädchen. Faßt jede Raupe an. Hat mir schon manche Seltenheit gebracht. Ja, wie sie da so hingeht in ihrem schwarzen Kleid. Sie erinnert mich immer an einen Trauermantel, der auch so sauber und dunkel angezogen und doch ein lustiger Sommervogel ist. Na und die andere das ist ihre Tante, Fräulein Schröder."

Dann gingen die beiden Männer zwischen den Gräbern an der Kirche vorüber und kamen auf einen Steig, der unter zwei uralten Linden durch eine Mauerpforte in den Pfarrgarten führte. Ein behag-

liches altes Haus zeigte sich, bis zum Dache überrankt mit Epheu, Rosen und Weinreben, je nach der Himmelsrichtung. Von der Straße war es durch einen kleinen blühenden Vorgarten getrennt und zu beiden Seiten der einfachen hölzernen Veranda standen zwei mächtige Oleanderbüsche in grünen Kübeln.

„In diesem Dorfe gibt's viele Oleander," sagte der Pastor, „das kommt von dem alten Herrn von Rephun her, der hatte zwei Hauptneigungen, die eine waren seine Oleanderbäume und die andre sein Wappentier, das Rebhuhn. In den letzten Jahren, da war er ein bißchen schnurrig, da ist er ganz verrebhuhnt und ließ das Bild dieses Vogels überall anbringen, wo nur Platz war. Doch kommen sie jetzt in mein ‚Museum', wie es in der guten alten Zeit hieß."

Sie betraten einen einfach ausgestatteten Flur, die Diele, wie man dort zu Lande sagt. Der Pastor öffnete dann eine Thür zur Seite und nun gelangten sie in ein großes Zimmer, dessen Wände ganz von Bücherregalen und großen Schränken bedeckt waren, die unzählige niedrige, aber breite Schiebeladen zeigten. Der Pastor deutete mit einem gewissen Stolz auf eine Abteilung seiner Büchersammlung, die sich durch die Stattlichkeit ihrer Bände auszeichnete. „Sehen Sie, da stehen alle meine Lehrer und Berater. Hier sehen Sie Ihren guten alten Freund Rösel von Rosenhof, hier: Ochsenheimer und Treitschke: ‚Die Schmetterlinge von Europa', zehn stattliche Bände, hier die großen Kupferwerke von Hübner, von Esper und von Freyer und das neuere Werk in Farbendruck

von Ramann — der Mann hatte sich eine eigene Kunstanstalt eingerichtet, um das Werk herzustellen — und hier den ‚Herrich-Schäffer‘, den ‚Staudinger und Wocke‘ und so weiter und so weiter. Uebrigens, rauchen Sie eine Zigarre oder eine lange Pfeife? Ich hab' einen angenehmen, leichten Tabak von Saniter & Weber in Rostock.“

Wigand entschied sich für eine lange Pfeife, weil ihm das für diesen Raum stilvoller dünkte, und als sie nun beide den Tabak in Brand gesetzt hatten, wandte sich der Pastor den Schränken mit den vielen Schiebeladen zu, betrachtete sie eine Weile mit liebevollem Stolz und indem er dann mit der Hand darauf hindeutete, sah er Wigand von der Seite an, als wollte er andeuten: „Nun, was sagen Sie dazu?“

„Sind die Kästen alle gefüllt?“ fragte der Ingenieur.

„Natürlich“, antwortete der Pastor vergnügt, „bis auf den nötigen Raum für Zuwachs. Mein Tischler baut mir schon einen neuen Schrank. Und doch habe ich mich nur auf Deutschland beschränkt und auf die Großschmetterlinge; auf das kleine Volk der Zünsler, Wickler, Schaben und Federgeistchen hab' ich mich noch gar nicht eingelassen. Doch wenn man sich erst in die Varietäten begibt, da summt es sich. Zum Beispiel die Argynnis-Arten, die Perlmutterfalter, die so gern variieren; davon hab' ich allein drei Kasten voll. Höchst seltsame Abweichungen, manchmal sollte man denken, man hätte eine neue Art. Doch was zeig' ich Ihnen jetzt zuerst? Bei

der Gattung Vanessa haben wir uns kennen gelernt, also fangen wir mit Vanessa an." Er zog einen Kasten hervor, setzte ihn auf einen Tisch in der Nähe des Fensters und öffnete den Glasdeckel.

„Nun sehen Sie sich den Inhalt dieses Kastens mal bedächtig an," rief er, „und dann sagen Sie mir mal, ob Ihnen was auffällt!"

Wigand blickte aufmerksam auf die bunten Schmetterlinge, auf die Reihen der Distelfalter, Admirale, Trauermäntel, Pfauenaugen und Füchse und was noch sonst zu dieser bekannten und weit verbreiteten Gattung gehört, allein anfangs fiel ihm weiter nichts auf, als daß die Exemplare der einzelnen Arten zuweilen bedeutende Größenunterschiede zeigten. Als er dies äußerte, schüttelte der Pastor verwundert den Kopf.

„Na, daß Sie das aber nicht sehen!" sagte er mißbilligend.

Endlich fand der Ingenieur am Ende der Reihe der „großen Füchse" einen Schmetterling, der ihm auffiel. Er deutete mit dem Finger darauf. „Hier diesen kenne ich nicht," sagte er, „das muß ein süddeutscher sein."

Dies schien dem Pastor große Befriedigung zu bereiten und er brach wieder in sein lautloses schütterndes Lachen aus. Dann paffte er einigemal ganz gewaltig, deutete mit der Pfeifenspitze auf den Schmetterling hin und rief: „Der? Das ist ein geborener Richenberger, wenigstens hab' ich ihn hier gefangen und zwar in meiner Kirche. Das ist die hier zu Lande

ungeheuer seltene Abart vom großen Fuchs, Testudo, die Schildkröte genannt, weil er so schildpattartig aussieht. Wie ich dazu gekommen bin, ist für mich als Pastor eigentlich etwas genierlich zu erzählen. Ich predigte nämlich vor drei Jahren am fünften Sonntage nach Trinitatis über das Evangelium von Petri Fischzuge und war glücklich beim dritten und letzten Teile angelangt, da kam mir ein Schmetterling in die Quere, der sich schon die ganze Zeit über in der Kirche herumgetrieben und hier und dort an den Fenstern geflattert hatte. Ich erkannte ihn natürlich gleich nach seinem Gebaren als den sehr gemeinen großen Fuchs und beachtete ihn nicht weiter. Nun aber saß er ganz in meiner Nähe auf einer Fensterbrüstung im Sonnenschein und klappte die Flügel auf und zu. Da durchzuckte es mich wie ein Blitz: ‚Der sieht ja ganz anders aus. Was ist das? Das muß Testudo sein!‘ sprach es in mir. Darüber verwirrte ich mich, verlor den Faden und begann zu stottern. Ich nahm mich gewaltsam zusammen, doch die Gedankenflucht war nicht mehr zu hemmen, so hatte mir die Aufregung über diesen seltenen Fund die Sinne verwirrt. Ich muß wohl ziemlich verworrenes Zeug geredet haben, denn ich merkte, die Leute wurden aufmerksam und stießen sich an. Und Vanessa polychloros, varietas Testudo flatterte jetzt wieder an dem Kirchenfenster. ‚Wenn er sich nur nicht zu sehr lädiert!‘ mußte ich fortwährend denken. Kurz, ich blieb elend stecken, was mir in meinem Leben noch nicht passiert war. Ich mußte meine Predigt abbrechen,

machte mit Aufbietung aller meiner Geisteskräfte einen kurzen Schluß und verließ ziemlich beschämt die Kanzel. ‚Hüt hett uns' Paster nich ollig liehrt', hörte ich jemand flüstern, als ich durch die Kirche ging. Ja, der Sammelteufel ist ein böser Herr und diesmal hatte er mich in seinen Klauen, denn ich will es nur gestehen, die Zeit bis zum Segen und bis die Leute, langsam und behäbig, wie sie sind, die Kirche verlassen hatten, wurde mir entsetzlich lang. In der Stille des stummen Schlußgebets hörte ich wieder, wie der Falter mit den Flügeln gegen das besonnte Fenster schlug. ‚Wenn er sich nur nicht zu sehr lädiert!' mußte ich wieder denken. Endlich war die Kirche leer; auch der Küster war nicht zu sehen; er war hinter dem Altar mit dem Klingelbeutelgeld beschäftigt. Schnell war ich an Ort und Stelle. Das Fenster war nicht zu hoch, von einem Kirchenstuhl aus konnte ich es bequem erreichen. Der Schmetterling saß jetzt mit zusammengefalteten Flügeln still auf der Brüstung, als dächte er über das trübselige Schicksal seiner Gefangenschaft nach, und mit einem geschickten Griff hatte ich ihn. Ich ließ ihn seine Flügel entfalten; wahrhaftig, das konnte nur Testudo sein. Zu Hause überzeugte ich mich, daß es wirklich der Fall war. Diese Abart ist, so viel ich weiß, hier zu Lande erst einmal bei Wismar gefangen." Und der Pastor sah so liebevoll auf das kleine, bunte Tier, als seien seine Flügel aus den kostbarsten Edelsteinen zusammengesetzt.

„Doch nun weiter!" fuhr er fort, indem er einen

andern Kasten herbeiholte, der eine Anzahl von Schmetterlingen aus der Familie der Schwärmer enthielt. „Was ich Ihnen nun zeige,“ sagte er, indem er auf eine Reihe von Totenkopfschwärmern zeigte, „ist nichts Besonderes, denn seitdem die Kartoffel überall in so großer Menge gebaut wird, ist dieser Vogel keine Seltenheit mehr, wie vor hundert Jahren. Aber ich zeige Ihnen diesen ersten, ziemlich dilettantisch aufgespannten Schwärmer darum, weil er das ‚Karnickel‘ ist, wie der Berliner sagt. Er hat das ganze Unheil angerichtet.“ Dabei deutete er mit einer umfassenden Armbewegung auf seine Bücher- und Sammlungsschränke hin.

„Das kam nämlich so. Als ich hier noch ein ganz junger Pastor war und eines schönen Juliabends in einer Laube saß und rauchte, und über meine nächste Predigt simulierte, da kam unser Hausmädchen Trina aus dem Gemüsegarten, wo sie Kartoffeln gehackt hatte, und sagte: ‚Herr Pastuhr, in dat Tüftenkrut, dor sitt mal 'n grugligen gälen Worm mit blage Striepen.‘

‚So,‘ antwortete ich, ‚hest em mitbröcht, wies mal her!‘

Da huddelte sie sich und sagte: ‚O ne, Herr Pastuhr, dei is mi tau gräsig antaufaten.‘

Ich ging nun mit und ließ mir den ‚grugligen gälen Worm‘ zeigen. Ich war höchst erstaunt, denn dergleichen hatte ich nie gesehen nnd auch nicht für möglich gehalten. Ich verstand damals nämlich von Schmetterlingen und Raupen gar nichts und glaubte

vor einem Naturwunder und einer ungeheuren Seltenheit zu stehen. Das ist ja niemandem zu verdenken, der diese stattliche, über zwölf Centimeter lange Raupe mit ihrer herrlichen Färbung in Zitronengelb, Hellblau und Dunkelgrün noch niemals gesehen hat. Ich pflückte den Zweig, auf dem das Tier saß, vorsichtig ab und nahm ihn mit ins Haus. Nun hätte ich aber für mein Leben gern gewußt, was für ein wunderbares Geschöpf ich da vor mir hatte. Da fiel mir ein, daß ich unter den Büchern meines verstorbenen Schwiegervaters — dessen Nachfolger bin ich nämlich — ein Werk mit Abbildungen von Schmetterlingen gesehen hatte. Wie er dazu gekommen ist, weiß ich nicht, denn seine Passion war Landesgeschichte, Heraldik und dergleichen, und er konnte sicher keinen Baumweißling von einem Kohlweißling unterscheiden. So holte ich mir denn den alten Rösel von Rosenhof von seinem Bort, wo er lange Jahre unbeachtet Staub gefangen hatte und nach einer Weile fand ich mit freudigem Schreck die ausgezeichnete Abbildung meiner Raupe. Ich suchte den dazu gehörigen Text und fand ihn am Anfange des dritten Bandes unter dem Titel: ‚Die zu der Nachtvögel ersten Klasse gehörige, ungemein große und mit Gelb und Blau wunderschön gezierte Jasminraupe, nebst ihrer Verwandlung in den sogenannten Todenvogel.‘ Mit wahrer Begierde verschlang ich den Inhalt. Wie der alte Rösel von dieser wunderschönen Raupe hört, die ein Gärtnerweib vor der Stadt für Geld zeigt und wie er dann nicht eher ruht, bis er nach langem Kampfe gegen Geld und

viele gute Worte diesen Schatz in seinen Besitz bringt. Wie er dann noch zwei andere Raupen derselben Art erhält und mit welcher Spannung er deren Verwandlung beobachtet. Wie dann schon im nächsten Monat zu seiner ungeheuren Freude ein sehr merkwürdiger und wunderschöner ‚Papillon' aus der einen der Puppen kriecht und wie sich zu dieser Freude die höchste Verwunderung gesellt, als dieser ‚Papillon' bei der Berührung ein ‚klägliches und knarzendes' Geschrei von sich gibt. Das Anziehende bei diesem alten Miniaturmaler und Naturforscher ist ja eben, daß wir keine bloße Naturgeschichte vor uns haben, sondern, daß die ganzen vier starken Bände fast ausschließlich eigenes Erlebnis enthalten, daß wir alle die kleinen Leiden und Freuden des Verfassers mitmachen, teilnehmen an seinen Entdeckungen und Ueberraschungen, an seiner Spannung und Erwartung. Und mit welcher Liebe sind die wunderbaren Abbildungen ausgeführt, künstlerisch schön und doch minutiös genau, so daß man die Lupe zuweilen zu Hilfe nehmen muß, um die ganze Feinheit der Darstellung zu würdigen.

„Von dieser Zeit an saß ich an der Angel," fuhr der Pastor fort, „und in meinen freien Stunden studierte ich den ganzen Rösel durch, während eine brennende Lust in mir erwachte, dergleichen selber zu betreiben. Doch fehlte mir dazu jegliche Anleitung. Da lernte ich auf einer kleinen Reise einen Sammler kennen, der mir zweckmäßige Bücher empfahl und mir die Adresse einer Naturalienhandlung gab, wo ich mir die nötigen Geräte verschaffen konnte. In meinem

Feuereifer versorgte ich mich mit allem, doch als ich nun schön ausgerüstet mit einer für den Anfang ganz netten Schmetterlingsbibliothek, mit allerlei Käschern, Spannbrettern, Insektennadeln, Fangflaschen, Raupenbehältern, Glaskästen und sonstigem Zubehör loslegen wollte, da war's Winter geworden und das einzige, was noch flog, war Brumata, der Frostspanner. Da saß ich nun da, wie der Berliner sagt, mit das Talent und konnt' es nicht gebrauchen. Aber vom nächsten Frühjahr ab: ‚Weh, das war ein großes Morden.' In dem ersten Jahre schon habe ich eine Masse von Arten zusammengebracht, denn zunächst konnte ich ja alles gebrauchen, und hier ist eine gute Gegend für Schmetterlinge."

Plötzlich fuhr sich nun der Pastor in die Haare und rief: „Ich schwatze und schwatze und vergesse ganz meine Frau. Sie weiß noch gar nicht, daß ich zu Hause bin, und daß wir Besuch haben. Sie wird in der Gartenstube bei den Raupen sein. Kinder haben wir ja leider nicht, und da hat meine Frau die Raupen übernommen. Sie ist vielleicht die beste Raupenmutter, die je gelebt hat. Alles bringt sie durch. Kommen Sie, kommen Sie, junger Mann."

Und beide begaben sich alsbald in den hinteren Teil des Hauses.

⁂

3. Die Raupenmutter.

Wie Frau Pastorin Krahnstöver sich wunderte. Richenberger Auslese. Ignota magna, Krahnstöver Oleander und Rebhühner. Warum Herr von Rephun auf das Schatzgraben verfiel und Beverneſt „kontrakt" wurde. Lieblingsgeschichten. Herrn Wigands sonderbarer Traum.

Der Pastor öffnete eine Thür, aus der ein heller Schein hervorbrach, denn das dazu gehörige Zimmer war ganz vom Lichte der Abendsonne erfüllt. Darin standen keine Möbel als eine Anzahl von treppenförmigen hohen Blumenständern, die an die Süd- und Westfenster des Zimmers gerückt waren, und einige Tische und Stühle. Auf den Blumenständern aber befanden sich keine Topfpflanzen, sondern eine Unzahl von Raupenkästen und großen Glashäfen, und die Tische waren bedeckt mit Spannbrettern für Schmetterlinge in allen Größen. Zwischen diesen Gegenständen bewegte sich eine behäbige Frauengestalt, die die verschiedenen Behälter aus einem Korbe, den sie am Arme trug, eifrig mit grünen Zweigen versah. „Da bist du ja, Gottlieb," sagte die Frau, ohne sich umzusehen, „ich bin gleich mit dem Füttern fertig."

„Ja, da bin ich, Wieschen*)," rief der Pastor, „und ich bringe einen Gast mit, den neuen Ingenieur von der Bahn, Herrn Wigand, der für mich eine Gabe Gottes ist, denn er versteht etwas von Schmetterlingen."

---

*) Diminutiv von Luise.

„O, das ist mal schön," sagte die Frau Pastorin, indem sie Wigand die Hand entgegenstreckte, „da kann sich Gottlieb mal richtig ausschnacken. Doch du kommst schon mit der langen Pfeif' über halb ausgeraucht? Da seid Ihr wohl schon 'ne ganze Zeit hier? Natürlich, da bist du gleich mit dem Herrn auf die Schmetterlinge losgestürzt und hast ihm nicht Naß und Trocken angeboten. Ja, das kenn' ich schon. Hast ihm wohl gleich unsern Stolz gezeigt? Sämtliche europäischen Nonagrien, alle aus hiesiger Gegend."

„Nein, wir hatten was anderes vor," sagte der Pastor.

„Na, das wundert mich aber," rief die Frau, „das ist doch sonst immer das erste, wenn ein Kenner kommt. Hier ist übrigens heute allerlei ausgekrochen, Gottlieb, drei Castaneae, eine Milhauseri und zwei Coenobita. Aufgespannt hab' ich sie schon. Doch nun hol' ich einstweilen 'n Glas Wein und 'n bißchen zu knabbern."

„Von dem bewußten Jahrgang!" sagte der Pastor leise und geheimnisvoll, indem er den Finger aufhob.

„Weiß schon, weiß schon!" flüsterte seine Frau ebenso und verschwand.

„Lauter Seltenheiten sind das, von denen meine Frau sprach," sagte nun der Pastor, „aber ich weiß gute Fundstellen der Raupen und Puppen und ziehe mir die Schmetterlinge für den Tauschhandel."

Nun mußte Wigand die Raupenzüchterei besichtigen, und selbstverständlich den vorgeführten Seltenheiten die schuldige Hochachtung beweisen, und dann

wurden sie in den Garten abgerufen, wo die Frau Pastorin in einer Laube mit Wein und Schürzkuchen ihrer wartete. Der Pastor schenkte mit einer gewissen Feierlichkeit die Gläser voll und sagte: „Ich bin neugierig, ob Sie die Sorte kennen.“

Wigand hielt das Glas gegen das Licht: „Merkwürdig hellrot,“ sagte er, „das muß eine Art Schillerwein sein.“ Dann trank er, betrachtete das Glas verwundert und prüfte noch einmal.

„Ein köstlicher Tropfen,“ bemerkte er dann. „Auffallendes Feuer, es muß ein südlicher Wein sein. Ist mir aber ganz unbekannt.“

Der Pastor verfiel wieder in sein schütterndes, fast unhörbares Lachen, während ihm seine Frau mit befriedigtem Stolze zunickte. Dann rief er höchst vergnügt: „Ganz falsch! Es ist Richenberger. Richenberger Auslese aus einem günstigen Jahr. Ipse feci!“ fuhr er dann fort, indem er mit dem Finger auf die eigene Brust tippte. „Halb Stachelbeeren, halb Johannisbeeren und etwas mehr Zucker als gewöhnlich. Daher das südliche Feuer. Kommen Sie, ich werde Ihnen den Garten zeigen und den Ort, wo dieser Wein gewachsen ist.“

Die beiden Männer stiegen nun langsam den terrassenförmig angelegten Garten bis zur Wiese hinab und besichtigten alles, die üppigen Gemüsebeete, die trefflichen Obstbäume und Beerensträucher, und die dichten Gebüschgruppen, zwischen denen überall das Geißblatt mächtig rankte. Auch der Reisigzaun, der den Garten nach der Wiese zu abschloß, war ganz

mit diesem Gewächs überzogen, daß er dalag wie ein grüner Wall. „Meine Lieblingspflanze," sagte der Pastor. „Und wie manchen Nachtschmetterling habe ich an ihren stark duftenden Blüten schon bei der Laterne gefangen."

Als die beiden Männer nach dem Hause zurückgekehrt waren, fanden sie den Tisch gedeckt und mit allerlei guten Sachen besetzt, denen sie nun alle Ehre anthaten, indes auch die Richenberger Auslese nicht vernachlässigt wurde. Dann sagte der Pastor: „Nun glauben Sie aber nicht, Herr Wigand, daß Sie mit heute so abkommen. Meine Sammlung müssen Sie sich noch ordentlich besehen, das geht nicht anders."

„Ja, und der Mühe wert ist es," sagte die Frau, „denn wir haben alles, was im Lande vorkommt, und meist selbst gefangen oder gezogen. Und eine Menge von Varietäten. Denn auf Varietäten ist Gottlieb ganz wild. Nur eins haben wir nicht, und das ist unser größter Kummer."

„Du, Wieschen!" sagte der Pastor und drohte ihr mit dem Finger.

„Ja, nun will er wieder nicht, daß ich davon spreche," rief die Pastorin, „denn er sagt immer, es ist 'n weltlicher Ehrgeiz und paßt sich nicht für'n Geistlichen, aber den Wunsch hat er doch, das weiß ich ganz genau. Und ich find' da gar nichts bei."

„Aber Frau," rief er nun wieder.

„Na, Gottlieb, es ist doch nichts Schimpfliches und ein ganz natürlicher Gedanke, wenn man es so weit gebracht hat, wie du. Da ist nämlich zum Bei-

spiel unser Landsmann, der Kreiswundarzt Schmidt in Wismar, der hat eine neue Eul' entdeckt, Agrotis Florida, Schmidt, und außerdem sind noch einige standhafte Varietäten von ihm benannt worden, wie Senta maritima Wismariensis und so weiter. Warum sollte nun mein Mann nicht auch mal das Glück haben, so 'ne kleine versteckte Eul' aufzustaken, die noch niemand kennt. Mühe gibt er sich doch genug und klopft und harkt alljährlich so viel Raupen zusammen, daß ich meine Not hab', sie alle groß zu kriegen. Einen vorläufigen Namen hat die neue Eul' auch schon. Sie heißt Ignota magna, Krahnstöver, die große Unbekannte."

Der Pastor war ganz rot geworden und knurrte unwillig vor sich hin, so daß Wigand den Zeitpunkt für passend erachtete, das Gespräch auf andere Dinge zu bringen, die zugleich für ihn mehr Interesse darboten. Er berichtete über seinen Nachmittagsspaziergang und über die Beobachtungen, die er während dessen gemacht hatte.

„Ja, es ist eine greuliche Wirtschaft," sagte die Pastorin, „kein Gut in der ganzen Gegend ist so verwahrlost, und das ist kein Wunder, denn der letzte Herr von Rephun übernahm es schon tief verschuldet, und für die Wirtschaft war nie Geld vorhanden. Ja, so lange die Frau noch lebte, da ging's an. Sie war eine Bürgerliche, und er hat sie wegen ihres Vermögens geheiratet, was ihm bei seinem Adelsstolz sauer genug ankam. Aber es war damals, als er mit vierzig Jahren aus dem Ausland zurückkam, weil

er kein Geld mehr hatte, der einzige Ausweg, sich über Wasser zu halten. Denn eine Ebenbürtige mit genug Vermögen konnte er nicht kriegen. Die Frau war eine Gutbesitzerstochter und verstand etwas von der Wirtschaft, damals nahm das Gut einen Aufschwung. Aber sie hat nicht lange gelebt, sie starb fünf Jahre später nach der Geburt der kleinen Hildegard im Wochenbett. Dann kam alles wieder zurück. Der alte tüchtige Inspektor ging ab, weil er sich mit dem Herrn nicht vertragen konnte, und der neue war ein Waschlappen ohne eigene Meinung. Das Vermögen verkrümelte sich und ging drauf für allerlei Schnurrpfeifereien und sonderbare Liebhabereien, und zuletzt wurde der Herr von Rephun ganz besessen von allerlei Neigungen, außer denen er für nichts Interesse hatte. Die erste waren seine Oleanderbäume, die zweite die Rebhühner, und zuletzt kam noch das Schatzgraben dazu. Die Teile des Schlosses, die er bewohnte, sind ein vollständiges Rebhühner-Museum. Da gibt es Rebhühner-Tapeten und Rebhühner-Teppiche, die er nach eigenen Zeichnungen machen und weben ließ, Schränke, Tische und Stühle mit Rebhühnern in eingelegter Arbeit und unzähliges Geschirr, alles mit Rebhühnern bemalt. Das Schloß steckte voll von Porzellan und Möbeln aus der guten alten Zeit, aber das steht alles auf den Böden und wurde durch seine neuen scheußlichen Erfindungen ersetzt. In dem Schloß gibt es Rebhühner aus allen möglichen Stoffen, aus Holz, aus Steingut, aus Eisen, Bronze, Messing und Gips. Auch ausgestopfte, aber die wurden alle

von auswärts bezogen, denn auf dem Gut durfte nie eins geschossen werden, und im Winter wurden sie mit dem besten Weizen scheffelweise gefüttert. In den letzten Jahren seines Lebens kam nun noch das Schatzgraben dazu. Denn als er die alte, greuliche Rebhuhnmauer bauen wollte, die Sie schon kennen, da wurden für die Fundamente die Grundmauern von dem alten Schloß abgebrochen, das auf dem Berg im Park lag und im Dreißigjährigen Kriege zerstört worden ist. Da fanden die Arbeiter im Mauerwerk einen flachen, eisernen Kasten, den sie ablieferten, nachdem sie gefunden hatten, daß nichts darin war als ein beschriebenes Pergament. Das studierte nun der Herr von Rephun durch mit großer Mühe und fand, daß es ein Verzeichnis von Schätzen enthielt, die ein Vorfahr zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges an verschiedenen Orten in der Umgegend vergraben hatte. Das Verzeichnis war für seinen Sohn an diesem vorher verabredeten Ort niedergelegt worden. Der Sohn war nämlich in Kriegsdiensten abwesend und der Vater begab sich mit seinen jüngeren Kindern und seiner Frau auf die Flucht nach Ostpreußen, da die Kaiserlichen oder die Schweden — ich weiß nicht mehr, welche Sorte von Mordbrennern es gerade war — im Anrücken waren. Diese Sache interessierte den Herrn von Rephun sehr, und er fing an, in alten Familienpapieren zu stöbern und zu graben. Da fand er denn, daß jener jüngere Vorfahr im Kriege gefallen und nicht zurückgekehrt, und der Vater bald nach seiner Flucht plötzlich gestorben sei. Da=

durch kam er auf den Gedanken, die vergrabenen Schätze müßten noch vorhanden sein, und darin wurde er bestärkt, als bald darauf beim Grabenziehen in der Richnowwiese ein merkwürdiger Fund gemacht wurde. Einer von den Arbeitern stieß nämlich auf einen Pfahl, der tief in dem weichen Wiesenboden steckte, und als er zufällig mit dem Spaten daran herunterfuhr, löste er einen langen Streifen von dem morschen Holz ab, und aus dem Innern schimmerte es hervor wie Silber. Der Inspektor kam darüber zu, und nun wurde der merkwürdig schwere Pfahl sorgfältig herausgehoben. Dabei brach das mürbe Holz aber auseinander, und einige hundert Silbermünzen, so groß wie Zweithalerstücke, rollten heraus. Der Pfahl war längs durchbohrt und bis oben mit Geldstücken gefüllt gewesen, und so hatte man ihn früher in den Sumpf versenkt. Dies brachte Herrn von Nephun in große Aufregung, denn dieser Pfahl, nebst der Beschreibung seines Versteckes, stand in seinem Verzeichnis, und nun war es ihm ganz klar, daß alle die Schätze noch vorhanden sein müßten. Und er bekam eine große Begierde nach den Ledersäcken mit Dukaten und Dublonen, den goldenen Ketten und Ringen, den kostbaren Gefäßen und den Schmuckgegenständen aus Edelsteinen, die alle dort verzeichnet waren, so daß alles zusammen einen tüchtigen Schatz ausmachte. Nun saß er Tag und Nacht und grübelte über dem Verzeichnis der vergrabenen Schätze und stöberte in alten Gutspapieren. Aber das war vergebliche Mühe, denn die Merkzeichen, die der Vorfahr angegeben

hatte, meist alte Bäume oder Findlingsblöcke, waren nicht mehr vorhanden, die Flurnamen, die dort verzeichnet waren, kannte niemand mehr, und so war es denn eine richtige unfruchtbare Grübelsache, eine schöne Aufgabe für einen deutschen Professor, wie mein Mann sagt. Aber er glaubte immer wieder, eine neue Spur gefunden zu haben, und dann wurde gegraben. Immer des Nachts, denn er hielt es mit der Heimlichkeit. Sein Faktotum, der alte Gärtner Beverneſt, hat sich krumm und lahm dabei gearbeitet und ist ganz kontrakt davon geworden. In schönen, stillen Sommernächten, wenn sonst alle Lichter ausgelöscht waren und alles schlief, konnte man dann manchmal zwei Laternen in der Gegend leuchten sehen. Bei der einen fingen mein Mann und ich Nachtschmetterlinge, und die andere trug Herr von Rephun und leuchtete mit stiller Gier auf die Spatenstiche seines getreuen Beverneſt. Aber während wir fast immer mit reichen Schätzen nach Hause kamen, hat er niemals etwas anderes gefunden als Regenwürmer und Engerlinge."

Der Pastor lachte in seiner stillen Weise vor sich hin und sagte dann: „Nun ist meine Frau doch mal glücklich wieder ihre Lieblingsgeschichte losgeworden."

„Na, du sei man ganz still, Gottlieb," rief die Pastorin. „Da möchte ich doch nur eine Frage thun, Herr Wigand. Sie waren mit Krahnstöver doch vorhin schon eine ganze Weile zusammen und haben sich mit ihm über Schmetterlinge unterhalten. Nun

frage ich Sie: „Kennen Sie die Geschichte von der ‚Testudo', und kennen Sie die Geschichte von dem ‚grugligen gälen Worm' oder nicht?"

„Ich kenne sie alle beide," antwortete Wigand lächelnd und der Wahrheit gemäß.

„Na, siehst du!" rief die Pastorin mit hohem Triumph und schabte ihrem Manne Rübchen.

„Wenn Sie sich übrigens für die Geschichte unseres Dorfes und seiner Herrschaft interessieren," sagte der Pastor nun, „da kann ich Ihnen genügende Auskunft verschaffen. Mein Vorgänger und Schwiegervater hat nämlich eine Geschichte des Dorfes Richenberg geschrieben. Das Manuskript gebe ich Ihnen gern mit. Eine zweite Abschrift hatte der alte Herr von Rephun. Er studierte fast täglich drin und erfreute sich höchlich an dem Glanze seiner Vorfahren."

Wigand verabschiedete sich nun, erhielt das genannte, ziemlich dicke Manuskript und kehrte in sein Wirtshaus zurück, wo er sich noch eine Weile im Bett mit den etwas weitläufigen Aufzeichnungen des verstorbenen Predigers beschäftigte, insonderheit mit der Geschichte derer von Rephun, die ihm eine seltsame Teilnahme einflößte.

Darüber schlief er ein und nach einer Weile kam ihm ein sonderbarer Traum. Er ging im Sonnenschein auf einer Wiese, wo allerlei merkwürdige und unbekannte Blumen blühten, umflogen von Schmetterlingen, dergleichen er nie gesehen hatte. Darunter befand sich einer von wunderbarer Größe und seltsamer Pracht. Zwar war er fast ganz schwarz, doch

erschien Wigand dies besonders schön, denn es war ein glänzendes, festliches Schwarz, das im Sonnenschein in allerlei liebliche andere Farben hinüberschillerte. Der Schmetterling flog dort in langsamer, feierlicher Weise umher und schien gar nicht scheu zu sein. Als Wigand die Hand nach ihm ausstreckte, ließ er sich ruhig fangen, saß ihm still auf den Fingern und breitete die schimmernde Pracht seiner Flügel auseinander. Auf den oberen befanden sich zwei tiefblaue Augen und merkwürdig: diese Augen sahen ihn an. Ja, war es denn überhaupt ein Schmetterling, was er dort auf seiner Hand hielt? Es ging ein rosiger Schimmer darüber hin, aus dem es wie purpurne Lippen hervorleuchtete, und nun sah er es wohl, es war ja ein geflügelter Mädchenkopf, den er wohl kannte. Und die blauen Augen sahen ihn mit einem Ausdruck an, daß er über dem Sturm lieblicher Empfindungen, der dadurch in ihm entstand, erwachte. Der frühe Junimorgen dämmerte bereits. Eine Rauchschwalbe, die unter dem weit vorspringenden Dach vor seinem Fenster ihr Nest hatte, war schon wach und übte leise, wie noch halb im Traum, ihren zierlichen, krausen Gesang. Und darüber schlief Wigand, mit dem Gefühle, ein großes Glück erlebt zu haben, sachte wieder ein.

*

4. Mittagszauber.

Beverneſt hat einen Verdacht. Warum Herr Wigand ſich verrechnete. Wie er einſchlief und warum er wieder aufwachte. Wie Herr Wigand ſich widerrechtlich auf ein fremdes Grundſtück begab. Was er dort fand und nicht fand. Sie war es!

Für Wigand begannen mit dem nächſten Morgen arbeitsvolle Tage. Er war ſchon frühzeitig heraus mit ſeinen Leuten, beging die abgeſteckte Strecke durch die Richnowwieſen und ſtellte die Arbeiter an, die an den Orten der zukünftigen Brücken Bohrungen zur Unterſuchung des Bodens zu machen hatten, während er ſelbſt mit ſeinen Gehilfen zu einer genaueren Vermeſſung einzelner Gegenden ſchritt. Er hatte zunächſt auf der Dorfſeite des Flüßchens zu thun und erhielt dort gegen Ende des Vormittags den Beſuch des Paſtors, der ſchon eine Weile von ſeinem Garten aus dem Treiben der Leute zugeſchaut hatte und nun aus dem Pförtchen, das auf die Wieſe führte, durch das hohe Gras auf ihn zukam. Er ſchien ſehr luſtig geſtimmt und kam lachend zu Wigand. „Ich habe ſoeben etwas ſehr Komiſches erlebt,“ ſagte er. „Der alte Gärtner Beverneſt war bei mir, da er eine Beſtellung von ſeiner Herrſchaft zu machen hatte, und der läßt es ſich nicht ausreden, daß Sie hier den vergrabenen Schätzen mit Gewalt zu Leibe wollen. ‚Ja, das hat ſich 'rumgeſprochen, un inner Stadt wiſſen ſie da auch ſchon von Beſcheid,‘ meinte er. ‚Un ſagen ümmer, ſie mieſſen hier man bloß die Verhältniſſen aus. Na, ich ſag' man, wozu brauchen

sie denn 'ne Bohrmaschin'. Damit wollen sie bloß die Schätz' 'rausbohren, die noch in die Grund sitzen. Wenn mein gnädig Herr noch leben thät', der würd' sich bannig lachen. Denn er hat nichs gefunden und hat doch die Schrift gehabt; wo wollen denn diese was finden. Denn in die Schrift da stehn all die Flöög ein, wo die Dukatens un die Dubluns un das anner all eingepurrt sünd, man bloß, daß wir die ollen Flöög immer nich finden konnten. Aberstens hier in die Wies', da sticht nichs mehr ein, was da eingestochen hat, das is all längst 'raus, das war damals den ollen Knüppel mit die Dalers. Hier in die Wies', da können sie Löchers bohren ein bei ein as in'n Sääw, un finden doch nichs as Torf un Maratz.' Und dann lachte der alte Mann so recht pfiffig, und ließ es sich auf keine Weise ausreden, daß sich die Sache so verhielte."

Der Pastor ließ sich nun das Instrument erklären, hielt aber nicht lange dabei aus, denn seine Aufmerksamkeit wurde bald abgelenkt durch einige Zygänen, die um die Wiesenblumen schwärmten. Er schraubte das zusammenklappbare Netz, das er stets bei sich trug, an seinen Spazierstock und begab sich auf die Jagd. Als sich Wigand in einer Arbeitspause nach ihm umblickte, war er schon weit fort. Aber, über ihn hinwegblickend, sah er etwas, das ihm noch mehr Teilnahme einflößte. Hinter der entfernten Mauer des Schloßparks mußte sich ein erhöhter Sitz befinden, denn dort bemerkte er die Damen, die er gestern auf dem Kirchhofe gesehen hatte, diesmal aber in heller Kleidung.

Sie blickten über die Mauer hinweg und schienen sich ebenfalls das neue Treiben auf der Richnowwiese anzuschauen. Er wendete sich pflichtgetreu wieder zu seiner Arbeit, allein das nächste Maß, das er in sein Notizbuch eintrug, wollte gar nicht recht stimmen. Er mußte die Messung wiederholen, und als er nun die neue, mehr befriedigende Zahl eingetragen hatte und wieder aufblickte, waren die Damen verschwunden.

Am nächsten Tag, es war gerade Johannistag, hatte der Ingenieur auf der anderen Seite des Flüßchens zu thun und die Anweisung gegeben, daß ihm, wegen der größeren Entfernung vom Dorfe, das Mittagsessen nachgebracht werden sollte. Auch hatte er dort ein so vergnügliches Fleckchen entdeckt, daß er es sich sehr hübsch dachte, dort bei dem schönen Wetter im Freien zu tafeln. Die Richnow machte nämlich von der Chausseebrücke aus einen großen Bogen, so daß sie nahe an die Dorfgärten herankam. Dann in mächtigem Schwunge ging sie wieder zu der Schloßseite hinüber und begrenzte von nun an den bruchartigen Erlenwald, in den der höher gelegene Teil des Parkes auslief. Bis an diesen Punkt des Flusses führte die Mauer, und dadurch bildete sich zwischen ihr und dem sanft daherfließenden Gewässer ein abgeschlossener, mit schönem Gras und allerlei Buschwerk bewachsener Winkel, den sich Wigand als Mittagsruheplatz ausersehen hatte. Als ihm nun das Mädchen aus dem Dorfkruge um zwölf Uhr auf dem grünen Rasen den Tisch gedeckt und sich dann unter großem Kichern entfernt hatte, denn ihr

erschien diese Art zu tafeln äußerst ungewöhnlich und komisch, hielt er höchst vergnügt sein Mahl, indes am Parkrand die Goldammern zirpten und sich zuweilen aus dem üppigen Grün ein Wiesenpieper mit schmetterndem Gesange in die Luft erhob, und in den mit Rohr durchwachsenen Uferweiden der Richnow die Schilfrohrsänger ihren knarrenden mit Flötentönen untermischten Gesang hören ließen. Verschiedene Schmetterlinge gaukelten vor ihm im Sonnenschein und die Schwalben flogen oft so dicht über ihn hin, als wollten sie ihm in den Suppentopf sehen. So beendete er langsam und behaglich sein Mahl. Doch die Mittagszeit schritt fort und es ward stiller um ihn her. Nur die Goldammern zirpten eintönig und schläfrig weiter und aus dem Erlenwalde tönte bald nah, bald ferner der lieblich melancholische Gesang des Fitis. Und wie nun Wigand so saß und auf den träge dahinfließenden Bach sah und die blauen Libellen, die über ihm tanzten und auf die Blumen und Gräser der Wiese, die ein sanftes Atmen des warmen Sommerwindes zuweilen leise nicken und flüstern ließ, da wiegte ihn das Summen der stahlblauen Fliegen, das unablässige Wetzen, Schwirren und Klingen in Gras und Kraut und der eintönige Vogelgesang sänftlich ein. Er neigte sich gegen die Mauer des Parkes, an der er saß, und entschlief. Einige Zeit hatte er so dagelegen, als er plötzlich aufwachte von einer leisen Berührung, als ob ihm jemand mit sanfter Hand über das Gesicht hinstriche. Ueber die Wiese her kam ein zitternder Klang; die Kirchturmuhr schlug

eins. Er starrte verwundert vor sich hin, denn nichts war zu sehen, doch hörte er ein hastiges Rauschen wie von weiblichen Gewändern, ein Knarren, wie von Treppenstufen und leichte, eilige Schritte, die sich rasch entfernten. Auch glaubte er in dem Augenblick, als er die Berührung verspürte, einen leisen Schreckensruf vernommen zu haben. Und nun mit einemmal bemerkte er, daß er ganz mit Feld- und Waldblumen überstreut war. Eine Art Uebermut befiel ihn bei diesem lieblichen Abenteuer und eine starke Neigung ward in ihm wach, die Geheimnisse dieses Parkes zu ergründen. Er untersuchte die Stelle, wo die Mauer auf diesen kleinen Fluß stieß. Früher hatte dort ein strahlenförmiges Gitter von spitzen Holzlatten, die bis in das Wasser reichten, den Eingang versperrt, doch war dies längst zerfallen und nur noch in andeutenden Resten vorhanden. Mit einiger Gewandtheit konnte man sich leicht um die Mauer herum auf die andere Seite schwingen, und kaum hatte Wigand dies ergründet, so war er auch schon drüben. Er fand dort an der Mauer ein Gerüst aus bemoosten Holzbalken und Brettern mit Sitzen darauf, zu denen eine Treppe führte, und nun fiel es ihm wieder ein, daß er ja von dieser Stelle am vorigen Tage die Damen hatte über die Mauer blicken sehen. Mit den etwas bänglichen Gefühlen eines nicht berechtigten Eindringlings begab er sich weiter in die unbekannte grüne Einsamkeit. Uralte Bäume, verwilderte Gebüschgruppen, grasüberwachsene Wege und ungepflegte Wiesen, mit einer Fülle von Blumen überdeckt, zeigten

sich seinen Blicken. Der Weg, der an der Mauer entlang zu diesem Lugsitz hinführte, war etwas besser gehalten und notdürftig von Unkraut gereinigt, alle anderen, die er sah, schienen seit Jahren solcher Wohlthat nicht mehr teilhaftig geworden zu sein. Er schritt in der Richtung auf das Schloß zu langsam weiter. Zur Seite zeigte sich ein Weg ganz mit hohem Gras und Wurzelschossen der umliegenden Gebüsche bewachsen. Dort mußte vor kurzem jemand gegangen sein, wie eine breite Spur in dem hohen Grase bewies, und unwillkürlich schlug Wigand dieselbe Richtung ein. Die Spur aber verlor sich bei einem dichten Gebüsch, das ganz mit Geißblatt, wildem Hopfen und Zaunwinden überrankt war, daß es dastand wie ein grüner Hügel. Nur an einer Stelle zeigte sich eine Lücke in dem Grün wie der schwarze Eingang einer Höhle. Das Geißblatt war bereits in Blüte. Vielleicht hatte hier jemand vorhin Blumen gepflückt und war dann zurückgegangen. Wigand schritt langsam weiter. Mit einemmal beschlich ihn das sonderbare Gefühl, nicht allein zu sein. Er stand eine Weile und sah sich um. Doch nichts war zu sehen, als ringsum die grüne, blühende Einsamkeit. Vor ihm lag eine Wiesenfläche, von der sich der Weg nur als ein weniger blumiger Streifen abhob. Der Wind war ganz eingeschlafen und auf dem blühenden Grasplatz bewegte sich nichts, als die unzähligen lautlos flatternden Tagfalter oder hie und da eine Blume, wenn eines dieser leichten Flügelwesen sie verließ und sie ihm leise nachnickte. Um so seltsamer erschien

es bei dieser gänzlichen Windstille, daß die einzelnen mächtigen Zitterpappeln auf dieser Wiese trotzdem in steter Bewegung waren, und geheimnisvoll, als lebten sie, ihre Blätter unablässig bewegten. Als Wigand weiter schritt und seinen Blick auf das flimmernde Zittern dieser Blätter gerichtet hatte, ward er zweier Eisvögel gewahr, die in hastigem, taumelnden Fluge einander umkreisten. Bei diesem schönsten und stattlichsten unserer nordischen Tagfalter und dessen dunkler Grundfärbung fiel ihm sein Traum wieder ein, und unwillkürlich blickte er sich um, ob das fliegende Wunder, das sich ihm damals gezeigt hatte, nicht in dieser zauberhaften Einsamkeit feierlich umherschwanke. Ja, Ort und Stunde waren günstig, wenn etwas Außerordentliches geschehen sollte, allein außer den Eisvögeln sah er nichts, als das gewöhnliche Volk der anderen Schmetterlinge: Weißlinge, Zitronenfalter, Dukatenvögel, Bläulinge, Perlmutterfalter, Sandaugen und dergleichen. Dann kam er über eine Brücke, die einen träge fließenden Seitenarm der Richnow überspannte, an den Fuß des stattlichen Hügels, auf dem noch ein wenig Gemäuer der alten Burg Richenberg aus dem Grün hervorschaute, und wandte sich einem Wege zu, der wieder auf das Schloß hinführte. Hier nahm der Park einen anderen Charakter an und ward durchschnitten von schnurgeraden Alleen aus alten Linden und Kastanien, die zum Teil strahlenförmig auf das Schloß zuführten. Dazwischen auf den freien Plätzen fanden sich verwilderte Taxusgänge und symmetrische Anlagen aus alter Zeit und hie

und da zerfallenes Sandsteinbildwerk. Aber man sah gleich, daß aus dem Kruge dieser Wassernymphe seit Jahren kein Wasser mehr geflossen war; Moos und Unkraut wuchsen darin, und das Bassin hatte sich mit Moder und Laub vergangener Jahre gefüllt. Venus hatte ihren Spiegel verloren und die Hand dazu, die ihn hielt, und sah mit bekümmerter Miene auf ihren verwitterten Armstumpf. Doch dem Herkules ihr gegenüber war es nicht besser ergangen. Was nützten ihm nun seine fürchterlichen Muskeln, da seine Keule fort war und er sich mit einer Hand ohne Finger in die leere Luft stützte. In einer geschützten Ecke unter dem steinernen Löwenfell hatte ein Rotschwänzchen sein Nest gebaut und fütterte seine Jungen. Wigand gelangte nun auf einen, von dichten, dunklen Taxushecken eingeschlossenen, halbrunden Platz, auf den die breite Hauptallee des Gartens ausmündete. Hier stand eine mächtige Sonnenuhr von Sandstein, ohne Zeiger. In geringer Ferne sah er jetzt am Ende des dämmernden Lindengewölbes das helle Schloß schimmern. Plötzlich ward sein Blick seitwärts gezogen. Huschte nicht dort am Ende der langen Querallee, in der er stand, ein helle Gestalt vorüber? Noch einmal leuchtete es auf in einer Buschlücke, dann war es verschwunden. Rings Schweigen. Nur die Fliegen summten an den Stellen, wo ein breiter Strahl des Sonnenlichtes durch die Lücken der Wipfel fiel. Wigand vermied die breite Allee und ging durch die verwilderten Gänge von Taxus und Hagebuchen auf das Schloß zu. Am Ende stieß

er auf den Kreis, von dem die Wege strahlenförmig ausgingen. Er war von einer dichten, wohlgeschorenen Hecke eingefaßt. Dann folgte ein breiter Kiesweg, der den großen, mit Teppichbeeten gezierten Rasenplatz vor dem Schlosse umfing. Hier herrschte Sauberkeit und eine ordnende Gärtnerhand. Doch war auch sofort das unvermeidliche Rebhuhn wieder da, denn alle die farbigen Teppichbeete hatten die Form eines Rebhuhns und auf dem glatten, kurzgeschorenen Rasen befanden sich unterschiedliche Völker dieses Geflügels, aus buntem, glasiertem Thon hergestellt. Ein leiser Schauder überkam Wigand vor dieser Rebhühnermonomanie. Rings um den Rasenplatz und an den Seiten der breiten Freitreppe des Schlosses waren auch hier Oleanderbäume aufgestellt. Auf dem breiten Kieswege stand ein nachdenklicher, alter Pony vor einen Wasserwagen gespannt, und ein krummer, alter Mann humpelte dort herum und begoß unter mannigfachem Stöhnen und Selbstgesprächen die Oleanderbäume. Das war gewiß der brave Beverneſt. Wigand hätte ihn gern angeredet, allein in seinem Gefühl als unerlaubter Eindringling wagte er sich nicht hinter der schützenden Hecke hervor, und mußte somit darauf verzichten, zu erfahren, was er für sein Leben gern gewußt hätte. Er wanderte langsam durch den einsamen Park wieder zurück, den Kopf gesenkt und die Hände auf dem Rücken, in grübelnde Gedanken vertieft. Ehe er wieder an seine Arbeit ging, sammelte er sorgfältig die verstreuten Blumen zusammen und barg sie im Wasser des Flusses zwischen zwei knorrigen

Erlenwurzeln. Bei diesem Geschäfte schien er endlich mit dem, worüber er grübelte, ins klare zu kommen und unwillkürlich sprach er das Resultat seines Nachdenkens laut vor sich hin: „Ob mit Absicht oder, wie ich glaube, ja, wie ich weiß, ohne Absicht — sie war es!“



5. Nachtfang.

Die Schmetterlingskneipe. Warum Herrn Wigands Gedanken ins Schwimmen kamen. Wie Pastor Krahnstöver die Wohlthaten seines Amtsbruders mit Undank lohnte. Der Pfarrer von Grünau. Warum Hildegard rot wurde. Dämmerung. Das Lied vom Rotkehlchen. Fledermäuse essen auch gern etwas Gutes und Seltenes. Allerlei Schwärmer. Wie der Pastor einen Schatz fand. Die Mittagsfee und das Mittagsschaf. Wie Hildegard ein Geständnis machte, und Herr Wigand durch die blaue Blume des Märchens ebenfalls einen Schatz fand.

Der Pastor hatte unten in seinem Garten, wo dieser an die Wiese stieß, eine Anlage hergerichtet, die er die Schmetterlingskneipe nannte. Der freie Platz dort hinter dem von Geißblatt und Winden überrankten Zaun war bedeckt mit Beeten, auf denen mit sanftem Schimmer Verbenen blühten und die Würzkräuter Lavendel und Wiesensalbei. Dort leuchtete es von Jalappen und Petunien, und eingefaßt ward dieser Platz von einem dichten Kranz aus Seifenkraut und Nachtviolen, hinter denen sich wieder mit Geißblatt überrankte Fliederbüsche erhoben. Dazu ließ von dem benachbarten Kirchhofe her eine uralte Linde

ihre Zweige über die Mauer bis auf den Boden hängen, so daß dort an schönen Abenden am Ende des Juni, wenn die Mehrzahl dieser Gewächse bereits in Blüte war, ein geradezu betäubender Duft herrschte. Da nun dies lauter Pflanzen sind, deren Blüten besonders auf die Nachtschmetterlinge eine dämonische Anziehungskraft ausüben, so war dies ein höchst bequem gelegener Fangplatz für den fanatischen Sammler.

„Seit einigen Tagen blühen die Linden," sagte der Pastor an einem der folgenden Tage zu Wigand, „und der Jelängerjelieber. Wollen Sie sich nicht morgen abend am Nachtfang mit der Laterne beteiligen? Wir haben dort unten in meinem Garten einen mächtigen Anflug aus der Nachbarschaft, aus den Baumgärten und von der Wiese und besonders auch aus dem gegenüberliegenden Park. Da habe ich schon manche Seltenheit ergattert. Wollen Sie? Das Fräulein vom Schloß wird auch dabei sein."

Wigand hätte auch ohne dies zugesagt, nun wollte er natürlich erst recht, denn diese Nachricht fiel ihm wie ein freudiger Schreck auf das Herz.

Am nächsten Tage war es sehr heiß, und am Spätnachmittage stieg aus Westen ein Gewölk auf, verdunkelte die Sonne und ging mit einem warmen Regen über das Land. Schon ward dem Ingenieur, der noch auf dem Felde zu thun hatte, ganz bange um den vielversprechenden Abend, da brach die Sonne glänzend wieder hervor und malte einen Regenbogen auf die abziehende blaugraue Wolkenwand, während sich die blitzenden Tropfen allmählich verringerten,

und bald die Welt wieder in ungetrübtem Glanze lag. Eine Weile später sah er eine helle, schlanke Gestalt von Schloß Richenberg aus über die Chaussee auf das Dorf zuschreiten. Ueber Wigand kam die Unruhe, seine Gedanken gerieten ins Schwimmen und die Arbeit fleckte nicht mehr. Er entließ seine Leute ein wenig vor der Zeit und begab sich nach dem Wirtshause. Am Wege, in den blühenden Heckenrosen, deren nasse Blätter in der Sonne glänzten, sangen die Grasmücken und die Luft war voll von Lerchenjubel und frischem Duft. Er kleidete sich sehr sorgfältig um und ging dann langsam zu dem Pastorhause, da es ihm noch ziemlich früh an der Zeit zu sein schien. Der Pastor kam ihm strahlend entgegen: „Besser konnte es gar nicht kommen," rief er, „nach so einem warmen Regen, da fliegen besonders die Schwärmer am liebsten. Das kann ein guter Fang werden heute. Die Weibsleute sind schon im Garten und decken den Tisch. Kommen Sie noch eine Weile herein, ich zeige Ihnen heute einmal meine Sphingiden, damit Sie sich ein wenig vorbereiten."

Dabei hielt er sich nun wieder ziemlich lange auf, denn von den Sphingiden kam er auf die Sesien und die Zygänen, von diesen auf die Spinner und zuletzt auf die interessante Gattung Saturnia, wobei er eine an Einzelheiten und Enttäuschungen reiche Geschichte erzählte, von seinen Bemühungen, das Wiener Nachtpfauenauge in der Gegend einzubürgern. „Reihlen in Stuttgart ist es gelungen," rief er, „und ich bringe es auch noch fertig, denn ich

höre nicht eher auf. Zu jedem Mai lasse ich mir Eier aus Wien schicken. Im vorigen Jahr hatte ich in einem Zwergbirnbaum im Garten einundzwanzig Raupen, die fast ausgewachsen waren. Die schönen, mächtigen, goldgrünen Tiere mit ihren hellblauen Höckern und den feinen Wimpersternchen darauf waren meine ganze Wonne. Als sie kurz vor dem Verpuppen waren, hatte ich Besuch von einem Amtsbruder. Ich wurde abgerufen und ließ ihn eine Weile allein im Garten. Als ich wieder zurückkam, hörte ich von Zeit zu Zeit ein mächtiges Trampsen und als ich meinen Gast zu sehen bekam, rief er mir zu: ‚Lieber Bruder, ich mache mich ungeheuer nützlich. Du hast da in deinem Birnbaum ja eine ganz scheußliche Sorte von Raupen, wahre Beester. Den halben Baum haben sie schon kahl gefressen. Aber ich halte fürchterliches Gericht über sie. Acht habe ich schon in den Orkus befördert.‘ Und damit trat er mit Gefühl und Nachdruck die neunte tot und suchte nach einem neuen Opfer. Ich stürzte ihm in den Arm und hielt ihn von weiterer Schandthat zurück. Er begriff meinen Kummer und mein Entsetzen gar nicht, und ich hatte genug zu thun, der unchristlichen Gefühle Herr zu werden, die mich gegen diesen wohlmeinenden Mörder erfüllten. Die übrigen zwölf haben sich verpuppt, allein scheinbar ist nichts danach gekommen. Aber in diesem Jahre habe ich über hundert Raupen im Gange, alle oben in den höchsten Wipfeln der großen Bäume, wo sie sicher sind vor solchen Wohlthätern.“ Und damit lachte er wieder in seiner lautlosen Weise.

Ein Mädchen kam und rief zu Tische. Sie stiegen die Terrassen des Pfarrgartens hinab, der im stillen Abendsonnenschein ganz von frischem Duft und Vogelgesang erfüllt war. In einer Geißblattlaube an der Schmetterlingskneipe, dem blühenden Lindenbaume gerade gegenüber, befand sich ein gedeckter Tisch und dort zwischen den Blumen die schöne helle Gestalt in dem gelblichen mit zarten Blümchen überstreuten Kleide, das war Hildegard. Sie errötete ein wenig bei der Vorstellung, und doch schimmerte zugleich ein Lächeln hinter diesem zarten Flor.

Als das Essen aufgetragen wurde, räusperte sich der Pastor und seine Frau fing an zu lachen: „Gottlieb," rief sie, „nun weiß ich schon wieder, was du sagen willst. Er hat nämlich so einige Redensarten und Geschichten, die kommen bei gewissen Veranlassungen so sicher wie das Amen in der Kirche."

„Sagen Sie mal, Herr Wigand," sagte dann der Pastor, „haben Sie schon einmal eine Frau gesehen, die ihren Mann so ständig zum besten hat wie meine? Aber nun gerade! Sehen Sie hier dies Gericht, das neueste vom Jahr, es erinnert mich stets an meinen verstorbenen Amtsbruder, den Pastor Seidel, der früher nicht weit von hier in Perlin bei Wittenburg wohnte. Der hat mal ein Heft Zeitgedichte herausgegeben, als er noch jung und streitbar war. Davon heißt eins ‚Der Pfarrer von Grünau', in Anlehnung an Vossens Luise, und den Rationalisten wird darin eins ausgewischt. Und nun frage ich Sie,

ob es nicht paßt, wenn ich jetzt die erste Strophe dieses Gedichtes zitiere:

'Im Schatten der duftenden Linde
Der Pfarrer von Grünau saß,
Und gebratene junge Hühner
Mit grünen Erbsen aß.'

Na? Sitzen wir nicht hier im Schatten der alten Linde dort gegenüber, und duftet sie nicht? Und essen wir nicht gebratene Hühner mit grünen Erbsen? Und ist es in und bei Richenberg nicht so grün, wie man nur wünschen kann, so daß dieser Ort ebenso gut Grünau heißen könnte, wie irgend ein anderer? Ja überhaupt, wenn ich an Vossens Luise denke. Fehlt hier nicht nur noch so ein kleiner Quartaner am Tisch, und die Situation am Anfange des Gedichtes wäre da. Sie, Herr Wigand, stellen den edlen, bescheidenen Walter dar, und das gnädige Fräulein unsere Tochter, die sie ganz gut sein könnte ..."

„Ach ja," fügte die Pastorin mit einem Seufzer ein, „unser Klärchen würde jetzt gerade in dem Alter sein."

„Und sehen Sie," fuhr der Pastor fort, „da fehlt mir weiter nichts, als der damastene Schlafrock und ein Hausmützchen, um die Aehnlichkeit täuschend zu machen. Sind Sie mit ihrer Rolle zufrieden?" fragte er dann gegen Wigand gewendet.

Dieser, dem Vossens Luise nur dem Titel nach bekannt war, sagte unbefangen: „Ei natürlich," und begriff dann nicht, warum Hildegard wiederum sanft errötete und den Blick auf ihren Teller senkte.

Es saß sich behaglich an dem warmen Juniabend in der Geißblattlaube, nur des Duftes war fast zu viel. Denn je tiefer die Sonne sank, je stärker that sich der fast betäubende Wohlgeruch der Nachtviolen, des Geißblattes und der Lindenblüte hervor. Dazu gesellte sich der Duft des Heues aus den vor kurzem gemähten Wiesen. Rings rührte sich kein Blatt; der Abendsonnenschein lag auf unbewegten Wipfeln und hob schwarze Schatten aus leuchtendem Grün hervor. Aus der blühenden Linde, die dastand wie ein mächtiger Hügel gelblichweißen Schnees, kam ein unsägliches Gesumme späten Bienenfleißes, aus Kirchhof und Garten schallte unablässig das rollende Flöten der Mönchgrasmücken und der wechselreiche Gesang Lieschen Allerlei's, wie man dort den Gartenlaubvogel nennt. In den Wipfeln zirpten unermüdlich die Grünlinge ihr eintöniges Liedchen, und um die Kirche jagten sich schreiend die Schwalben. Doch die Sonne stand schon tief, immer länger wuchsen die Schatten der Bäume über die Wiese hin und verloren sich, als das himmlische Gestirn, wie eine große rote Scheibe anzusehen, hinter einem dunkeln Wolkenstreifen am Horizont versank. Langsam und träumerisch kam die Dämmerung. Das Summen im Lindenbaume hatte sich allmählich verloren, die Vögel waren einer nach dem anderen verstummt, nur auf einem Tannenwipfel des Wäldchens, das den unbenutzten Teil des Kirchhofes anfüllte, sang noch ein Rotkehlchen dem Abendschein zugewendet sein süß melancholisches Lied. Seine rote Brust erschien wie ein Abglanz jenes

fernen Feuers, das hinter der versunkenen Sonne aufglühte.

Das anfangs fröhliche Gespräch der beiden Paare war allmählich wohl unter dem Eindruck der Feierlichkeit dieses Abends spärlicher geworden. Jetzt war es ganz verstummt und alle schienen nur auf diesen Vogel zu lauschen, als spräche durch ihn zu ihnen die Stimme der Natur.

Endlich sagte der Pastor: „Ich bin sonst, wie Sie wohl schon bemerkt haben, Herr Wigand, zur Heiterkeit veranlagt, aber der Gesang dieses Vogels in der Abenddämmerung stimmt mich immer ein wenig melancholisch, ich muß dann an alte, längst entschwundene Zeiten denken. Liebe Hildegard,“ fuhr er dann fort, „Sie sangen früher ein Lied, das weniger für Ihre fröhliche Jugend als für mein beschauliches Alter paßt, das Lied vom Rotkehlchen, können Sie es noch?“

„Ja, noch gestern hab' ich es gesungen,“ antwortete sie.

„Ich bitte darum, ich hab' es so gern,“ sagte der Pastor. „Wenn auch ohne Begleitung, summen Sie es mir vor.“

„Wollen wir den Vogel nicht erst aussingen lassen?“ fragte das Mädchen.

Es war nun dämmerig geworden; unter den Bäumen und Gebüschen lagen schon die unbestimmten Schatten der Juninacht. Das Rotkehlchen erhob noch einmal seine Stimme wie zu einer sanften, wehmütigen Frage, dann schwang es sich vom Wipfel in die Finsternis des Gezweiges. Nun war es ganz still.

Nach einer kurzen Weile begann Hildegard mit gedämpfter, lieblicher Stimme, mehr andeutend als singend:

„Friedlich sank der Abendschein
Hinter fernen Gipfeln,
Nur ein kleines Lied allein
Klang noch aus den Wipfeln.

Und was dieser Vogel sang
Mit der roten Kehle,
Zog mit gleichgestimmtem Klang
Mir durch meine Seele.

Als es tönte mild und weich
Und wie sanfte Klage,
Da gedacht' ich wehmutreich
Jener schönen Tage.

Die beglänzte Jugendzeit
Schwand mit schnellen Flügeln,
Wie das Abendrot so weit
Hinter jenen Hügeln."

„Wie das Abendrot so weit hinter jenen Hügeln," wiederholte der Pastor leise und es trat wiederum eine Stille ein, nur unterbrochen von dem monotonen Chor der Frösche, der aus weiter Ferne tönte.

Um die blühende Linde herum schwärmten jetzt große und kleine Fledermäuse, hoben sich taumelnden Fluges von dem hellen Himmel ab und verschwanden dann wieder im Schatten des Gezweiges. Ein tiefer, summender Ton ließ sich vernehmen und schreckte den Pastor aus seiner Träumerei auf.

„Hoho!" rief er, „wir verpassen ja hier die Zeit

— und die Konkurrenz ist auch schon thätig!“ fügte er hinzu, indem er auf die Fledermäuse zeigte. „So einer von diesen größeren Halunken hat mir einmal ein gelbes Ordensband, das hier so selten ist und das ich damals noch gar nicht hatte, vor der Nase weggeschnappt. Ich weiß es gewiß, denn am anderen Tage fand ich in der Nähe die Flügel dieser schönen Eule.“

Der Pastor ging rasch an einen Tisch, der in der Nähe der Linde aufgestellt und mit den nötigen Fangapparaten versehen war, mit Cyankaligläsern, Aetherfläschchen und einer Anzahl Glasglocken zum Ueberdecken der Schmetterlinge zu ihrer Betäubung durch Aether. Er zündete eine der beiden Blendlaternen an und ließ ihren Schein auf den weißgedeckten Tisch fallen.

„Zum Fang brauchen wir sie noch nicht, es ist noch hell genug,“ sagte er, „aber man sieht dann besser, was man hat.“ Dann nahm er sein Netz und ein Fangglas und begab sich auf die Jagd, während seine Frau kleine Bäuschchen Watte mit Aether tränkte und unter die Glasglocken schob. Er begab sich zunächst an den Gartenzaun und beobachtete scharf die blühenden Büschel des Geißblattes, die sich deutlich gegen den hellen Himmel abhoben. Die beiden jungen Leute folgten ihm. Manche Spinner und Eulen schwebten schon um die verlockenden Honigkelche oder hingen an den röhrenförmigen Blüten und sogen emsig. „Was jetzt schon von dieser Sorte fliegt,“ sagte der Pastor, „ist meist gemeines und minderes

Volk, die selteneren kommen später. Jetzt lasse ich mich nur auf Schwärmer ein."

„Hier ist einer," rief Hildegard flüsternd, „ein mächtiges Tier."

Der Pastor sprang hastig näher. Vor einem der Blütenbüschel stand der stattliche Schmetterling gleichsam in der Luft auf den kaum sichtbaren schwirrenden Flügeln, indem er seinen spiraligen Rüssel, aus einem Kelche in den anderen senkte. Mit einemmal wie ein Blitz war er verschwunden, doch gleich darauf sah man ihn weiterhin vor einem anderen Blütenbüschel stehen. Der Sammler schlich ihm schnell nach und mit einem geschickten Schlage seines Netzes hatte er ihn gefangen. „Ein riesiger Ligusterschwärmer," sagte er, als er das Tier unter einer der mit Aetherdunst gefüllten Glasglocken barg, „und ganz rein. Ein so großes Exemplar habe ich noch nicht in meiner Sammlung. Das fängt ja gut an." Von nun ab mehrten sich die Schwärmer und das tiefe Surren ihrer schwirrenden Flügel hörte man bald hier bald dort. Wigand und Hildegard gingen wie die Spürhunde umher und riefen den Pastor bald hierhin bald dorthin, zu den duftenden Nachtviolen, zu der blühenden Linde oder dem narkotisch riechenden Seifenkraut. Die mörderischen Glasglocken füllten sich mit Opfern und fast alles fand sich heut, was Ort und Jahreszeit aus dem Geschlecht der Sphingiden darbot, der schnelle, graubraune Tannenpfeil, der schöngezeichnete Labkrautschwärmer, der Wolfsmilchschwärmer, die beiden rötlich schim-

mernden Weinschwärmer und das schöne Abendpfauenauge.

Vom Kirchturme schlug es zehn Uhr, und trotz der hellen Juninacht hatte sich doch im Schatten der Bäume und Büsche die Finsternis gemehrt. Der Pastor zündete jetzt die zweite Blendlaterne an und gab Wigand die Anweisung, ihren scharfen Lichtschein auf die bis zur Erde niederhängenden Zweige des Lindenbaumes fallen zu lassen. Da zeigte sich dem verwunderten Auge erst, welch ein Gewühl und welch ein Leben dort an den weißlichen Blütenbüscheln vorhanden war. Da schwirrte es hin und her von Spinnern, Eulen und Spannern um die duftenden Honigkelche. Insonderheit that sich der schöne, gelbe Holunderspanner hervor, dessen Flügel nun aber im gelblichen Licht der Laterne wie Schnee schimmerten. Andere hingen emsig saugend kopfüber an den Blüten und ihre Augen leuchteten im Widerschein des Lichtes wie glühende Kohlen. Manche waren so trunken von dem süßen, aromatischen Safte, daß sie sich bei leiser Berührung in das untergehaltene Fangglas fallen ließen und so dem Sammler zur leichten Beute wurden. Der Pastor war höchst vergnügt, denn er fand dort allerlei Seltenheiten. Zwischendurch wurden auch die anderen blühenden Gewächse abgeleuchtet und seltsam lieblich war es zu sehen, wie zierlich sich dann diese zarten Blumengebilde und feinverästelten Zweige schimmernd aus der Dunkelheit abhoben. Als nun wieder einmal Wigand den Lichtkegel seiner Laterne auf den von Geißblatt überrankten Zaun fallen

ließ, da stand dort vor einem Blütenbüschel ein Schwärmer, an dem Wigand nichts Besonderes bemerkte, als seinen auffallend schlanken Bau; der Pastor aber fing an zu zittern vor Aufregung. „Was ist das, was ist das?“ flüsterte er, „den hab' ich noch nie fliegen sehen!“

In diesem Augenblick war der schnelle Schmetterling verschwunden, wie aufgetrunken von der Nacht. „Leuchten Sie, leuchten Sie, junger Mann!“ rief der Sammler dann. „Leuchten Sie den ganzen Zaun ab. Den müssen wir haben. Ich habe einen berauschenden Verdacht, einen Verdacht, daß mir fast das Herz still steht.“

Wigand ließ nun im Weitergehen das Licht seiner Laterne auf den Zaun fallen, keine Stelle außer acht lassend. Einige gleichgültige Eulen und Spanner zeigten sich hie und da, und winzige Motten. Endlich da — wieder ein Schwärmer. „Weiter! weiter!“ rief der Pastor, „das ist nur pinastri, der gemeinste von allen!“ Das Ende des Zaunes war bald erreicht, und der gesuchte Vogel noch immer nicht gefunden. Da stolperte Wigand, der die Augen natürlich auf den Zaun gerichtet hatte und Hindernisse am Boden nicht beachten konnte; das Licht seiner Laterne senkte sich dadurch und fiel auf eine Gruppe Seifenkrautes, die eben die ersten Blüten entfaltet hatte. „Da ist er, so bleiben Sie stehen!“ rief der Pastor in höchster Aufregung. Ueber einer der roten Blumen stand das schlanke, stattliche Tier wie angenagelt in der Luft. Dann, man wußte nicht wie,

über der benachbarten. Der Pastor holte stark Atem, trat einen langen Schritt vor und mit der sicheren Hand des Meisters führte er den Schlag mit seinem Netze.

„Ich hab' ihn, ich hab' ihn!" rief er mit unterdrückter Wonne. Er eilte schnell an den Tisch und dann, nachdem er seinen Fang unter der einzigen noch leeren Glasglocke untergebracht hatte, überkam ihn wie eine Konvulsion sein sonderbares, fast lautloses Lachen. Schließlich ging es in Rührung über, er schnuckte ein weniges und zwei große Thränen liefen ihm über seine Wangen.

Seine Frau hatte sich über die Glasglocke gebeugt und betrachtete aufmerksam das schöne Tier. „Na, Gottlieb," sagte sie, „wie hast du dich, ist denn das so was Besonderes?"

„O Weib, Weib!" rief der Pastor, „du machst meiner Erziehung wenig Ehre. Kennst du ihn denn nicht? Der große Weinschwärmer ist es, Sphinx celerio, der sich nur in ganz warmen Sommern so weit nach Norden verfliegt. Hier zu Lande erst ein einziges Mal, soviel ich weiß, vor langen Jahren von dem Sohne des Porträtmalers Voigt in Wismar gefangen. Eine stupende Seltenheit!"

Dann wendete er sich gegen Hildegard: „Ich kann wohl sagen, hätte Ihr Herr Vater seinen so emsig gesuchten Schatz gefunden, er hätte sich nicht mehr freuen können, als ich mich jetzt freue. Dies ist auch ein Schatz. Doch nun, denke ich, hören wir auf. Hiernach kann nichts mehr kommen. Der Mensch versuche die Götter nicht!"

Dann rieb er sich die Hände, sah sich strahlend vor Glück um und sagte in verklärtem Tone, als zerginge ihm das Wort wie Schmelzzucker im Munde: „Celerio! Celerio!“

Es war gegen elf Uhr und Hildegard verabschiedete sich. „Die Tante bleibt stets so lange auf, bis ich komme,“ sagte sie. „Nun ist sie gewiß schon bei ihrem Strickstrumpf eingeschlafen.“

„Herr Wigand wird wohl die Güte haben, Sie nach Hause zu bringen,“ sagte die Pastorin und fügte dann erläuternd hinzu: „Der alte Beverneſt holt sonst das gnädige Fräulein ab, aber der hat mal wieder seinen Rheumatismus, daß er sich nicht rühren kann.“

„Sehr gern,“ erwiderte Wigand. Es kam von Herzen.

Die beiden Alten begleiteten das junge Paar bis an die Ausgangsthür des Vorgartens. Hier nahmen sie Abschied. „Celerio!“ säuselte der Pastor noch einmal ganz verklärt, als er Wigand die Hand drückte.

Unter der schattenden Finsternis der Eichen auf der Dorfstraße gingen die beiden jungen Leute schweigend nebeneinander hin. Doch als sich vor ihnen die schimmernde Chaussee aufthat und man sich bei der hellen Juninacht wieder ins Angesicht sehen konnte, faßte Wigand den Mut, zu sagen, was ihm den ganzen Tag schon durch den Sinn gegangen war. Mit etwas Herzklopfen und ein wenig bedrückter Stimme begann er: „Gnädiges Fräulein, kennen Sie die Sage von der Mittagsfee?“

„Nein,“ antwortete Hildegard, „ich' habe nie

davon gehört." Auch ihre Stimme klang ein wenig verschleiert.

„In meiner Kindheit hat man mir die Geschichte oft erzählt," fuhr Wigand fort, „sie ist mir kürzlich wieder in den Sinn gekommen. In der Nähe meines Geburtsortes war ein mit alten Bäumen und Buschwerk und einzelnen blumigen Grasflächen bewachsener Hügel, der auf seinem Gipfel die spärlichen Trümmer einer alten Burg trug. Dort hauste die Mittagsfee, ein verzaubertes Burgfräulein oder dergleichen. Niemand hatte sie gesehen, aber man wußte, sie war in ein zartes, weißes Gewand gekleidet und unsagbar schön. Auf demselben Hügel graste das Mittagsschaf."

„Das Mittagsschaf?" wiederholte Hildegard, und ein kleines, zierliches Lachen folgte hinterher.

„Ja, das Mittagsschaf," fuhr Wigand ernsthaft fort. „Es zeigte sich dort in der Mittagsstunde an heißen, sonnigen Tagen, oder vielmehr es zeigte sich nicht, denn das Mittagsschaf war unsichtbar. Aber man wußte, es war schneeweiß und so wunderbar schön, wie eben nur überirdische Schafe sein können, die einer Fee gehören."

„Also der Mittagsfee, die niemals jemand gesehen hatte, gehörte das unsichtbare Mittagsschaf," sagte Hildegard sehr belustigt und lachte wieder.

„Unsichtbar war es wohl," fuhr Wigand mit unerschütterlichem Ernste fort, „aber es warf einen Schatten. Den konnte man in der heißen Mittagsstunde langsam über die Wiese hingleiten sehen, und

wenn es ganz still war, hörte man auch deutlich, wie das Gras abgerupft wurde."

„Nun wird's unheimlich!" fügte Hildegard ein.

„An dem Orte, wo dieses Schaf graste, konnte man in der Mittagsstunde des Johannistages wunderliche Dinge erleben."

Hildegard fing an, rascher zu gehen.

„Sobald sich ein junger Mensch in dieser Stunde zufällig dort niedersetzte, wurde er von einer unwiderstehlichen Müdigkeit befallen und schlief ein. Punkt eins erwachte er wieder von einer Empfindung, als streiche ihm jemand sanft über das Gesicht, und wenn er sich umsah, fand er, daß er über und über mit Blumen beschüttet war."

Beide schwiegen eine Weile, Hildegard ging schnell und tiefatmend neben ihm her, er hörte das taktmäßige Rauschen ihrer Kleider. Dann sagte sie: „O, es ist nicht recht, daß Sie eine kleine Ungeschicklichkeit so gegen mich ausnutzen. Ja, ich war es. Sie wissen es ja doch längst. Ich hatte im Erlenbruch Blumen gepflückt, und als ich an der Aussichtsbank vorüberkam, da wollte — ja, da wollte ich mir mal die Wiese ansehen, weil da doch die Leute mit den Maschinen arbeiten. Und wie ich da nun stand und meine Hand auf die gesammelten Blumen gestützt hatte, die vorn über die Mauer hingen, und auf die Wiese hinaussah, da war mir mit einemmal, als wenn da unten an der Mauer etwas nicht in Ordnung sei, denn ich hörte, wie da jemand, — ja, wie sage ich nur gleich —"

„Schnarchte," fügte Wigand ein.

„O nein, o nein!" rief sie eifrig, „aber es atmete dort jemand. Und als ich nun hinunterblickte, da sah ich Ihnen gerade ins Gesicht. Darüber bekam ich einen solchen Schreck, daß ich zurückfuhr und meine Blumen losließ. Ich glaube auch, ich schrie ein bißchen. Die Blumen mußten Ihnen ins Gesicht gefallen sein. Darüber erschrak ich nachträglich noch mehr und lief ganz schnell davon und den Wiesenweg entlang, weil ich da rascher um die Ecke kam. Als ich dann bei dem dichten Gebüsch angelangt war, ließ meine Angst nach und ich guckte mich um. Nun kam aber erst der größte Schreck, denn da standen Sie und sahen sich ganz nachdenklich die Aussichtsbank an. Das hatte ich doch nicht gedacht, daß Sie — daß Sie —"

„So frech sein würden," ergänzte Wigand.

„Unternehmend wollte ich nur sagen, daß Sie so unternehmend sein würden. Ich hatte nur den einen Gedanken, daß Sie mich nicht sehen dürften, und in demselben Augenblick war ich auch schon in das Gebüsch hineingewutscht. Denn das kannte ich gut, dort war, als ich noch mit Puppen spielte, immer mein Haus; drinnen ist ein Raum, wie ein kleines Zimmer, dort hab' ich als Kind stundenlang gespielt. Doch nun kamen Sie gar denselben Weg hinter mir her. Als Sie da standen und sich das Gebüsch so aufmerksam ansahen, da schlug mir das Herz, daß ich dachte, Sie müßten es hören. Aber Sie gingen weiter, und als Sie außer Sicht waren,

da lief ich auf einem anderen Wege ganz schnell nach Hause. Aber ich weiß, bei der Sanduhr haben Sie mich doch gesehen. Und ich beichte Ihnen das alles, damit Sie nicht denken sollen, daß — nun, Sie wissen ja schon."

Wigand war gerührt und erfreut über diese liebliche Offenheit, es zog ihn, sie in seine Arme zu nehmen und ihr das zu sagen, aber eine Bangigkeit hielt ihn zurück.

„Ja, ich weiß es," sagte er, „ich wußte es von Anfang an. Aber ich muß mir nun auch Ihre Verzeihung erbitten dafür, daß ich, wie Sie so zart ausdrücken, daß ich so unternehmend war. Ich bitte Sie, zürnen Sie mir nicht darum."

Die beiden jungen Leute waren jetzt an der Parkmauer angelangt und standen vor dem kleinen Gitterpförtchen, das neben dem mächtigen Rebhühnerthor zum Schlosse führte. Sie schienen beide ein wenig betroffen, daß dieser Weg so kurz gewesen war.

„Ich bin Ihnen nicht böse," sagte Hildegard, „aber ein wenig geängstigt haben Sie mich doch." Nun reichte sie Wigand die Hand und wollte sich verabschieden, doch dieser behielt halb unbewußt die zarten, schlanken Finger in den seinen und sagte schnell: „Die Geschichte von der Mittagsfee ist aber noch nicht zu Ende, wie Sie sich wohl denken können. Unter den Blumen, mit denen sich der junge Mensch überschüttet fand, war eine, die den Zauber lösen konnte. Sie zeichnete sich nicht aus vor den anderen und nur der Auserwählte fand sie heraus, ‚Steckte

er sie an seinen Hut oder in sein Knopfloch, dann ereigneten sich wunderbare Dinge. Dann stand sie mit einmal vor ihm, die Verzauberte, in all ihrer unbeschreiblichen Schönheit und hinter ihr das Mittagsschaf, nun aber in einen alten, silberhaarigen, treuen Diener verwandelt, der das Schicksal seiner Herrin geteilt hatte. Denn nun waren sie erlöst; aus den Trümmern wuchs das Schloß zu neuer Herrlichkeit empor und unsägliches Glück ward dem jungen Menschen zu teil. Das ist die Geschichte von der Mittagsfee."

Hildegard hatte zugehört wie in einem Bann, mit niedergeschlagenen Augen. Jetzt suchte sie Wigand ihre Hand zu entziehen und sagte: „Es ist spät, man wartet auf mich."

Wigand aber fuhr fort: „Der junge Mensch, dem das letztemal die Gunst der Mittagsfee zu teil ward, hat alle die Blumen sorgfältig aufgehoben. Er fand eine darunter, die sein Schicksal entscheiden kann, die ihn zum seligsten oder unseligsten Manne machen kann. Er fragt, ob es die rechte ist?"

Damit nahm er ein Vergißmeinnicht hervor, das er den ganzen Abend schon im Knopfloch getragen hatte.

Hildegard warf einen heimlichen Blick auf die Blume, und in ihre Wangen, die eben noch geisterblaß gewesen waren, stieg nun ein dunkles Rot. Sie war verwirrt, sie wollte entfliehen, allein halb unbewußt gab sie nach dem sanften Druck der Hand, die die ihrige zurückzuhalten suchte. Dann sah sie

plötzlich Wigand voll an und nickte. Sie wußten beide nachher nicht, wie es geschehen war, daß sie sich küßten, und was sie einander alles gesagt und nicht gesagt hatten. Und dann kam das sonderbare, furchtbare Geräusch, das sie erschreckte und auseinander sprengte. Es war wohl ein aus dem Schlaf aufgeschreckter Vogel, der sich polternd durch die laubigen Zweige davon machte. Hildegard entschwand aus Wigands Armen; er hörte, wie die Pforte ins Schloß fiel, wie die schnellen, leichten Füße über den Kies dahineilten und das Rauschen des Gewandes in die Ferne schwand. Er war allein mit seinem Glück.

Wie im Traume machte er sich auf den Rückweg. Er stand noch lange auf der Richnowbrücke in der hellen, warmen Juninacht. Leise gurgelte das Wasser ihm zu Füßen, und ab und an sprang ein Fisch. Rings am Horizont lag niederes Gewölk, in dem der Wiederschein ferner Blitze zuweilen hie und da aufzuckte. Zwei Lichter schimmerten noch in diesem glücklichen Thalgrunde, das eine aus dem Pfarrgarten, wo der Pastor wohl noch mit dem Aufspannen seines reichen Fanges beschäftigt war, das andere durch eine Baumlücke aus einem Fenster des Schlosses. Ja wahrlich, sie beide hatten einen Schatz gefunden, der Pastor und er, in dieser glückseligen Nacht. Das Licht im Pfarrgarten verschwand zuerst, er sah seinen Schein sich die Terrassen hinaufbewegen, und dann war es weg. Eine Weile später erlosch auch plötzlich das Licht im Schlosse. Wigand machte sich auf den Heimweg. Der holde Name kam ihm unwillkürlich

auf die Lippen: „Hildegard!“ sagte er vor sich hin, und in diesem Worte lag doch mehr Glück, wie in des Pastors begeistertem: „Celerio!“



6. Der neue Gutsherr.

Wie Herr Wigand Landmann wird und Hildegard eine „Mesaljangz“ schließt. Es regnet der Braut in die Krone. Warum die Hofgebäude in Richenberg nicht umfallen, und warum Herr Eickhorst den „Aosen“ mehr „Seele“ geben möchte und Herkules für einen Verschwender hält. Was Beverneſt für Ansichten über die „Dokters“ und über den Wert des Wassers hat, und wie es ihm im russischen Dampfbade ergangen ist. Er wollt' ja so gern in den Kahn. Warum Beverneſt kein Mitleid mit Willem Poppendieks Zahnschmerzen haben kann. Der Landmann muß ein Feldherr sein.

Im nächsten Sommer gab es eine Hochzeit auf Schloß Richenberg. Wigand hatte den Entschluß gefaßt, seine Ingenieurstellung aufzugeben und Landwirt zu werden. Er stammte, wie schon gesagt, aus einer Landmannsfamilie und war nicht ganz unerfahren in diesem Berufe, da er viele Kenntnisse, die sich andere mühsam erwerben mußten, gleichsam mit der Muttermilch eingesogen hatte. Das letzte Jahr war er zu seiner weiteren Ausbildung als Volontär auf einem großen Gute thätig gewesen. Er hielt es für eine herrliche Aufgabe, das durch Ueberschuldung und Verwahrlosung fast wertlose Gut seiner zukünftigen Frau mit Einsetzung seiner ganzen Kraft wieder in

Blüte zu bringen. Er war in der Lage, ein eigenes, kleines Vermögen dabei zusetzen zu können, und wenn er sich auch sagte, daß sein Kapital sehr gering sei einem so großen Gute gegenüber, wo es galt, fast alles neu zu schaffen, so war er doch guten Mutes und der Meinung, daß Fleiß, Sparsamkeit und ein wenig Verstand auch keine zu verachtenden Hilfsmittel seien. Es gibt ja Leute, die ihren ganzen Verstand im Geldbeutel haben, aber auch wieder andere, die ihr Kapital im Kopf und im Herzen tragen.

Bei der Hochzeit ging es einfach her, zu einfach nach dem Geschmack der übrigen Bewohner von Richenberg.

„Hei is jo ok man'n Börgerlichen," sagten die Leute. Der Schulmeister hatte sich schon vorher im Dorfkrug im Kreise seiner Vertrauten geäußert: „Solche Heirat nennen die vornehmen Leute eine Mesaljangz und da soll nie was Guts nach kommen."

„Ja," sagte Krüger Lange, „so'n Pott, so'n Stülp, dat sall man gellen."

Die beiden hübschen Bauernmädchen waren natürlich auch dabei, als der Brautzug über den Kirchhof ging.

„Du weißt noch? verläden Johr," sagte die eine, „als hei eben ankamen wir, wo hei di so anschult hett."

„Ach, Diern, di hett hei jo ankäken!"

„Ja, wen harr dat donn dacht."

„Aewer passen deiht hei tau ehr, wenn hei ok kein Herr von is. Ein feines Poor."

„Un wo uns' gnä' Frölen dat lett, as so'n Engel."

„Un kiek mal den Sleuer, as Spennwew' so fin."

„Aewer den Strutz, den'n sei dröggt, dor möt'k mi doch aewer wunnern, Blot Vergißmichnicht. Dei wassen jo in alle Grabens. Un Beverneſt hett doch sonne feine Kamelias in sin Driwhus."

„Ja, un dei Brüjam hett ok man blot sonne ollen Grabenblomen in't Knoplock."

„Herrje, Diern, dat regent jo. Dat regent dei Brut inne Kron. Dat bedüd't Glück."

Unbeachtet war an dem blauen Sommerhimmel ein Wolke aufgezogen, und kurz bevor das Brautpaar in die Kirche trat, sendete sie bei hellem Sonnenschein einen leichten Schauer blitzender Tropfen herab. Die Leute drängten nach und der Kirchhof blieb leer, während es noch eine kleine Weile fortregnete und die Steige sich dunkler färbten; nur die von Bäumen und Büschen beschützten Stellen blieben trocken und hell. Aus der Kirche tönte Gesang und Orgel und dann die schallende Stimme des Pastors. Der Regen vertropfte, und über dem Grabdenkmal des Herrn von Rephun, des letzten seines Stammes, sang ein Gartenlaubvogel in hellem Jubel auf dem wie von Thränen blitzenden Zweig einer Trauereſche.

In der Kirche war es stiller geworden. Dann tönte zum zweitenmal Orgel und Gesang und nach einer Weile strömten die Leute wieder hervor. Unterdes war fast jede Spur des Regens entschwunden, gleichmäßig blau wölbte sich der Himmel und in

gleicher Helle lagen die Steige im Sonnenschein; nur an dem erfrischten Blattwerk blitzte noch hie und da ein schimmernder Tropfen.

* * *

Arbeit und Mühseligkeit und Sorgen waren es, die dem jungen Ehemann in Fülle beschieden waren, die er aber freudig und elastischen Geistes trug und leicht vergaß, wenn er in die strahlenden Augen seiner jungen Frau schaute. Dem alten Inspektor war auf seine Veranlassung schon früher gekündigt worden, und er hatte einen anderen angestellt, der ihm von kenntnisreicher Seite als sehr tüchtig empfohlen war.

„Ja, Herr Wigand," sagte dieser zu ihm, „nun habe ich mir die Geschichte von allen Seiten angesehen, und da kann ich nur sagen, wenn hier bald was werden soll, dann müssen wir Moses und die Propheten mächtig springen lassen. Denn wie diese Wirtschaft hier verlobbert ist, das ist ja ein wahrer Jammer. Und bei diesem guten Boden. Da könnt' ja zwanzigmal so viel drauf wachsen, wenn der Acker in Kultur wär'. Und dann die Gebäude, die bleiben ja bloß stehn, weil sie nicht wissen, nach welcher Seit' sie umfallen sollen. Haben Sie schon mal so'n Inventar gesehen, Herr Wigand? Ich nicht. Auch bei Karl Pütjer in Kägelin nicht, der doch in der ganzen Gegend wegen seiner Bummelwirtschaft berühmt war. Da sind Pflüge bei, die's gar nicht mehr gibt, und Eggen, die so wenig Zähne haben, wie Mutter Schultsch in Grambzow, als sie achtzig Jahr alt war. Und

dann die Maschinen! So was find't man ja nicht mal drei Meilen hinter Timbuktu. Und wenn ich an das Vieh denk', das kann ja'n Hund jammern. In die Schafe ist ja wohl seit dreißig Jahren kein neues Blut gekommen und was auf ihnen wächst, das ist ja keine Wolle, das ist ja Moos. Außerdem über die Hälfte zu wenig für das Gut. Von den Kühen will ich gar nicht reden, es ist ein Jammer. Außerdem haben sie hier noch Weidegang und von Stallfütterung keine Ahnung. Für das Gut gehören nach meiner Schätzung mindestens acht Spann*) Pferde und wie viel sind hier? keine fünf. Und was für Kracken. Als ich noch Lehrling war, da hing in der Inspektorstube so'n altes Bild, darauf war ein Pferd abgemalt, das alle Krankheiten hatte, die sich der Deubel ausgedacht hat. Es kommt mir vor, als wenn sie sich von solchen Kreaturen hier 'ne Sammlung angelegt haben. Und wie das Vieh, so die Leute. Schnaps saufen und Holz stehlen kann die Bande, aber zur Arbeit ist sie nicht zu gebrauchen, und die Kathen, worin sie wohnen, sind Schweinställe. Ja, ehe wir hier Zug 'reinkriegen, Herr Wigand, da gehören Jahre zu, und wie ich schon gesagt hab': Moses und die Propheten. Wo du nicht bist, Herr Organist, da schweigen alle Flöten."

Wigand saß nun tagelang über seinen Berechnungen und Gutsakten und hielt Beratungen mit seinem Inspektor und so kam allmählich Klarheit in

---

*) 32 Stück.

die Sache. „Darin," sagte eines Tages der Inspektor, „bin ich mit Ihnen einverstanden, Herr Wigand, daß wir es mit den Hofgebäuden noch so versuchen. Wenn da die Dächer ausgeflickt und hie und da 'n paar neue Ständer und Balken eingezogen werden, so mögen sie sich ja am Ende noch 'n paar Jahre besinnen, ob sie nach rechts oder nach links umfallen, oder einfach in 'n Dutt schießen*) sollen. Aber neue Pferde müssen wir haben, denn mit solchen Schindern, die wir jetzt in 'n Stall zu stehen haben, können wir bei dem schweren Boden nichts ausrichten. Und selbstverständlich muß das Inventar in 'n Gang gesetzt werden und neue Maschinen und so peu à peu auch der Viehstand, daß der Acker wieder in Kraft kommt. Und die paar Kathen, die jetzt leer stehen, müssen ausgebaut werden, daß da 'n ordentlicher Mensch in wohnen mag und wir neue Leute hierher kriegen. Was Sie mir sagen, was Sie zuzusetzen haben, Herr Wigand, das ist ja nicht viel, da müssen wir's sachte angehen lassen. Und dann denk' ich, wenn mal sonst nichts zu thun ist, da fangen wir so eben mit dem Drainieren an, daß die sauren und nassen Stellen aus dem Acker kommen. Sie sollen mal sehen, wie bald sich das rentiert. Und dann denk' ich so nach'n Jahrener fünf, da können wir schon anders ins Zeug gehen und steuern so allmählich auf die Stallfütterung los. Ja, könnten wir so 'n zwei- bis dreihunderttausend Mark in die Hand

*) In sich zusammenfallen.

nehmen, da sollt' die Sache schon anders kitschen, aber mit fünfzigtausend, da können wir hier nicht viel Sprünge machen."

Wer den verwickelten Organismus der Verwaltung eines Gutes kennt und weiß, wie es darauf ankommt, daß alle Räder ineinander greifen, der kann sich vorstellen, was es in den nächsten Jahren auf diesem Gute zu thun und zu bedenken gab. Denn mit einem allein ist es nie gethan, es hängt ein Zweites und Drittes daran. Was nützen die tüchtigsten Pferde, wenn kein Futter und kein Stroh für sie da ist. Und was hilft die beste und sorgfältigste Ackerbestellung, wenn ein mangelhafter Viehstand es an der Seele der Landwirtschaft, dem Dünger, fehlen läßt. Dieser letzte Ausdruck von der Seele der Landwirtschaft, den Wigand aus einem Buche geschöpft hatte und einmal im Gespräch anwendete, hatte dem braven Inspektor Eickhorst großes Vergnügen gemacht und seitdem nannte er diesen wichtigen Stoff im Gespräch mit seinem Herrn nur noch Seele. Ferner hatte er die Gewohnheit, die schlechten Stellen im Acker, wo wenig wuchs, eine Aose zu nennen, da sie gleichsam eine umgekehrte Oase darstellten. Wenn er mit seinem Herrn zu Felde ritt, deutete er oft auf eine solche Stelle und that dann folgenden dunklen Ausspruch: „Ja, wenn diese Aose mehr Seele hätte, dann sollte da auch wohl was wachsen." Uebrigens begeisterte er sich bald für seine Aufgabe, als er sah, daß mit seinem jungen Herrn gut auszukommen war. In seiner offenherzigen Weise sagte er zu ihm eines Tages: „Ich will Ihnen

man sagen, Herr Wigand, zuerst hatt' ich da gar nicht recht Lust zu, hierher zu gehen. Denn was das hier verloddert war, das wußt' ich ja. Und dann mit einem jungen Herrn, der nicht eigentlich als Landmann gelernt hat, da ist meist nicht gut mit auskommen. Aber Sie nehmen sich das ganz merkwürdig an. Das liegt wohl im Blut, denk' ich mir so. Denn Ihr Herr Vater früher auf Pägelow — alabonnöhr. Und Ihr Herr Onkel, der alte Wigand auf Rogentin, der ist berühmt in der ganzen Gegend. Von dem sagen die Leut', wenn er einmal des Morgens über den Gartenzaun ins Feld riecht, da kennt er seine ganze Wirtschaft. Gerechter Strohsack, was hab' ich da vorig Jahr für Weizen gesehn. Na, der hat mir zugeredet, daß ich hierher gehen sollt'. Und ich sag' Ihnen, Herr Wigand, all wie es ist, wenn wir nur kein zu großes Mallöhr haben; in zehn Jahren hat die Sache hier 'n anderen Schick. Da soll'n Sie mal sehn, was wir hier für Korn bauen, und was für 'ne feine Elektoralwolle wir verkaufen. Und unsere Butter soll in Hamburg die höchsten Preise kriegen."

Aber schon ein Jahr später sah es anders aus auf Hof Richenberg als früher. Die Schäden der alten bemoosten Scheunendächer waren ausgebessert und es zeigten sich dort nun überall schimmernde, helle Flecke auf dunklem Grunde, Thüren, Thore und Balken waren mit einem vergnügten Rotbraun neu gestrichen und die Wände frisch geweißt, daß sie weithin in der Sonne glänzten. Auf dem breiten,

geräumigen Gutshofe war alles geebnet und geordnet und jegliches stand an seinem richtigen Platze. Zwei neue Göpel zeigten sich mit Schutzdächern darüber, der eine für die neue Buttermaschine, der andere für die Dreschvorrichtung. Ihr Holzwerk war schön silbergrau angestrichen und die Eisenteile wundervoll grün. Vor dem Milchenhause, wie man dort nach Landessitte das Meiereigebäude nennt, standen auf sauberem Gerüst in Reihen die Milcheimer. Ihr Holzwerk war weiß gescheuert wie Schnee und die eisernen Reifen glänzten mit poliertem Silber um die Wette. Statt Fluchen, Gähnen und dem schlürfenden Schritte der Trägheit hörte man auf diesem Hofe wieder den raschen, freudigen Tritt des Fleißes und Gesang und Pfeifen bei der Arbeit.

Auf dem Felde war geschehen, was in dieser kurzen Zeit geleistet werden konnte. Das war natürlich noch nicht viel, aber sie boten doch nicht mehr ganz den herzbrechenden Anblick für ein landwirtschaftliches Auge, wie noch ein Jahr vorher. Herr Eickhorst war zufrieden mit dem Erreichten. „Müh' hat's genug gemacht," sagte er, „und ganz verdammt viel Arbeit. In dieser ganzen Zeit ist mir, wer weiß wie oft, eingefallen, was wir in der Schul' bei dem alten Prorektor Rein von Herkules hatten. Denn dies war hier auch so 'ne Art von Augiasstall, was die eingegragte*) Bummelei und Unordnung anbetraf. Man bloß Augiassen sein schönes Gut, den Dung meine

*) Eingegraute.

ich, den Herkules all mit Wasser weggeschwemmt hat, den könnten wir hier schön gebrauchen."

In Park, Garten und Wohnung ließ Wigand alles beim alten. Aenderungen verschob er auf spätere Zeiten, „wo wir uns mehr rühren können", wie er sagte. Der Park verwilderte ruhig weiter und den Garten hielt der alte Beverneſt in der gewohnten Ordnung. Das ward ihm jetzt leichter, da er vor kurzem von seinem Rheumatismus ziemlich befreit worden war. Der Arzt hatte geraten, es bei ihm mit russischen Dampfbädern zu versuchen, und mit großer Mühe wurde der Alte bewogen, sich dieser ihm aufs äußerste unheimlichen Kur zu unterziehen. Er wich schließlich nur dem strengen Befehle seines Herrn. „Die Doktors," sagte er, möchte ich man unnor in die Fingers kommen. Ein Teil kurieren sie einen raus un 'n ander Teil kurieren sie einen wieder rein. Als Jochen Regel das kalte Fieber gehabt hat oder die Mallöhria, as die Dokters auf Lateinsch sagen, hat der San'tätsrat ihn solche bittre Me'zin gegeben, daß Jochen Regel gesagt hat, er wollt lieberſten 'n Sweinigel mit all seine Stachels überslucken, as sowas. Ja, das Fieber gung jo weg, aberſten förre die Zeit hat er das Sangeln in die Glieder. Ne, da ginge ich doch lieberſten zu Krögersch in Pampow, die macht es mit Zympatieh. Zwarſten hat mich das auch nichs geholfen, aberſten es hat mich auch nichs geschad't."

Die Hauptsache aber war, er fürchtete sich vor dem Baden. „Wasser," sagte er, „is ganz gut for

Kahns zu tragen, un Mühlen zu treiben, un Essent zu kochen, un Oleanders damit zu begießen, un auch woll, wenn man 'n ganz gefährlichen Döst un kein ander Getränk hat. Aberſten an 'n bloßen Leibe is es mich empfindlich."

Jedoch es half ihm alles nichts; eines Morgens in aller Frühe wurde er ohne Gnade auf den Milchwagen gesetzt, der täglich in die Stadt fuhr, und mit düsteren Gefühlen ging er dem gefürchteten Schicksal entgegen. Man hatte ihn dort bei einer Gärtnerfamilie seiner Bekanntschaft untergebracht und der Arzt, der seinen Patienten kannte, hatte den Besitzer des Bades genügend instruirt, denn er fürchtete Widersetzlichkeit und Fluchtversuch.

Am nächsten Tage hatte Wigand in der Stadt zu thun und bei dieser Gelegenheit suchte er seinen alten Diener auf. Er fand ihn in sehr gedrückter Stimmung.

„Slimmer könnt' es in die Hölle auch nich sein," sagte er, „as in diese infamigte Badeanstalt."

„Na, wie war es denn, Beverneſt?" fragte Wigand.

„Woans es war?" antwortete der Alte, „schauderösen war es. Ich dacht' mich ja nu, so as mich das gesagt worden wäre, ich würd' mir da in so'n Kahn setzen mit schönes, warmes Wasser ein un könnt da meine Feif bei rauchen. Und as ich da nu 'rein komm, da seh' ich ja auch in sonne kleine Kabuffen mit aufe Thüren sonne Kahns stehn. Da sagten sie mich nu, ich sollte mir ausziehen, un ich zieh' mir

denn auch aus. Un as ich nu fragen thät, wo nu mein Kahn wesen thäte, da schubsten sie mir in eine Thür hinein, da slug mich so'ne Hitz' un so'n Dampf entgegen, daß ich dacht', ich müßt' sticken. Un da kämen zwei halbnackigte Kerls auf mir los un kriegten mir zu fassen. Un ich bröllte: „Lassen Sie mir raus, ich will ja in den Kahn!" denn ich wollt' ja so gern in den Kahn. Abersten die Kerls hatten keine Gnad' nich und kein Erbarmen und kriegten mir dal auf so'ne große Trepfe un smissen mir da hin as ob ich'n Stück Holz wär'. Un dann sissen sie mir ein un begießten mir mit heiß Wasser, as wenn ich'n Stück Wäsch' wär'. Un ich bröllte immer: „Lassen Sie mir doch in den Kahn!" denn ich wollt' ja so gern in den Kahn. Abersten die Kerls lachten sich bloß, ich denk' mir, so wie sich die Deubels lachen, wenn sie 'ne arme Seel' inne Mangel haben, un dann würden sie noch ausverschamter. Denn den einen hielt mir fest un den andern der haugte mir mit Ruthens, as wenn ich'n unartiges Gör wär', un zwarsten ümmer infamigterweise auf die Flöög, wo mich den ollen Reißmatismus am wehesten thät. Un ich bröllte un bat um Gnad', doch das war sie allens Luft. Denn nu kämen sie bei mit Schrubbers un schrubbten mir ab, as wenn ich 'n kuppern Kessel wär, daß ich so rot wurd' wie so'n Krewt. Un endlich ließen sie mir los un sagten, nu sollt' ich man Aufstehen, un bröchten mir auf ein ander Flach un sagten, da sollt' ich man stehn gehn, un nu wär's auch gleich vorbei. Abersten das wäre allens gestunken un ge-

logen, denn das Gräsigste, das käme nu erst. Mit eins nämlich slug es auf mir nieder as eine kalte nasse Hand, un sie bebrusten mir mit eiskaltes Wasser, daß mich gleich der Pust wegbliebe un ich dacht', ich kriegt' den Slag. Un dann kriegten sie mir in ein großes Laken un rieben mir ab, daß mich das Fell in lauter kleine Wrümmels von'n Leib' ging, un ich dacht', labendig käm' ich da nich wieder raus. Doch, Gott sei Dank, nu war es ja zu End' un ich durft' mich wieder mein Kledagen anziehn. Ach, Herr Wigand, ich bitt Ihnen von Himmel zu Erden, nehmen Sie mir doch wieder mit."

„Nun," fragte dieser, „wie ist es denn mit dem Rheumatismus?"

„Ja, da müßt' ich lügen, wenn ich was anders sagen wollt'," antwortete der Alte kleinlaut, „mit den alten Reißmatismus is es all'n ganz Teil besser."

„Na, sehn Sie!" sagte Wigand. „Nun halten Sie hier nur ruhig aus, solange der Doktor es für gut hält, denn hören Sie, ich will es, und die gnädige Frau auch. Verstanden?!"

„Je, wenn die gnä' Herrschaft befehlen thun, mich is es ja denn auch so recht. Abersten wenn ich staats auf den Milchwagen in ein swarzes Sarg wieder nach Richenberg käm', denn soll mich keiner die Schuld geben."

Er kam aber trotzdem nach einiger Zeit kurz vor Mittag auf dem Milchwagen ganz munter und beinig wieder ankutschiert und hatte sich, soweit seine trüben Erinnerungen an die vermeintlich ihm zugefügten

Mißhandlungen es zuließen, mit dem russischen Dampfbade ein wenig ausgesöhnt.

„Zwarsten," sagte er, „wen sich die Kur ausgedacht hat, den hat nich mehr Erbarmen mit die menschliche Natur in'n Leibe as ein Tiger oder eine Hijäne, abersten vor den Reißmatismus is ihr doch gut. Wenn es sich vor meine Jahren noch schicken thät, denn möcht' ich bei's nächste Kranzbier würklich mal versuchen, was ich woll den Schottschen noch so könnt, as in meine jungen Jahren, wo ich in's Tanzent der öbberste war."

Und als einmal sein Gärtnerlehrling Willem Poppendick so von Zahnweh geplagt wurde, daß er heulte, meinte er: „Wo kannst du dir woll so haben, Willem, um so'n bißchen Zähnwehtage, da versuch dich das mal erst eins mit'n ruß'sches Dampfbad, denn kriegst du Grund zu 's Heulent."

Im übrigen gingen die folgenden Jahre gleichmäßig dahin in Arbeit und Thätigkeit, in sparsamem Verkehr mit einigen Nachbarfamilien und in fleißigem mit den Pastorleuten, deren gleichmäßige Heiterkeit etwas Erfrischendes hatte und die mit Rat und That stets bei der Hand waren. Wigand fühlte sich wohl in seinem neuen Beruf. Das Leben eines Landmannes im großen Stil ist nicht einförmig, wie manche glauben, die nicht in das innere Getriebe zu blicken vermögen, sondern voll reicher Abwechslung, und jeder Tag bringt Neues, oft Unvorhergesehenes. Da gilt es zu disponieren auf Jahre hinaus und zugleich jedem Zufall sofort ohne viel Besinnen ge-

wachsen zu sein. Denn die liebe Sonne, Wind und Wetter spielen oft sonderbare Streiche, und eine so große Menge von Menschen und Pferden stets richtig und vorteilhaft zu beschäftigen, ist auch eine Kunst, die gelernt sein will. Es ist ein Beruf, der, wenn er richtig ausgeübt werden soll, die Vollkraft eines ganzen und tüchtigen Mannes und ein wenig Feldherrntalent erfordert. Mit gut essen, Rotspohn trinken und spazieren fahren, wie manche sich das vorstellen, ist es nicht gethan.



7. Sorgen.

Wie Herr Wigand durch Wasser und Feuer geht und Pastor Krahnstöver sich umsonst freut. Fortuna gießt ihr Füllhorn über den Pastor aus und Beverneſt fängt an zu philosophieren.

Es waren sechs Jahre vergangen, seit Wigand die Verwaltung des Gutes übernommen hatte, und wie sehr es sich in dieser Zeit zu seinem Vorteil verändert hatte, war deutlich sichtbar. Von Jahr zu Jahr hatte sich der Ertrag gehoben und dennoch kämpfte der junge Besitzer jetzt mit schweren Sorgen. Sein kleines Vermögen hatte er hineingesteckt und die erworbenen Ueberschüsse ebenfalls, und da der gute Boden reichlich vergalt, was man ihm zu gute that, so hatte manches geschehen können. Die notwendigsten Neubauten waren entstanden, der Acker war drainiert und in höherer Kultur, der Viehstand hatte

sich bedeutend gehoben und die Wiesen lieferten doppelten Ertrag. Als er das Gut übernahm, war es übermäßig mit Hypotheken belastet und bei der damaligen Wirtschaft wäre die Subhastation in kurzer Zeit unvermeidlich gewesen. Das hatte Wigand durch seine Thätigkeit verhindert, allein die Last der Hypothekenzinsen drückte immer noch schwer und verzehrte den größten Teil des Ertrages. Nun hatte Wigand den Fehler begangen, im Vertrauen auf sein gutes Glück ein wenig zu stürmisch vorzugehen, er hatte alles in das Gut gesteckt, was er hatte und erwarb, und keinen genügenden Rückhalt für schlechte Zeiten behalten. Und die schlechten Zeiten kamen. Das Jahr vorher war so naß gewesen, wie man es seit Menschengedenken nicht erlebt hatte. Das Wiesenheu war teils fortgeschwemmt bei einem plötzlichen Ansteigen der Richnow, teils ausgelaugt durch den ewigen Regen und hatte wenig Futterwert. Ebenso hatte der Klee gelitten. Der ganze Sommer war regnerisch und, was das schlimmste ist, warm dazu, so daß in der steten schwülen Feuchte das Korn auf dem Halme auswuchs und der Ertrag der Ernte minderwertig und mäßig war. Dazu kam, daß sonst fast überall in Deutschland und im Auslande unermeßliches Korn gewachsen war und gewaltige Zufuhren den Preis drückten. Denn die Kalamität der übergroßen Nässe war auf jenen Landstrich beschränkt geblieben, der von der Ostsee beeinflußt wird und bekanntlich sein eigenes Wetter hat. Da die feuchte Witterung auch den Herbst durch anhielt, war die Ackerbestellung erschwert und

die Saat kam schlecht ein. Ein harter, schneeloser Winter mit Sonnenschein und klingendem Frost folgte, so daß ganze Schläge auswinterten und im Frühjahr neu mit Sommerkorn bestellt werden mußten. Aber wie zum Ausgleich ward dieses Jahr so trocken, wie man es lange nicht erlebt hatte. Das Sommerkorn ging schlecht auf und zeigte einen Anblick, der mehr als dürftig war. Bis zum Juni herrschte Sonnenschein vor mit hartem Ostwind und kalter Luft und einige Frostnächte im Mai thaten großen Schaden; dann trat heißes Wetter ein mit einem erbarmungslos blauen und wolkenlosen Himmel. Schon Anfang Juli war mit Sicherheit zu übersehen, daß die Ernte noch dürftiger ausfallen würde als im vorigen Jahre. Und wieder lauteten die Berichte über die Aussichten in anderen Ländern so günstig, daß die Kornpreise noch mehr sanken.

Den Ausfall des ersten Jahres hatte Wigand noch ertragen, der dieses zweiten brachte ihn in arge Verlegenheit. Zum Herbste hatte er große Zahlungen zu machen und wußte nicht, wie er das Geld beschaffen sollte. Zudem war ihm zu demselben Termin die am ungünstigsten gelegene Hypothek gekündigt und er hatte noch keinen Ersatz gefunden. Denn wegen der allgemeinen Kalamität war das Geld knapp im Lande und zumal gegen verringerte Sicherheiten schwer zu beschaffen. Sein Onkel, den er darum anging, konnte ihm nicht helfen. Auch bei diesem hatten die beiden letzten Jahre Zuschüsse gefordert und zudem hatte er sich an einer neu erbauten Zucker-

fabrik beteiligt und war beschäftigt, sein Gut für den Rübenbau einzurichten. Da dies bekanntlich mit großen Kosten verknüpft ist, so waren seine Barmittel für längere Zeit festgelegt.

So wälzte Wigand seine Sorgen wie Sisyphos seinen Stein, und immer wenn er diesen Sorgenstein glücklich auf eine Hoffnungshöhe herauf hatte, polterte er ihm gnadenlos wieder herab. Er sah sein Schicksal kommen; unvermeidlich und grauenhaft kroch es heran, Tag für Tag ein wenig näher. Wenn es ihm nicht gelang, bis zu dem bestimmten Termin das nötige Geld zu beschaffen, da brach alles zusammen. Das Gut mußte verkauft werden und mit ihm alle seine Hoffnungen auf eine gesegnete und sichere Zukunft. Die Zeit für einen Verkauf war ungünstig; es war kaum zu erwarten, daß mehr als die Deckung der Hypotheken dabei herauskommen würde. Dann war alles verloren, sein Vermögen, und was er in diesen Jahren fleißiger Arbeit erworben hatte, denn alles dies steckte ja in dem Boden, den er so lieb gewonnen hatte. Mit Schrecken dachte er daran, was dann werden sollte. Es blieb ihm nichts übrig, als zu seinem früheren Berufe zurückzukehren, dem er durch siebenjährige Abwesenheit entfremdet war. Wenn er auch nicht zweifelte, sich und seine Familie durch seine frische Arbeitskraft erhalten zu können, so schauderte er doch bei dem Gedanken, daß seine schöne geliebte Frau durch seine Schuld, wie er sich vorwarf, gezwungen sein würde, ihre Heimat zu verlassen, das Gut, an dem sie mit ganzer

Seele hing und das über dreihundert Jahre im Besitz ihrer Familie gewesen war. Alle die schönen Traumbilder, die sie gemeinschaftlich in die Zukunft hinein gemalt hatten, sollten nun zu nichts verquirlen in die leere Luft. Vor seinem Geiste stieg eine Etagenwohnung auf in einer baumlosen Straße der großen Stadt und er dachte mit Wehmut an seine drei Kinder, die jetzt aufwuchsen in Garten und Feld in ungebundener Freiheit mit blühenden Apfelgesichtern. Sollten sie in der engen, städtischen Wohnung zu bleichsüchtiger Sittsamkeit verkümmern? Zuweilen bäumte es in ihm auf wie ein Zorn gegen die Unvernunft des Schicksals. Es war ja über jeden Zweifel erhaben, daß dieses Gut die hineingesteckten Mittel und die angewendete Arbeit einst überreichlich lohnen würde; sollte nun alles verloren sein durch blinde Zufälligkeiten? Das viele Grübeln und die ewigen Sorgen, aus denen er keinen Ausweg sah, machten ihn ganz krank und hohläugig und lähmten seine Thatkraft. Ja, er verfiel auf ganz thörichte Gedanken, suchte sich die alte Schrift hervor, die damals in dem Burggemäuer gefunden worden war, und grübelte über die Lage des vergrabenen Schatzes nach, er stöberte nach Flurnamen in den alten Gutskarten und Papieren und forschte Beverneſt aus nach den Ausgrabungsarbeiten mit dem alten Herrn von Rephun. Nur eine gewisse Scham hielt ihn noch zurück, damit selber Versuche anzustellen.

Eines Tages am Ende des August dieses Jahres ging er in seine grübelnden Gedanken vertieft in dem

einen Lindengange seines Parkes auf und ab. Am Morgen war ihm die Nachricht gekommen, daß eine Aussicht Geld zu erlangen, auf die er große Hoffnungen gesetzt hatte, wiederum zu nichte geworden war. Das grause Sorgenungetüm hatte sich aus seinem Halbschlummer wieder zu seiner ganzen Größe aufgerichtet und grinste ihn mit bleichen Augen und blutloser Fratze höhnisch an. Als er dort nun ruhelos hin und her wandelte mit gesenktem Kopfe und die Hände auf den Rücken gelegt, kam der Pastor daher, der in dem Erlenbruch und im Park nach seiner Gewohnheit den Raupen und Schmetterlingen nachgestellt hatte. Sie begrüßten sich und der Pastor rief: „Ein kannibalisches Schmetterlingsjahr bei dieser Hitze und Trockenheit; ich habe so was noch nicht erlebt. Distelfalter, Admirale und Trauermäntel sind in diesem Spätsommer so gemein wie Kohlweißlinge. Was meinen Sie, Herr Wigand, die Blumenzeit ist nun vorbei, wollen wir nicht einmal abends wieder gemeinschaftlich bei der Laterne Schmetterlinge fangen, aber diesmal mit dem Köder. Meine Frau hat die Backäpfelschnüre schon fertig. Die stippen wir gehörig in Bier mit Honig und ein bißchen Rum und hängen sie im Garten auf an der bekannten Stelle. Da sollen Sie mal sehen, was wir für einen Anflug haben. Aber freilich, so einen guten Fang wie damals an jenem denkwürdigen Abend werden wir wohl beide nicht wieder machen.“ Und er brach wieder in sein bekanntes stilles Gelächter aus.

Da er nun aber bemerkte, daß Wigand ernst

blieb und kein freundlicher Schimmer sein trübes Antlitz verklärte, fuhr er teilnahmvoll fort: „Ja, ich weiß, Herr Wigand, Sie haben Sorgen. Es sind böse Jahre für den Landmann. Im vorigen Jahre ist alles verschimmelt, und in diesem Jahre vertrocknet alles. Ich hab' es selber sehr gemerkt in meiner kleinen Landwirtschaft, und meine Frau klagt auch, daß sie kaum die halbe Milch von den Kühen hat. Nun, der liebe Gott wird uns schon wieder bessere Jahre senden."

„Ja, senden wird er sie schon," sagte Wigand erbittert, „aber sie werden einem anderen zu gute kommen. Mich werden sie hier nicht mehr finden."

„Vertrauen Sie sich mir an," sagte der Pastor, „vielleicht weiß ich Rat. Vielleicht ist die Hilfe näher, als sie denken." Dabei drückte er ihm warm die Hand.

Wigand hatte bis jetzt über seine Verhältnisse dem alten Freunde gegenüber geschwiegen, jetzt kam es wie eine Wohlthat über ihn, sich aussprechen zu können, und er gab ihm in fliegender Rede einen Ueberblick über die Lage der Sache, ohne allerdings die Höhe der notwendigen Summe zu nennen.

Während dieser Auseinandersetzung hatten sich merkwürdigerweise die Züge des Pastors verklärt, und etwas wie stiller Sonnenschein lag um seinen Mund. Eine innere Freude leuchtete aus ihm hervor und verschönte sein ehrliches Gesicht. „Sehen Sie," rief er, „wie gut es ist, wenn man sich einem treuen alten Freunde anvertraut! Nun ist Ihnen vielleicht

schon geholfen. Meine Frau und ich haben keine Kinder; wir haben uns gewöhnt, Sie und Ihre liebe Frau als solche zu betrachten, und wenn ich Ihren kleinen Helmuth auf meinen Knieen reiten lasse, oder wenn er mit seinem Netz hinter den Pfauenaugen her ist, da bilde ich mir ein, er sei mein Enkel. Kennt übrigens schon 'ne Masse Schmetterlinge, der Schwerenöter. Nun, also, wir haben uns im Laufe der Jahre etwas gespart. Hätten wir Söhne, könnten sie davon studieren, hätten wir Töchter, so könnten wir sie damit ausstatten. Da uns dieser Segen aber versagt worden ist, und wir auch keine Aussicht mehr darauf haben, so sage ich, was sollen wir mit dem Mammon? Diese Frage löst sich soeben auf die einfachste Weise. Es sind etwas über vierundzwanzigtausend Mark. Wann wollen Sie das Geld haben?"

Wigand war tief ergriffen, Thränen traten ihm in die Augen und sein Gesicht rötete sich vor unterdrückter Rührung. Er faßte die Rechte des Pastors mit beiden Händen und drückte sie kräftig, ohne zunächst die richtigen Worte zu finden.

„Nicht wahr?" rief dieser, „nun ist Ihnen schon anders zu Mut. Leicht ums Herz — was?" Dabei sah er so übermütig aus und in seinen Augen leuchtete es so schalkhaft, als hätte er eben den tollsten und lustigsten Streich von der Welt verübt.

Was aber Wigand gerade am meisten ergriff, war der Umstand, daß er diesen holden Wahn zerstören mußte.

„Ich würde das Geld auf der Stelle nehmen,

Herr Pastor," sagte er, „wenn ich mir damit sicher helfen könnte. Das glauben Sie mir nur. Allein es genügt nicht, es genügt bei weitem nicht. Es würde nur aller Voraussicht nach mit verloren sein, wenn es zum Krach kommt. Den zu vermeiden, sind andere Summen nötig."

Der Pastor sah ungemein betroffen aus; diesen Grund der Ablehnung hatte er offenbar nicht erwartet.

„Ei, ei, ei!" sagte er, indem er nachdenklich die Bartstoppeln seines Kinnes rieb. „Aber das ist ja entsetzlich. Das soll alles vergebens sein, was Sie und Ihr Inspektor in den sechs Jahren mit soviel Fleiß und Mühe geschaffen haben, womit Sie die Bewunderung der Kenner erworben haben. Erst kürzlich sagte Gädke-Krönkenhagen zu mir: ‚Was die Richenberger Wirtschaft anbetrifft — alabonnöhr! da is Zug in!' Na, und wenn der lobt, da kann man nur sagen: Alle Achtung! — J, das ist ja eine schändliche Geschichte!"

Die beiden Männer hatten sich während des Gespräches dem Schlosse genähert und standen nun bei dem großen Rasenplatze, der mit einem Kranze von mächtigen Oleanderbäumen in Kübeln umgeben war. Während nun Wigand seine Verhältnisse noch deutlicher klar legte, hatte der Pastor seine Blicke auf den Boden gesenkt und hörte nachdenklich zu. Plötzlich schien seine Aufmerksamkeit durch etwas, das er auf dem hellen Sande des Steiges neben einem der Oleanderkübel bemerkte, in Anspruch genommen zu

werden. Er beugte sich nieder und betrachtete gespannt einige kleine schwärzliche Gegenstände, die dort lagen und ungefähr die Form einer winzigen kannelierten Säulentrommel hatten. Diese Erscheinung versetzte ihn offenbar in große Aufregung. Er richtete einen forschenden Blick in die Zweige der Krone des Oleanderbaumes gerade senkrecht über den Gegenständen am Boden, die seine Aufmerksamkeit so sehr erregt hatten, dann beugte er sich wieder zur Erde und geriet in große Unruhe. Wigand hatte jetzt seine Rede beendigt; der Pastor ergriff seine Hand und sagte ihm einige herzliche, tröstende Worte, die auf „Kommt Zeit, kommt Rat" und „Gott verläßt die Seinen nicht" hinausgingen, aber er schien gar nicht recht bei der Sache zu sein. Wigand setzte den unterbrochenen Gang fort und der Pastor folgte zögernd, nicht ohne einen langen Blick auf den Boden und einen zweiten in die Krone des Oleanderbaumes. Bei dem folgenden Kübel blieb er wieder stehen, denn er bemerkte dort dieselben ihm so auffallenden Zeichen. Nun konnte er sich nicht länger halten. Im Kampfe des fanatischen Sammlers mit dem teilnehmenden Menschenfreunde hatte offenbar der erste für eine Weile gesiegt. „Verzeihen Sie, Herr Wigand," sagte er fast kläglich, „wenn ich in diesem ernsten Augenblicke plötzlich abspringe auf scheinbar ganz unwichtige Dinge. Aber ich habe soeben eine Entdeckung gemacht, die mich so aufregt, daß ich fast umkomme vor Unruhe und vor Neugier, ob meine Vermutung richtig ist. Legen Sie es mir nicht als Mangel an

Teilnahme aus, ich bitte Sie flehentlich darum. Sie kennen ja mein Herz! Und nun erlauben Sie mir, daß ich einen Stuhl hole und diesen Oleanderbaum ein wenig untersuche."

Wigand mußte trotz seiner trüben Stimmung unwillkürlich lächeln. Er sprang schnell zu, holte dem alten Herrn einen Stuhl und half ihm hinaufzusteigen. Der Pastor bog mit den Händen, die vor Aufregung zitterten, die Zweige auseinander und betrachtete jeden einzelnen aufmerksam. Nach einer Weile lachte er still in sich hinein und sah sich dann mit ganz rotem Kopfe nach Wigand um. „Was ich vermutete — es konnte ja auch nach der Futterpflanze gar nicht anders sein — ist richtig, das Glück hat wieder mal sein fabelhaftes Füllhorn auf mich ausgeschüttet. Wissen Sie, was ich hier gefunden habe?"

„Sphinx nerii?" fragte Wigand mit einer gewissen Spannung.

„Ei natürlich!" antwortete der Pastor. „Eine ausgewachsene, wunderschöne Raupe des Oleanderschwärmers. Es kommt in heißen Sommern öfters vor, daß sich dieser schnelle Vogel so weit nach Norden verfliegt und hier seine Eier absetzt. Sie erlauben wohl, daß ich den Zweig abschneide. Es könnte der Raupe schaden, wenn sie abgerissen wird."

„Gern," sagte Wigand.

Dann stieg er herunter und machte glückstrahlend aufmerksam auf die stattliche Raupe, auf das herrliche Grün ihres Leibes, das gar zierlich mit weißen

Punkten betüpfelt war, und auf den gelblichen Kopfteil mit den schönen blauen Spiegeln.

„Ein vornehmes Tier,“ sagte er, „man sieht gleich, daß es zum hohen Adel gehört. Aber wo eine Raupe ist, da sind noch mehr.“ Damit nahm er seinen Stuhl und trug ihn an den nächsten Oleander.

Wigand erklärte sich bereit, ihm zu helfen. „Schön,“ sagte er, „Sie wissen ja, daß man die Schwärmerraupen meistens auf dem Boden sucht. Finden Sie dort keine Spuren ihrer gesegneten Verdauung, so ist auch oben nichts los.“

Nach einer guten Stunde waren die Oleander abgesucht und der Pastor befand sich im Besitze eines mächtigen Oleanderstraußes, auf dem einundzwanzig dieser kostbaren Raupen saßen. „Ich weiß nicht,“ sagte er, „ob Krösos sich so freute, wenn er in seiner Schatzkammer spazieren ging, wie ich, wenn ich diesen Strauß betrachte. Ach, Herr Wigand, ich schäme mich ordentlich, daß mich das Glück so überschüttet, während Sie in schweren Sorgen leben. Und was wird Wieschen sagen?“ Damit ging er glücklich ab.

Bevernest, der mit seinem Ponywagen darüber zugekommen war, um die Oleander zu begießen, murrte hinter ihm her: „Daß ich die ollen gräsigen Wörm nich eher gesehen hab’, das ärgert mir. Ich hätt’ ihnen all abkabbeniert. Staats dem schamfirt der Paster mich die ganzen Bäum’ und sneid’t mich da große Lunken ein. Er sagt, die Hitz’ hätt’ die Beesters

ausgebrüt't. Der freut sich jawoll am End' noch, daß uns hier allens vertrockent. Na, ich sag' man: den einen seine Uhle is den andern seine Nachtigahl."



8. Ein Brief.

Wie sich das Schicksal der Pfeife eines Zugführers bediente und Herr Radloff angesteckt wurde. Der Porzellan-Onkel. Warum Herr Radloff seinen Freund für einen Barbaren hält. Wie er kunstmüde wurde und warum er Bratbarsche angeln will.

Berlin, den 27. August.

Lieber Wigand!

Seit wir uns im vorigen Jahre flüchtig auf der Eisenbahnstation in Neubrandenburg trafen, wo uns das Schicksal in Gestalt eines unerbittlichen Zugführers nach Verlauf von wenigen Minuten nach zwei verschiedenen Himmelsrichtungen wieder auseinanderpfiff, habe ich oft an dich gedacht, und was du mir in fliegender Eile von dem alten Schloß, dem verwilderten Park und deinen landwirtschaftlichen Bestrebungen erzählt hast, konnte ich nicht wieder vergessen. Die Trennung kam uns so schnell über den Hals, daß ich gar nicht mehr dazu gelangte, dir mitzuteilen, daß auch ich unterdes meinen Beruf gewechselt habe. Damals, vor etwa sieben bis acht Jahren, wo wir so manchen Abend nach dem Rezept: „Sauer macht lustig" bei Hausmann in der Jägerstraße beim Kutscher sehr vergnügt gewesen sind, lag

ich vor dem Referendarexamen, das ich auch später glücklich bestanden und ihm durch die Erwerbung des Doktortitels noch ein vergnügtes Ornament hinzugefügt habe. Trotzdem aber bin ich unter die Kunstgelehrten gegangen. Die Ansteckung mit der Vorliebe für die Kunstgegenstände des vorigen Jahrhunderts erfolgte schon in meinen Schülerjahren und zwar durch meinen Onkel, einen vielbeschäftigten Arzt in meiner Vaterstadt. Der sammelte lange bevor die Schätzung der Erzeugnisse des Rokokozeitalters so wie jetzt allgemeine Mode geworden war, mit großem Erfolge die so reizvollen, damals gänzlich verkannten und verachteten Gegenstände. Er hatte dazu mannigfache Gelegenheit. Es herrschte, als er zu sammeln begann, noch unerbittlich die ödeste Dürre, die das Kunstgewerbe jemals gesehen hat. Es war das Zeitalter der blauen, der roten oder der grünen Stube, der Gipsfigur, der Mahagonimöbel und des schneeweißen Porzellans, das höchstens noch mit einem schmalen goldenen Rande verziert sein durfte, wenn es für vornehm gelten sollte. Da war denn auf Auktionen, wenn Familiennachläße versteigert wurden, oft schönes Alt-Meißner und Alt-Berliner Porzellan für fast gar nichts zu haben, ja sogar einige hübsche Stücke Sèvres hatte er aufgetrieben. Manche Gegenstände wurden dem beliebten und tüchtigen Arzt auch geschenkt, da man seine Vorliebe für den „unmodernen, alten Kram“ kannte, doch nicht, ohne daß seine Freude darüber ein wenig mitleidig belächelt wurde. Er hatte sehr schöne alte Uhren aus Bronze und

Porzellan, gebauchte Kommoden mit Marmorplatten, eingelegten Blumen und Bronzebeschlägen, schön geschweifte Stühle und andere Möbel und sonst noch allerlei, das ich hier nicht alles aufzählen will. Diese vielen Gegenstände waren in den zwei Zimmern, die er bewohnte, so reizvoll und behaglich angeordnet, daß es mir doch einen anderen Eindruck machte, als der Stolz meiner Mutter, unsere grüne Stube, die mit einem grünen Teppich, grünen Plüschmöbeln, grüner Tischdecke, grüner Tapete und grünen Blattpflanzen ausgeziert war und jedem, der sich in ihr aufhielt, durch den Widerschein von all dem Grün eine angenehme Wasserleichenfarbe verlieh.

Mein Onkel war ein mittelgroßer, feingebauter Mann mit schlanken, weißen Händen und einer zarten, blassen Gesichtsfarbe, so daß es mir manchmal schien, er sei selber aus Porzellan geformt, dem Stoffe, den er so sehr liebte. Ich sehe ihn noch deutlich vor mir, wie er in seinem kleinen Museum auf einem seiner alten Stühle saß und mit den feinen, geistreichen Händen irgend eine schöne Vase oder eine zierlich geformte Theekanne hin und her drehte und sie mit klugen Augen betrachtete, während er mich auf die feine Linienführung und die spielende Leichtigkeit des Ornaments und auf den zarten Schmelz oder den schimmernden Metallglanz der Färbung aufmerksam machte. Denn ich hatte die ganze Neigung des sich in seiner Liebhaberei vereinsamt fühlenden Mannes gewonnen, seitdem er entdeckt hatte, daß er bei mir nicht, wie bei den meisten seiner Bekannten und

Freunde, lächelnde Ablehnung oder stumpfe Gleichgültigkeit fand, sondern Teilnahme und langsam wachsendes Verständnis. So brachte ich denn manche Stunde bei ihm zu und lernte in jungen Jahren schon mancherlei, das mir später sehr zu Nutzen kommen sollte. Auch war ich wohl der fleißigste Besucher der Gemäldegalerie unserer kleinen Residenzstadt. Dort fanden sich außer einigen zweifelhaften Italienern eine ganze Reihe holländischer Bilder von hervorragendem Werte, und aus diesen eifrig getriebenen Nebenbeschäftigungen erwachte zuletzt in mir der brennende Wunsch, mich dem Studium der Kunstgeschichte zu widmen. Dies aber scheiterte an dem heftigen Widerstande meines Vaters, der von dergleichen neuen Erfindungen nichts wissen wollte. Ich ward darum Jurist, wie es in solchen Fällen gewöhnlich ist, da sich dieses Fach für die Zukunft in die meisten Wege auseinanderzweigt. Du weißt ja selber, lieber Freund, daß ich die Dinge, an denen mein Herz hing, auch in Berlin, wohin ich mich wandte, niemals außer Augen gelassen habe, daß ich viele Stunden in den Museen zubrachte, daß ich die Bekanntschaft hervorragender Sammler suchte und, obwohl ich selber kaum etwas kaufte, fast keine der größeren Versteigerungen bei Sachse oder Lepke versäumte. Du hast mich ja oft genug mit dieser Leidenschaft geneckt, denn in diesem Punkte warst und bliebst du stets ein Barbar, Teuerster. Dir war es stets gleich, wie das Gefäß aussah, aus dem du aßest oder trankst, du konntest jahrelang in einem Zimmer woh-

nen, dessen Tapeten zum Himmel schrieen, dessen Teppich teuflischer Hohn, dessen Vorhänge Mord und dessen Möbel Totschlag waren.

Als ich nun nach vier Jahren mein Examen hinter mir hatte, starb plötzlich mein Vater und hinterließ mir ein Vermögen, dessen Zinsen mir für die eigene Person ein genügendes Auskommen sicherten. Ich war keinen Augenblick zweifelhaft, was ich zu thun hatte, wandte mich sofort ausschließlich den geliebten Kunststudien zu, verbrachte einige Jahre auf Reisen nach Wien, London, Holland und vorzugsweise Paris, und sammelte in steter begeisterter Arbeit eine Summe von Kenntnissen, die, wie ich wohl ohne Ueberhebung sagen darf, in diesem Fache selten jemand in so jungen Jahren vereinigt. Es darf nicht wundernehmen, daß meine Studien sich vorzugsweise auf das Rokokozeitalter richteten, denn was sich in uns in späteren Jahren zu Bäumen auswächst, das findet seine Wurzelkeime bekanntlich immer in frühen Jugendeindrücken. Die letzten Jahre habe ich in angestrengter Arbeit und mit Studien für mein Werk: „Beiträge zur Kenntnis der Kleinkunst des Rokokozeitalters", verbracht, das ich vor kurzem vollendet habe und womit ich mir eine kleine Position in der wissenschaftlichen Welt zu schaffen denke.

Ich habe mich, lieber Wigand, in dem Bestreben, dich zu unterrichten, wie es mir in der Zeit unserer Trennung gegangen ist, ein wenig ins Feuer hineingeschrieben und sehe nun statt eines Briefes ein kleines Schriftstück vor mir liegen. Mir fallen unwillkürlich die Verse Heines ein:

„Zwölf Seiten eng und zierlich —
Ein kleines Manuskript —
Man schreibt nicht so ausführlich,
Wenn man den Abschied gibt!"

Aber damit komme ich zu dem eigentlichen Zwecke meines Briefes, denn ich will ja nicht den Abschied geben, sondern ich will mich anmelden. Ich will dich nämlich besuchen. In all diesen Jahren haben meine Augen kaum nach rechts oder links gesehen, sie haben fast ausschließlich auf Bücherzeilen geruht und auf Kunstgegenständen, auf jener Herbstblumenpracht einer langsam verwelkenden Kunst, die dann bald nach den gewaltigen Stürmen der Revolution in öden, monotonen Winter übergeht. Ich täusche mich darüber nicht, der Winter ist auch jetzt noch nicht vorüber. Denn was sich jetzt in der Kunst auf allen Gebieten regt, das ist noch kein neuer Frühling, sondern die Treibhausblumenpracht eines Wintergartens, in dem Gotisches, Romanisches, alle Sorten von Renaissance, Rokoko, ja sogar Indisches und Japanisches, und was du sonst noch willst, friedlich nebeneinander wachsen. Wir haben eine künstliche Kunst heutzutage. Sie wurzelt nicht im Volke, sie blüht nicht mehr von selber aus dem Handwerk empor, sondern sie wird in Schulen gelernt. Doch verzeihe, daß ich wieder abschweife und zwar auf ein Gebiet, das, wie ich allen Grund habe zu glauben, dir völlig „Dampf" ist.

Ich bin also großstadtmüde und auch ein wenig kunstmüde. Der sanfte Firnisduft der Museen ist mir fatal geworden. Wir hatten in der letzten Zeit,

kurz nachdem ich mein Buch so ziemlich abgeschlossen hatte, hier eine Rokokoausstellung, an deren Zustandekommen ich mich stark beteiligt habe. Das hat mir den Rest gegeben. Ich besinne mich darauf, daß ich ein Mensch bin und nicht nur eine Beseh- und Schreibmaschine, daß es auch wirkliche Felder, Wiesen, Seen und Wälder gibt außer denen in Oelfarbe, und noch andere Blumen als gemalte und von bunten Hölzern eingelegte. Wenn ich an eine, zwischen blühendem Kraut dahinmurmelnde Quelle denke, da überrieselt's mich, daß es so liebliche Wunder gibt. Ich hoffe, du hast eine solche poetische Einrichtung in deinem verwilderten Park. Dort will ich liegen und auf das Murmeln und Rieseln, Klingen und Tropfen lauschen, auf das Gesumme der Fliegen, das Klopfen der Spechte und den fernen Schrei eines Raubvogels. Abends will ich auf den Anstand gehen an den Waldrand und träumen und vorbeischießen und mich von den Hasen auslachen lassen. Ich will mit dir zu Felde gehen und die Rüben besehen, und ich sehne mich nach Gesprächen über Stallfütterung, Pferdezucht, Guano und Chilisalpeter. Ich will dicke Milch essen und ganz schwarzes Brot mit Speck und abends will ich Patience legen oder mit dir Sechsundsechzig spielen.

Hast du also, lieber Freund, eine Kammer für mich frei und einen Platz an deinem Tische, so teile mir das mit. Ich würde mich ungemein freuen, dich wiederzusehen und die alte Freundschaft zu erneuern. Grüße deine liebe Frau, auf deren Bekannt-

schaft ich mich sehr freue und antworte bald deinem Freunde Anton Radloff.

P.S. Nicht zu vergessen: angeln will ich auch! Für Bratbarsche lasse ich mein Leben!



9. Der Fund.

Wie Herr Wigand die Eisenbahn poetisch fand und Radloff zum schweigenden Dulder ward. Es fällt ein Lichtstrahl in eine dunkle Ecke. Entdeckerfreuden. Warum Fortuna so aussehen kann wie ein weggelaufener Doctor juris, der sich weder gewaschen noch gekämmt hat. Ein ungläubiger Thomas. Moderne Märchen. Warum Radloff keine Bratbarsche angeln konnte.

Wigand holte Radloff zu Wagen von der Haltestelle ab, die am Ende des Dorfes gelegen war. Doch dieser wünschte die Strecke zu gehen, damit er sich besser umsehen könne. Die breite Dorfstraße mit den mächtigen Eichen, den strohgedeckten, niedersächsischen Bauernhäusern und den üppigen Baumgärten entzückte ihn und im Richnowgrunde standen beide lange auf der Brücke und schauten sich das Thal und seine Ufer an.

„Wie schändlich," sagte Radloff, „daß du selber dazu beigetragen hast, diese Gegend zu schimpfieren, welch eine entzückende Idylle muß dies gewesen sein, ehe der monotone Eisenbahndamm durch diesen Grund ging und ehe das schnaufende, heulende, rasselnde

Ungetüm, täglich ein paarmal, hier vorübersauste. Für mich ist die Gegend nun nur noch halb so viel wert."

Wigand lachte: „Man gewöhnt sich dran, insonderheit wenn man mit den Kornwagen nicht mehr drei Meilen über Land zu fahren braucht, sondern gleich an Ort und Stelle verladen kann. Das ist auch etwas wert."

„Wieder die alte Geschichte von der Poesie und dem Rechenexempel," seufzte Radloff.

„Ich kann mir eine Zeit denken," sagte Wigand, „wo wir noch andere Beförderungsmittel haben werden, die noch viel fürchterlicher und geräuschvoller durch die Länder sausen als die heutigen. Glaubst du nicht, daß es dann Leute geben wird, die von dem längstverklungenen, poetischen Pfiff der Lokomotive schwärmen, wie heut die Mondscheinpoeten vom Posthorn? Denk nur an die Kinder! Was spielen sie vorzugsweise? Eisenbahn. Im Zimmer bauen sie sich Züge aus Stühlen und draußen rennen sie mit großem Geschnauf einher, pfeifen und bremsen und läuten und halten an und rufen: Richenberg! Aussteigen! Es wächst ein anderes Geschlecht auf, jetzt. Ich für mein Teil finde die Eisenbahn sehr poetisch. Es ergreift mich stets, wenn ich zufällig allein in meinem nahen Walde bin und der Schnellzug durchfährt. Schon von ferne vernimmt man sein dumpfes Rollen, das schnell näher kommt und allmählich einen schmetternden Klang annimmt. Mit einemmale ist das schnaubende Ungeheuer heran, der Boden erzittert,

und im nächsten Augenblick donnert es mit sausendem Ruck vorbei, eine wirbelnde Wolke von Staub und Blättern hinter sich. So schnell wie es kam, verschwindet die Rückwand des letzten Wagens in der Ferne, bald nur noch ein sanftes, verhallendes Rollen, und die Einsamkeit ist wieder da mit Vogelsang und Blätterrauschen und Schmetterlingen, die sich auf dem Bahndamm sonnen. Ich finde das groß und ergreifend."

„Sieh, sieh," sagte Radloff ein wenig verwundert, „es steckt doch noch ein Stückchen vom Poeten in dir."

Es dunkelte schon, als die Freunde bei der bekannten Rebhuhnmauer anlangten.

„Ihr Musen und Grazien," rief Radloff, „was ist das? Welch ein wahnsinniger Traum! Und funkelnagelneu! Diese Ausgeburt kann höchstens zwanzig Jahre alt sein."

Wigand klärte ihn auf über das beängstigende Bauwerk und sagte dann: „Als wir in deinem Briefe die Wendung mit den einfarbigen Zimmern fanden, da mußten wir unwillkürlich lachen, denn in dieser Hinsicht kommst du hier an einen Ort, wo, wie ich fürchte, deine ästhetischen Gefühle mit bloßen Füßen werden auf Glasscherben tanzen müssen. Denn der alte Herr von Rephun hat alle Zimmer, die er bewohnte, in dieser Weise ausgestattet. Wir haben nicht nur eine blaue, rote und grüne Stube, sondern auch eine gelbe, eine rosa, eine violette und eine braune und nirgendwo fehlt das obligate Rebhuhn."

„Hu!“ sagte Radloff.

„Doch eins wollte ich dir noch sagen,“ fuhr Wigand fort. „Meine Frau hängt sehr an ihrem verstorbenen Vater, der, obwohl ein höchst schnurriger Sonderling, doch gegen sie stets gütig und liebevoll war. Nun kenne ich dich und die Lebhaftigkeit deiner künstlerischen Empfindungen. Darum bitte ich dich, schimpfe nicht so fürchterlich auf den alten Herrn in ihrer Gegenwart.“

„Schweigend dulden, duldend schweigen, wird meine Devise sein!“ sagte Radloff.

In dem blauen Gartenzimmer war der Abendtisch gedeckt. Radloff benahm sich musterhaft. Er war außerordentlich galant gegen Frau Hildegard, deren heitere, sanfte Schönheit seine Bewunderung erregte, und musterte nur heimlich, ohne eine Miene zu verziehen, das schneeweiße Porzellan mit den steif und peinlich sorgfältig gemalten Rebhühnern darauf und verlor kein Wort über das milchige, kalte Blau der Zimmereinrichtung und den nüchternen Ungeschmack, der ihn rings umgab. Eine Weile nach dem Abendessen entfernte sich Hildegard, um die Jugendfreunde, die bereits angefangen hatten, sich in alte Erinnerungen zu vertiefen, sich selbst zu überlassen. Wigand holte eine neue Flasche hervor. „In meinem Keller liegen noch von früher her einige gute Flaschen,“ sagte er, „geeignet, sie mit guten Freunden zu trinken. Was meinst du zu Chateau d'Yquem?“

„Ein sehr verständiger Wein,“ antwortete Radloff. „Ein liebenswürdiger Grandseigneur aus der guten

alten Zeit; ich unterhalte mich gern mit ihm. Man befindet sich bei ihm in der vornehmsten Gesellschaft. Er enthält die besten Eigenschaften des gallischen Volkes auf Flaschen gezogen."

Wigand schenkte den goldklaren Trank ein, und der Freund hielt sein Glas gegen das Licht. Dann trank er, nickte befriedigt und sprach: „Je suis heureux!" sagte der Schah von Persien, als er seine europäische Rundreise machte, wenn ihm etwas ganz besonders gefiel. Aber verzeihe, lieber Freund, wenn ich daran eine kleine psychologische Bemerkung knüpfe, und sei versichert, daß nur Freundschaft mich dazu treibt. Du bist nicht glücklich. Mir ist, als hättest du einen Druck auf deinem Herzen, deine Heiterkeit ist gewaltsam, auf dem Grunde deiner Seele ruhen Ungeheuer der Tiefe, wie in der geheimnisvollen See, die sich äußerlich in besonnten Wellen kräuselt. Du warst stets so ein braver Kerl von fester, heiterer Gemütsart, und ich habe dich immer gern gehabt, es ist wirklich nur herzliche Teilnahme, was mich zu dieser Frage treibt. Du hast ein heiteres, anmutiges Weib, schöne, gesunde Kinder, wie ich höre, ein prächtiges Gut und solchen Wein in deinem Keller — warum bist du nicht glücklich?"

Wigand saß eine Weile, starrte vor sich hin und drehte den Fuß seines Glases zwischen den Fingern herum. Dann sagte er: „Ich sehe den Tag kommen, wo mein Weib nicht mehr heiter und dies Gut, das über dreihundert Jahre im Besitze ihrer Familie war, in fremde Hände übergehen wird. Und ich fühle

mich schuldig daran, weil ich nicht mit der nötigen Vorsicht und nicht im Hinblick auf mögliche schlechte Jahre gewirtschaftet habe."

Dann gab er dem Freunde eine eingehende Darstellung des Zustandes, in dem er das Gut übernommen hatte, der rastlosen Arbeit der letzten sechs Jahre und seines jetzigen verzweifelten Zustandes. Er erwähnte dabei auch gelegentlich des im dreißigjährigen Kriege vergrabenen Schatzes und verschwieg nicht, daß er schon manche Stunde damit verloren habe, über den Ort nachzugrübeln, wo der alte Vorfahr ihn damals verborgen hätte.

Das alte Pergament erweckte Radloffs besonderes Interesse, und er bat darum, es einsehen zu dürfen. „Unsereins ist manchmal findiger in solchen Sachen," sagte er, „es gehört ein wenig mit zum Geschäft, Dunkles und Verborgenes aufzustöbern."

Wigand brannte ein Licht an und sagte: „Auf meinem Schreibtische liegt außerdem noch ein ganzer Stapel alter Familienpapiere. Es befinden sich dabei Aufzeichnungen über die Ankäufe und den Erwerb von Kunstgegenständen in Paris aus dem vorigen Jahrhundert, die dich vielleicht interessieren. Die Familie war damals sehr reich. Als Beatus von Rephun im Jahre 1717 die Herrschaft antrat, kam er in den Besitz von dreiundfünfzig Gütern, die fast gar nicht verschuldet waren. Er und sein ihm folgender Sohn haben aber im Laufe der Jahre so ziemlich alles verschwubst, denn sie lebten als große Herren und in Richenberg ging es zu wie an einem kleinen Hofe."

Dann ging er, um die Schriftstücke zu holen, und dabei hob der Schein seines Lichtes einen Gegenstand hervor, der auf einem Eckschränkchen bis dahin im Schatten gestanden hatte. — Als er mit einem Armvoll von vergilbten Papieren wieder zurückkam, fand er Radloff ganz vertieft in den Anblick einer Figurengruppe von Porzellan. Er drehte und wendete sie und prüfte aufmerksam die an der Unterseite angebrachten Marken, dann stellte er sie vor sich auf den Tisch ins rechte Licht und gab ihr mit den Fingern eine leichte Drehung, so daß sie sich von allen Seiten darstellte. „Sag mal," fragte er dann, „habt ihr noch mehr solche Sachen?"

„Massenhaft," sagte Wigand, „auf dem Boden steht viel solch Zeug, solche Puppen und auch Tiere und Vasen und Schüsseln und was weiß ich. Meine Frau bringt manchmal was mit herunter, wenn es ihr gefällt, die Frauen haben ja ihr Vergnügen an solchen Kinkerlitzchen. In ihrem kleinen Eckzimmer steht noch mehr."

„Das muß ich sehen!" sagte Radloff.

Sie gingen nun hinüber in das kleine Stübchen, das Frau Hildegard sich schon in ihrer Mädchenzeit zierlich eingerichtet hatte. Dort war ein Glasschrank, der allerlei Niedlichkeiten von Porzellan, Elfenbein, Glas und dergleichen enthielt. Der Doktor fuhr mit schnellem Blick darüber hin, und seine Augen blieben dann haften auf dem oberen Brett. Dort stand ein sogenanntes Vis-à-vis, ein Frühstücksservice für zwei Personen mit Platte, zwei Tassen, Kanne u. s. w.

in Weiß mit Gold. Er öffnete den Schrank und untersuchte die Stücke sorgfältig. Seine Hand zitterte, als er das letzte wieder hinstellte. Dann gab er zwei leise, langgezogene, pfeifende Töne von sich und fragte: „Ich vermute, daß hierzu ein altes Maroquinfutteral gehört; ist es noch vorhanden?"

„Das weiß ich nicht, da mußt du meine Frau fragen."

„Ist sie schon zu Bett?"

„Ja."

„Schade!"

Dann dachte Radloff eine Weile still nach und fragte dann: „Du sagtest von Verzeichnissen über den Erwerb von Kunstsachen in Paris. Kann ich die mal sehen?"

Sie gingen zurück in das andere Zimmer, und Wigand suchte einige Papiere aus dem Stapel hervor, in deren Inhalt der Doktor sich augenblicklich vertiefte. Bald stieß er wieder einige lange pfeifende Töne aus und sagte: „Dies Verzeichnis stammt aus einer späteren Zeit, aus der zweiten Hälfte des Jahrhunderts."

„Ja, von Louis von Rephun, dem Sohne des Beatus; der war auch längere Zeit in Paris."

„Weißt du, ob von den hier verzeichneten Sachen noch etwas vorhanden ist?"

„Keine Ahnung."

„Erinnerst du dich an einige der Gegenstände, die du oben gesehen hast?"

„Kaum, es interessiert mich zu wenig. Und doch,

drei Vasen, eine große und zwei kleinere, sind mir aufgefallen wegen ihrer sonderbaren Form."

„Wie sahen sie aus?" schoß Radloff in der höchsten Spannung hervor, „ich meine, welche Grundfarbe hatten sie?"

„Na, rosenrot, denk' ich, wenn ich mich recht erinnere."

„Donnerwetter!" rief der Doktor. „Können wir nicht gleich sofort dorthin gehen? Die muß ich sehen!"

„Aber ich bitte dich, lieber Freund, jetzt mitten in der Nacht; das hat doch wohl bis morgen Zeit."

Radloff machte eine nervöse Bewegung: „Ach, du weißt ja nicht! Doch gut. Hier sind auch Möbel aufgeführt; sind davon noch welche vorhanden?"

„O gewiß! So alte, dickbauchige Kommoden mit Messingbeschlägen und ganz bunten Marmorplatten."

„Und eingelegten Blumen?"

„Ja, ich glaube wohl."

Der Doktor war sichtlich in immer größere Aufregung geraten. „Und ich dachte, ich wollte mich hier erholen!" sagte er mit komischer Verzweiflung. „Aus der Scylla in die Charybdis. Freund, halte mich nicht für verrückt: aber wenn du wüßtest, was mich bewegt, du würdest mich verstehen. Doch wenn ich jetzt schon etwas sagte — du hieltest mich mindestens für einen Phantasten. Und ich will keine Hoffnungen erwecken, bevor ich Gewißheit habe. Genug, diese Geschichte regt mich sehr auf. Aus dem Schlaf wird diese Nacht wohl nicht viel werden. Und nun

noch eine Bitte: Gib mir die Schlüssel zu den Räumen, wo diese Sachen stehen. Wenn ich mich morgen früh, sobald es Tag wird, nicht gleich darüber her machen kann, so geh' ich zu Grunde."

Kopfschüttelnd that ihm Wigand den Willen und beschrieb ihm die Gegend des Schlosses, wo diese Bodenräume ihren Zugang hatten. Mit Radloff war nicht viel mehr anzufangen, er behauptete nun müde zu sein, nahm aber, als Wigand das Licht ergriff, um ihn auf sein Zimmer zu bringen, sämtliche Schriftstücke mit sich.

Mit einiger Verwunderung suchte Wigand sein Schlafzimmer auf. „Die Sammler bleiben sich doch alle gleich!" dachte er. „Es war heut' gerade so, wie neulich mit dem Pastor. Wie teilnahmvoll war der alte Herr, doch als er dann die Raupen fand, da war's mit einmal aus. Wie kann sich nur jemand um den Weiberkram so haben, um die alten verdrehten Porzellanpuppen mit Reifröcken, den pimplichen Tassenkram und die alten rosa Pötte und Tantenkommoden. Das Sammeln verdirbt den Charakter, hab' ich mal gelesen. Wer das geschrieben hat, der hat recht."

* * *

Am nächsten Morgen um acht Uhr saß das Ehepaar am Kaffeetische und wartete vergeblich auf den Doktor. Er mußte schon lange aufgestanden sein, denn es kam die Nachricht, er habe sich schon um sechs Uhr mit aufgekrempten Aermeln in der Küche

sehen lassen, habe einen großen Topf Milch ausgetrunken, sich einen Federpuschel geben lassen und sei dann eilig wieder verschwunden. Gerade als Wigand gehen wollte, sich nach ihm umzusehen, trat der Vermißte in die Thür in einem erschreckenden Aufzuge. Er war über und über mit Staub bedeckt, die verwirrten Haare klebten an der Stirn und aus dem blassen, übernächtigen Gesichte leuchteten die dunklen Augen in sonderbarem Feuer. Sein exaltiertes Wesen machte den Eindruck, als sei er bei dem guten Chateau d'Yquem die ganze Nacht sitzen geblieben. In der einen Hand trug er einen Bogen Papier, in der anderen einen mit Leder überzogenen Kasten.

„Mein Gott, der ist über Nacht verrückt geworden!" dachte Wigand unwillkürlich. „Gestern pickte es schon immer bei ihm."

„Verzeihen Sie, gnädige Frau," sagte Radloff, „daß ich mich in diesem Aufzuge vor Ihnen sehen lasse. Aber es gibt Augenblicke im Leben, wo solche Rücksichten einem so leicht und unwichtig vorkommen, wie Federdaunen. Lieber Wigand, wir sind alle gewohnt, uns die Göttin Fortuna als eine schöne junge Dame vorzustellen, die mit rosigen Füßen auf einer Glaskugel einherschwebt und ihr goldenes Füllhorn über Leute ausschüttet, die es nicht verdienen. Aber manchmal sieht sie auch ganz anders aus. Zum Beispiel wie ein aus seinem Fach weggelaufener Doctor juris, der sich weder gewaschen noch gekämmt hat. Und das Füllhorn trägt er in der Hand. Kurzsichtige Leute würden es allerdings für einen ziemlich schmutzi-

gen Bogen Papier halten. Und nun bitte ich dich, lieber Wigand, höre mich ruhig an. Ich sehe dir ja deutlich an, du hältst mich für übergeschnappt, aber schicke doch lieber nicht eher zum Doktor, als bis du mich angehört hast. Ich sende voraus, daß ich in diesen Dingen ein wirklicher Kenner bin, und daß du mir ruhig alles glauben kannst, wenn es dir auch noch so unwahrscheinlich vorkommt. Wenn die reichen Sammler sich mal auf gewisse Dinge verbeißen, da ist eben alles möglich. Ich fand hier gestern abend zufällig jene Alt-Meißener Figurengruppe, Vieux-Saxe, wie die Franzosen sagen, wundervoll erhalten und unzweifelhaft echt. Eine solche Gruppe wird jetzt mit etwa 3000 Francs bezahlt. Dies machte mich aufmerksam, und die zweite Entdeckung fand statt in Ihrem Glasschrank, gnädige Frau. Ein Vis-à-vis Alt-Sèvres, weiß mit Gold, wunderbar schön. Den dazu gehörigen Maroquinkasten trage ich in der Hand, ich fand ihn oben auf dem Boden in einer Ecke. Der ist nämlich wichtig, denn in dem alten Futteral verkauft sich die Sache noch mal so gut. Wert: 80 000 Francs."

„Nanu!" sagte Wigand.

„Als ich das letzte Mal in Paris war, wurde auf einer Auktion im Hôtel des ventes ein solches kaum so gut erhaltenes Vis-à-vis mit dieser Summe bezahlt. Nun ward ich aufmerksam und fing an, mich bei dir weiter zu erkundigen. Da gewann ich denn die Ueberzeugung, daß der alte Herr von Rephun, der mit so vieler Ausdauer nach den im Dreißig-

jährigen Kriege vergrabenen Dukaten und Dublonen suchte, die wirklichen viel größeren Schätze, die er in der Hand hielt, verachtungsvoll hatte auf den Boden schaffen lassen. Freilich damals, als er dies that, standen die Sachen noch nicht so hoch im Werte wie heute, wo die ganze große Welt, besonders in Frankreich, vor dem Roi Bibelot auf den Knieen liegt und die Schätzung der Kunstgegenstände der Rokokozeit an die Verrücktheit grenzt. Vor kurzem ist ein Schreibtisch aus der Zeit der Marie Antoinette in Paris sogar mit 700000 Francs bezahlt worden. Das war allerdings ein Ausnahme-Wahnsinn.

Ich habe natürlich die ganze Nacht nicht geschlafen und meine Zeit damit verbracht, in den alten Papieren zu studieren. Kaum war es einigermaßen hell, so schlich ich mich auf den Boden und fand auch glücklich den mir bezeichneten Ort. Das erste, was mir im dämmernden Morgenlicht in die Augen fiel, war ein nettes, kleines Vermögen, das ganz harmlos dastand und sich gar nichts dabei dachte. Und woraus bestand es? Aus drei Vasen und einer Kommode. Ein Satz von drei Vasen Rose Dubarry, wundervoll erhalten, ohne jeden kleinsten Riß und ohne jede abgestoßene Kante. Das Ziel wahnsinniger Sehnsucht so manches reichen und fanatischen Sammlers. Denn erstens sind diese Vasen sehr schön, und zweitens sehr selten. Das schöne Rosenrot ist unnachahmlich. Wert: 200000 Francs."

Wigand lachte laut auf.

„Lache nicht, mein Sohn!" rief Radloff, „dies

ist wundervolle Wirklichkeit. Diese Vasen standen auf einer Kommode aus Rosenholz mit einer Platte von Breccienmarmor aus Aleppo; schön gebaucht war sie und mit eingelegten Blumen und vergoldeten Bronzebeschlägen geziert. Feinste Arbeit aus der Zeit der Pompadour. Die alten Herren von Nephun haben sich überhaupt nichts Minderwertiges angeschafft. Der Herr segne ihr Andenken. Sagen wir 30 000 Francs."

„Aber lieber Radloff, nun höre auf," sagte Wigand.

„Durchaus nicht, lieber Freund, denn ich fand dort noch viel mehr. Zum Beispiel eine Jardinière Alt-Sèvres, bleu roi, wundervoll und tadellos — 100 000 Francs. Doch ich gebe zu, du hast in gewisser Weise recht, wenn du an den bis jetzt von mir angegebenen Preisen zweifelst. Denn das sind solche, die in Paris auf Auktionen gezahlt worden sind. Wolltet ihr die gefundenen Schätze an einen Händler insgesamt verkaufen, so kann er dies natürlich nicht zahlen, denn er übernimmt ein großes Risiko und will selber erheblich verdienen. Aber trotzdem möchte ich das Gefundene auf eine halbe Million Mark schätzen, denn ich habe vorhin nur einige der hervorragendsten Gegenstände aufgezählt. Es ist aber noch eine Unzahl minder wertvoller Stücke vorhanden. Hier auf diesem Bogen findest du eine vorläufige Zusammenstellung. Es ist alles nur auf etwa die Hälfte geschätzt. Vor dieser Zahl schwinden deine Sorgen wohl in nichts zusammen und eine freundliche Zukunftssonne steigt auf. Lies, was steht dort?"

Wigand nahm den Bogen mit ungläubigem Lächeln und las das Resultat einer langen, zusammenaddierten Zahlenreihe. Es lautete: 514 300 Mark.

„Unsinn!“ sagte er.

„Liebliche Wahrheit!“ erwiderte Radloff unbeirrt und fuhr dann fort: „Zunächst also steht dir, wenn du schnell Geld brauchst, mein ganzes Vermögen einstweilen zur Verfügung. Es genügt reichlich, um alle deine Verpflichtungen zu erfüllen. Wenn du es wünschest, schreibe ich noch heute an meinen Bankier in Berlin. Ich habe es in Konsols und sicheren Eisenbahnpapieren angelegt, und es kann augenblicklich flüssig gemacht werden. Sodann werde ich mich sofort an einen mir bekannten Pariser Händler wenden. Denn nach Paris muß dieser Schatz. Nur dort ist der Markt für solche ungewöhnlichen Kunstgegenstände. Das hat sich nun einmal im Lauf der Zeiten so herausgebildet. Der Händler ist ein geborener Deutscher, arbeitet mit einem bedeutenden Kapital und ist ein vortrefflicher Kenner. Er muß auf der Stelle herkommen und sich die Sachen ansehen. Wenn dieser kundige Thebaner dann meine Angaben bestätigt, wirst du hoffentlich deinen schnöden Unglauben fahren lassen. Unterdes mach' ich hier eine kleine Ausstellung. Im anderen Flügel hab' ich ein nettes Zimmer entdeckt, das noch ganz die alte Ausstattung aus dem vorigen Jahrhundert trägt. Dort bau' ich die ganze Christbescherung auf — du sollst mal sehen, was das für eine feine Musik von Formen und Farben gibt.“

Wigand saß ganz starr da und in seinem Kopfe

drehte es sich. Die ungemeine Sicherheit seines Freundes, sein Anerbieten so bedeutender Geldmittel fingen doch an, einige Wirkung auszuüben. Er hatte sich um solche Dinge nie bekümmert und da war es kein Wunder, daß es ihm unglaublich erschien, solche porzellanene Nichtigkeiten und geschweifte Großmuttersachen könnten einen so ungeheuren Wert darstellen. Das war ja wie ein Märchen aus Tausend und einer Nacht. Zuletzt sagte er: „Nimm's nicht übel, teurer Freund, ich möchte es ja gerne glauben, es wäre ja ein ungeheures Glück, aber einstweilen zweifle ich noch wie Konrad Bolz in den Journalisten und ich sage wie er: ‚Das muß ich erst sehen!‘ Die Sache ist mir zu märchenhaft. Da kommt der weise Magier, schwingt seinen Zauberstab und irdenes Geschirr verwandelt sich in eitel Gold."

„Das Märchen, daß sich unscheinbare Dinge in ungeheure Schätze verwandeln, geschieht heut alle Tage," sagte Radloff. „Da erfindet einer die billige Herstellung eines unscheinbaren Pulvers der Salicylsäure. Sie soll dem Fabrikanten sieben Millionen eingebracht haben. Denk an die Schöneberger Bauern mit ihren paar Morgen Sand und Wiese. Berlin wuchs bis zu ihnen hinaus, sie verkauften ihr Land als Baustellen und sind jetzt alle Millionäre. In einer übelriechenden Wüste bohrt jemand ein Loch in die Erde, und eine unerschöpfliche Goldquelle springt in Gestalt von Petroleum hervor. Das sind moderne Märchen und ein solches Märchen ist auch dies, und der Zauberstab, den dein Freund und Magier hier

schwang, war ein bißchen mühsam aufgelesenes Wissen. Ich segne das Geschick, das mich im rechten Augenblick hierher führte. Wäre es hier später zur Auktion gekommen, so hätte ein inwendig schmunzelnder Trödler den ganzen Kram für hundert Mark gekauft und ein gut Teil wäre vielleicht noch außerdem von rohen Barbarenfäusten zerschlagen worden. Daß ich hierher kam, war eine Fügung, mein Sohn. Aus der Erholung wird nun wohl nicht viel werden. Ach, du liebe Zeit — ich wollte Bratbarsche angeln und habe eine halbe Million gefischt!"



10. Schluß.

Wie Radloff zu einem Drachen ward und den Kampf mit einem irrenden Ritter aus Gallien aufnahm, und auf wie sonderbare Art die Verschwendungssucht der Vorfahren den Nachkommen zum Segen gereichen kann. Zehnjähriges Jubiläum eines Blumenregens. Noch einmal Ignota magna. Vergißmeinnicht.

Radloff hatte recht; aus der beabsichtigten Erholung wurde einstweilen nicht viel, sondern die nächsten Tage vergingen ihm in angestrengter Arbeit. Die größeren Möbel und Gegenstände ließ er durch zuverlässige Leute heruntertragen, über das Porzellan aber, die Uhren und anderen zerbrechlichen Gegenstände wachte er wie die Löwin über ihre Jungen. Er ging unzählige Male die Treppen auf und ab und trug alles selber so vorsichtig, wie eine Mutter ihr krankes Kind.

Dann stand er tagelang mit aufgestreiften Hemdärmeln und seifte, wusch, bürstete und reinigte alle Gegenstände höchsteigenhändig, freute sich über jede verborgene Schönheit, die dadurch zum Vorschein kam, und machte noch fortwährend neue kleine Entdeckungen. Als er mit diesen Arbeiten fertig war, ging er an die Einrichtung des Zimmers und schuf mit den besten der vorhandenen Möbel, dem vielen Porzellan, den schönen Bronzeuhren, zwei nachträglich noch aufgefundenen Savonnerie-Teppichen und einigen Bildern aus der Zeit ein Ganzes, das als ein kleines Kunstwerk gelten konnte und auch auf den Nichtkenner durch den Reiz der Anordnung und die spielende Anmut der Einzelheiten seine Wirkung nicht verfehlte. Als die Sache so weit gediehen war, kam der Händler.

Radloff sagte zu Wigand: „Laß mich den Drachen dieses Schatzes spielen. Ich will den Kampf mit diesem irrenden Ritter allein ausfechten. Du hörtest wohl die Botschaft, allein dir fehlt der Glaube, und das ist nicht gut in solchen Dingen.“

Wigand willigte lachend ein. „Mach, was du willst. Wenn 150000 Mark dabei herauskommen, bin ich zufrieden, aber ich fürchte, der Mann lacht dich aus.“ Der Mann aber lachte gar nicht, als er in die Schatzkammer geführt wurde, sondern hatte offenbar große Mühe, sein ungeschäftsmäßiges Erstaunen zu verbergen. Als er die drei prachtvollen Sèvres-Vasen, Rose Dubarry, sorgfältig geprüft hatte, befielen ihn offenbar Schauer der Ehrfurcht. Er kannte zwei ungeheuer reiche Sammler, die sich diese kost-

bare Seltenheit auf jeden Fall streitig machen würden. Glücklicher konnte es nicht liegen, um den höchsten Preis zu erzielen. Und außerdem waren dort noch die vielen anderen Stücke, jedes in seiner Art wertvoll. Er kannte seine Kundschaft und ihre Eigenheiten; im Geiste bestimmte er schon dieses Stück diesem, jenes jenem, und seine in langjähriger Erfahrung gewonnene Geschäftskenntnis ließ ihn schon nach kurzem Ueberblick die ganze Sammlung höher schätzen, als Radloff angenommen hatte. Ferner lag die ganze Angelegenheit so günstig wie selten, da man genau nachweisen konnte, alle diese Stücke seien von Anfang an bis heute im Besitz derselben Familie geblieben, ja es gab sogar unanfechtbare Papiere über ihren Erwerb. Von der auf diesem Gebiete so raffiniert betriebenen Fälschung, die selbst die feinsten Kenner oft hinters Licht führt, konnte also keine Rede sein; alles war unzweifelhaft echt. Das bedeutete ja einen ganz ungewöhnlichen Glücksfall, der auch ihm, wenn er mit dem Verkaufe betraut wurde, ein hübsches Vermögen abwerfen konnte.

Zwei Tage verbrachten die beiden Männer mit der genauen Prüfung und Besichtigung und der Aufnahme eines Inventars. Am dritten legte Radloff seinem Freunde einen Kontraktentwurf vor. Danach verpflichtete sich der Händler zu einer Anzahlung von 200000 Mark und der Uebernahme aller Kosten. Sämtliche Gegenstände sollten nach Paris geschafft und dort nach genügender Vorbereitung zum Verkauf gebracht werden. Was über die genannte An=

zahlung erzielt wurde, ging zu gleichen Teilen an die jetzigen Besitzer und an den Händler.

„Er wird zwar wahrscheinlich ein riesiges Geschäft dabei machen,“ sagte Radloff, „aber das schadet nichts, denn er hat auch viel Arbeit davon und trägt ein gewaltiges Risiko. Denn sobald jetzt Krieg käme oder die Cholera oder eine allgemeine Geschäftsstockung, so wäre der Markt für diesen höchsten Luxus sofort verdorben. Damit muß der Mann rechnen.“

Wigand und seine Frau zögerten keinen Augenblick, auf diesen Vorschlag einzugehen und segneten den treuen Freund, ohne dessen Dazwischenkunft dieser kostbare Schatz wahrscheinlich nie entdeckt, sondern teils zerschlagen, teils ohne jeden Nutzen für die Besitzer spurlos in alle Winde zerstreut worden wäre. Auch gedachten sie milder als früher der beiden Vorfahren aus dem vorigen Jahrhundert, die zwar durch ihre Großmanns- und Verschwendungssucht den reichen Besitz der Familie zersplittert, jedoch vermöge einer wunderlichen Fügung durch eben diese Eigenschaften dazu beigetragen hatten, den letzten Sprößling ihrer Familie vor dem Untergange zu bewahren und den Rest ihres einstigen Besitztums den Urenkeln zu erhalten. So sonderbar verketten sich oft menschliche Schicksale.

* *
*

Es war drei Jahre später am Abend des Johannistages. Wigand hatte mit seiner Frau einen Gang durch den Park gemacht, und sie hatten dort

die neuen Anlagen betrachtet, die in diesem Jahre fertig geworden waren. Nun führte sie ein gemeinsamer Zug des Herzens dem kürzlich erbauten Borkenhäuschen zu, das an Stelle des alten Balkengerüstes an der Richnow über die Mauer ragte. Sie stiegen die zierliche Treppe hinauf, setzten sich dort auf eine Bank und blickten in den friedlichen, sonnigen Abend, auf die Wiese, wo das Heu in stattlichen, dichten Haufen stand und köstlichen Duft verbreitete, und die gegenüberliegenden ansteigenden Gärten des Dorfes Richenberg. Ringsum am Wiesenrand zwirnten die Goldammern ihr einförmiges Lied in der Abendsonne und ab und an sprang in der glatt und träge dahinfließenden Richnow ein Fisch. In den stillen Buchten blühten die Wasserrosen. Weiterhin an der Richnow saß Radloff und angelte. Er pflegte jedes Jahr einige Wochen nach Schloß Richenberg zu kommen, um sich einmal ordentlich auszufaulenzen, wie er sagte. Als er das Paar bemerkte, hob er einen stattlichen Fisch empor und ließ ihn in der Sonne blitzen. Sie nickten ihm zu und lächelten. Dann, von einem gemeinsamen Antriebe erfaßt, gingen sie an den Rand der Mauer und sahen hinab auf jene Stelle, wo vor Zeiten einmal ein junger Ingenieur in der Mittagshitze „geatmet" hatte. Hildegard trug Feldblumen in der Hand, die sie bei ihrem Gange durch den Park gepflückt hatte. Vergißmeinnicht waren auch dabei „bei ollen Grabenblomen". Sie nahm ein Sträußchen davon und steckte es ihrem Manne ins Knopfloch und schmückte dann den eigenen Busen mit den zarten

Blümchen. Sie sah noch einmal über die Mauer und in einer unwillkürlichen Regung streute sie die übrigen Blumen auf jene Stelle hin. „Diesmal war es Absicht!" sagte sie schelmisch.

„Heute sind es zehn Jahre," erwiderte Wigand. Hildegard nickte; dann sahen sie sich liebevoll in die Augen und küßten sich.

Als sie wieder auf die Wiese hinblickten, bemerkten sie den Pastor und seine Frau, die aus dem Dorfe hervorkamen und auf der Chaussee langsam dem Schlosse zuwandelten.

„Findest du nicht," sagte Wigand, „daß der Pastor mit viel stolzerem Schritt einhergeht, seit er die Ignota magna, Krahnstöver, entdeckt hat?"

„Hat sie sich wirklich als eine neue Art bewährt?"

„O, das weißt du noch nicht! Kürzlich zeigte er mir mit großem Stolze das Heft der Stettiner entomologischen Zeitung, wo er sie beschrieben hat. Sie ist eine kleine, graue, unscheinbare Eule, ein höchst kümmerliches Tierchen, aber unzweifelhaft eine neue Art. Die Raupe lebt auf einer Sumpfpflanze, die ich vergessen habe. Den wirklichen lateinischen Namen, den er ihr gegeben hat, hab' ich auch nicht behalten, für mich bleibt sie immer Ignota magna. O, er ist mächtig stolz auf diese neue Art; sie bewohnt einen Glaskasten ganz für sich und die Exemplare werden nur mit vergoldeten Nadeln aufgesteckt."

Hildegard lächelte. „Wir wollen ihnen entgegengehen!" sagte sie.

Sie stiegen hinab und wandelten den Weg ent=

lang, den Wigand damals eingeschlagen hatte. Doch war er nicht mehr bewachsen wie einst, sondern schlängelte sich rein und sauber durch die blühenden Rasenflächen dahin. Das Gebüsch, worin sich Hildegard damals versteckt hatte, stand noch dort, nur war es noch höher und ein wenig lichter geworden.

„Hier hat mir einst das Herz geschlagen wie sonst nie im Leben," sagte sie. Sie wandelten langsam weiter. Die Luft war an diesem Abend so still, daß sich selbst die Blätter der Zitterpappeln nicht regten und unbewegt auf ihren langen Stielen standen. Vom Gipfel des Hügels schimmerten, von sanftem Abendschimmer angestrahlt, die grauen Reste der alten Burg. Im Wallgraben, an seinem Fuß, blühten die Nymphäen; wilde Rosen neigten sich darüber hin und spiegelten ihre zarten Blüten in dem schwarzen Gewässer. Sie gingen über eine neue, zierlich geschwungene Brücke und kamen nun in den älteren Teil des Parkes. Auch hier war neue Ordnung geschaffen. Zwischen den Alleen, die strahlenförmig auf das Schloß zuliefen, zeigten sich üppige Rasenflächen mit Gebüsch und Blumengruppen. Die alten Sandsteinbildwerke waren beseitigt. „Sie taugen nichts!" hatte Radloff gesagt. „Für so etwas haben die Rephuns damals nicht viel ausgegeben. Handwerkerarbeit. Die alten Herren waren mehr für Möbel, Porzellan und innere Einrichtung. Das verstanden sie."

Nur die Sonnenuhr war geblieben und hatte nun vergoldete Zeiger erhalten. Sie nützten ihr allerdings nicht viel, denn die Bäume des Halbkreises,

in dem sie stand, waren so mächtig hoch geworden, daß sie sich fast stets im Schatten befand.

Als sie nun den breiten Lindenweg entlang auf das Schloß zugingen, ward hinter ihnen ein Trappeln, Rollen und Jauchzen vernehmlich und dicht vor dem runden Platze, der jetzt über und über mit blühenden Rosen bedeckt war, wurden sie von einem Ponywagen überholt. Vorne saß Bevernest und der älteste Sohn, der kutschierte, und hinten zusammengedrängt die drei anderen Kinder, davon das jüngste zweijährige auf dem Schoß der Wärterin mit den runden Aermchen zappelte und vor Vergnügen kreischte. Der junge Kutscher lenkte sein Pferdchen in schönem Bogen um den Platz herum und hielt mit scharfem Ruck vor dem Schlosse. Die kleine Gesellschaft krabbelte nun vom Wagen herunter und auch der alte Bevernest kletterte mühsam und bedächtig herab. „Der jung' Herr," sagte er, als Wigand näher kam, „fohrt as wie so 'n gelernten Kutscher, das sagt man orndlich so stah!" Damit humpelte er zu dem Pony hin, um ihn in den Stall zu führen.

„Wie geht's denn, Bevernest?" fragte Wigand. „Sie humpeln ja so!"

„Ja," antwortete dieser, „mit den alten Reißmatismus is es ja noch ümmer besser, abersten nu, glaub' ich, krieg' ich's mit den Potengram. Das muckert mich ümmer so in die große Szeh und nachtens kann ich da manchmal garnich vor slafen."

„Ja, da müssen Sie wohl wieder in das Dampfbad," sagte Wigand.

„Wenn der gnä' Herr meinen, daß ihm auch vor den Potengram gut ist, denn meineswegens. Schauderösen is es da ja man, abersten den Potengram is mich auch nich amüsirlich.“ Damit hinkte er stöhnend ab.

Nun kamen die Pastorleute um die Ecke des Schlosses und aus dem Parke trat Radloff mit seinem Fischnetz und seiner Angelrute hervor. Alle trugen Vergißmeinnichtsträuße in den Händen und überreichten sie dem vergnügt lächelnden Ehepaar.

„Die blaue Blume aus dem Märchen deines Lebens!“ sagte Radloff.

In der offenen Veranda war der Tisch gedeckt. Dort setzten sie sich an die reich besetzte Tafel, eine Gesellschaft glücklicher Menschen, und noch lange tönte heiteres Gespräch und fröhliches Gläserklingen hinaus in die von Rosenduft erfüllte, dämmernde Juninacht.

Am See und im Schnee.

Eine Weihnachtsgeschichte.







I. Am See.

Braunsberg und Wildingshagen sind zwei Rittergüter, die in einer der fruchtbarsten Gegenden von Norddeutschland nicht weit voneinander entfernt liegen. Vor Jahren lebten daselbst zwei Gutsbesitzer von einerlei Gesinnung und Neigung; sie hielten gute Freundschaft miteinander, unterstützten sich gegenseitig mit Rat und That und waren eifrig bemüht, einer dem andern den guten Rotwein auszutrinken, der reichlich in ihren Kellern lagerte. Dies freundschaftliche Verhältnis schien sich bei den ältesten Söhnen, die zur Uebernahme der Güter bestimmt waren, fortsetzen zu wollen. Sie besuchten in einer benachbarten Stadt das Gymnasium, durchsaßen fast nebeneinander in langsamem Tempo die Klassen und kamen beide glücklich genau an derselben Stelle durch das Abiturientenexamen, nämlich an jener, wo oben durch und unten durch hart aneinander grenzen. Während dieser ganzen Zeit waren sie unzertrennlich gewesen, hatten bei einer kleinen ausgebleichten Kanzleisekretärswitwe zwei Zimmerchen bewohnt, hatten alle Vorräte, mit denen ihre vorsorglichen Mütter das städtische Hungerleben

zu mildern trachteten, redlich miteinander geteilt und alle ihre dummen Streiche gemeinsam ausgeführt.

Sie bezogen demnächst auch dieselbe Universität, um sich unter dem Vorwande des Studiums der Rechtswissenschaft einige Jahre lang von den schrecklichen Strapazen der Abgangsprüfung zu erholen, und hier erlitt der scheinbar so dauerhafte Freundschaftsbund den ersten Riß, indem Peter Maifeld, der einstige Besitzer von Braunsberg, eines guten Abends in die Netze einiger Corpsstudenten ging und am andern Morgen mit schwerem Haupte als ein Fuchs der Borussia erwachte, während Fritz Dieterling, der zukünftige Herr auf Wildingshagen, fast gleichzeitig in die Burschenschaft Germania eintrat. Da sie nun auf diese Art plötzlich gewissermaßen zwei verschiedenen Nationen angehörten, deren unabänderliche Stammesgesetze vorschreiben, sich gegenseitig mit gebührender Nichtachtung zu betrachten, so blieb ihnen nichts übrig, als sich zu trennen und sich fortan mit kühler Höflichkeit aus der Ferne zu besehen. Dies hinderte jedoch nicht, daß sie bei Ferienbesuchen in der Heimat, wo sie sich auf neutralem Boden und sozusagen in Zivil fühlten, den alten, freundschaftlichen Umgang fortsetzten, bei welchen Gelegenheiten sie allerdings häufig über die erhabenen Grundsätze ihrer beiden Völkerschaften in großen Streit gerieten, ohne daß es einem von ihnen gelingen wollte, den anderen von der Haltlosigkeit und Verwerflichkeit seiner Anschauungen zu überzeugen.

Beide verließen nach drei Jahren die Universität, Peter Maifeld, um bei einem Freunde seines Vaters

die Landwirtschaft praktisch zu erlernen, während Fritz Dieterling noch eine Zeitlang auf Reisen ging. Jedoch nach einem halben Jahre schon rief ihn die Nachricht von dem plötzlichen Tode seines Vaters nach Hause, und er war gezwungen, augenblicklich das Gut zu übernehmen und sich mit Beihilfe eines alten, tüchtigen Inspektors in die neue Thätigkeit einzuarbeiten. Nach einem Jahre verheiratete er sich mit einer benachbarten Gutsbesitzerstochter von blühender Gesundheit und achtbarem Vermögen, und nicht ganz ein weiteres Jahr später war auch schon ein neuer, ganz kleiner und sehr anspruchsvoller Fritz Dieterling da, so daß der, der noch vor dreißig Monaten im Kreise fröhlicher Genossen gesungen hatte: „'s gibt kein schön'res Leben als Studentenleben!" nun bereits die Würde eines Familienvaters bekleidete und mit vollem Rechte das Lied anstimmen konnte: „O, alte Burschenherrlichkeit, wohin bist du verschwunden?!" Dies fiel ihm aber gar nicht ein, sondern sich mit Feuereifer seiner neuen reichen und vielseitigen Thätigkeit widmend, lag ihm nichts ferner als jene sentimentale Erinnerung an die sogenannte frische und fröhliche Studentenzeit, die man vorzugsweise bei jenen findet, die sich nicht weiter entwickeln, sondern, nachdem sie eine Zeit tollen studentischen Uebermutes wie eine Krankheit, gleich den Masern, überstanden haben, auf alle viere in das Philistertum zurücksinken, wo von jeher ihre wirkliche Heimat war.

Einige Jahre später starb auch der alte Maifeld, und der Sohn trat an seine Stelle. Auch dieser sah

sich alsbald unter den Töchtern des Landes um, und dem Bunde, den er einging, entsproßte ein Mädchen, das auf den Namen Helene getauft, aber Hella genannt wurde.

Anfangs herrschte unter den beiden Nachbarfamilien ein so fröhlicher Verkehr, wie in den Zeiten der Väter, und die Braunsberger Halbchaise mit den zwei prächtigen Apfelschimmeln hielt ebenso oft mit scharfem Ruck vor dem Wildingshäger Herrenhause an, als die mit zwei schönen Füchsen bespannte Kutsche Fritz Dieterlings vor dem Hause des benachbarten Freundes. Die beiden jungen Landleute tauschten Erfahrungen miteinander aus, die Frauen Sämereien, Bruteier oder Kochrezepte, und wenn in dem Braunsberger Obstgarten die Gravensteiner Aepfel gediehen oder im Wildingshäger die Grand Richards, so hatte man auf beiden Gütern von diesen köstlichen Früchten. Jedoch im Laufe der Zeit stellten sich allerlei Zerwürfnisse heraus, denn es zeigte sich, daß die politischen Ansichten beider Männer vollständig verschieden waren. Während Maifeld einer äußerst konservativen Richtung angehörte, waren Dieterlings Anschauungen von durchaus liberaler Färbung, und da sich durch das eben vorübergegangene Jahr 1848 dergleichen Spannungen sehr verschärft hatten, so konnte es nicht ausbleiben, daß sich die Gemüter der beiden Freunde, wenn sie bei dem guten Rotwein aus den Kellern ihrer Väter saßen, oft bedeutend erhitzten, indem der eine für das Wohl des Vaterlandes gerade das für ersprießlich hielt, was der andere für dessen Ruin

und gänzliches Verderben erachtete. Dazu kam noch, daß sich Dieterling auch in seinem landwirtschaftlichen Berufe als ein Freund des Neuen und des Fortschrittes erwies, während Maifeld auch hier dem Alten und von den Vätern Erprobten anhing und nicht verfehlte, jeden mißglückten Versuch einer Neuerung mit lustigen Spöttereien und kleinen höhnischen Bemerkungen zu begleiten. So geschah es denn, daß sich die Kluft zwischen den beiden Freunden immer mehr erweiterte, daß sie immer seltener miteinander zusammenkamen und schließlich eines Tages an einem dritten Orte so heftig aneinander gerieten, daß Dieterling seinen Nachbar für einen bejammernswerten Idioten erklärte, während dieser ihm einen aufgeblasenen Schwätzer gegenleistete. Das nach diesem Auftritt unvermeidlich scheinende Duell wurde durch die Vermittelung wohlmeinender Freunde glücklich verhindert, allein von dieser Zeit ab war der Bruch entschieden und die Beziehungen zwischen beiden Gütern gänzlich zu Ende. Da nun auf dem Schutthaufen einer gewesenen Freundschaft die Giftpflanzen der Verleumdung und des Hasses bekanntlich am üppigsten gedeihen, so standen diese Gewächse bald in kräftiger Blüte und sogen aus jedem kleinen Anlaß neue Nahrung und herrliches Wachstum. Alles Nachteilige und Dumme, was gute Freunde und getreue Nachbarn über die andere Familie bereitwilligst verbreiteten und herumtrugen, ward mit verächtlichem Achselzucken und einer Miene hingenommen, die ausdrücken sollte, daß lächerliche Abgeschmacktheit eben das sei, was man von der geg-

nerischen Seite als natürliche Lebensäußerung erwarte und voraussetze. Da nun zufälligerweise beide Güter den natürlichen Abfluß ihrer Produkte nach zwei verschiedenen Städten hatten, so geschah es auch, da die feindlichen Familien sich nicht mehr suchten und es unmöglich war, sie in der Gegend zusammen einzuladen, daß beide niemals miteinander zusammentrafen und sogar die Männer jahrelang einander nicht ansichtig wurden. Die ältesten Kinder, Fritz und Hella, in so jugendlichem Alter voneinander getrennt, hatten sich ebenfalls niemals wieder erblickt, sondern nur voneinander gehört, wodurch sie unter den vorhin erwähnten Umständen zu keinen sehr anmutigen Begriffen gelangen konnten. Als beide fast erwachsen waren, stellte sich das junge Mädchen unter dem Nachbarssohne ein Geschöpf vor, das man vielleicht zart mit „wüster, unwissender Tagedieb" bezeichnen könnte, während dieser von seiner jungen Nachbarin eine Vorstellung hatte, die durch den Ausdruck „alberne Zierpuppe" nur schüchtern und mit aller Rücksicht, die man dem weiblichen Geschlechte schuldig ist, wiedergegeben werden kann.

Fast zehn Jahre hatte der Zwist der beiden Familien gedauert, die „alberne Zierpuppe" war blühend und frisch und ziemlich unangekränkelt von der sogenannten modernen Bildung aus der städtischen Pension zurückgekehrt, wo es ihr als einem Mädchen von gesundem Geist und Körper niemals besonders behagt hatte, und der „wüste, unwissende Tagedieb" war mit seinem Militärdienstjahr schon seit einiger Zeit zu

Ende, da brach der deutsch-französische Krieg aus. Der junge Fritz Dieterling ward natürlich eingezogen und ging als Reserveoffizier mit gegen Frankreich. Er war an der Schlacht bei Wörth und an dem gewaltigen Marsche auf Sedan und dessen Einschließung beteiligt, wobei ihn das Glück so begünstigte, daß er sowohl von Verwundung als Krankheit verschont blieb, sich das Eiserne Kreuz erwarb und trotz aller Strapazen des Kriegslebens blühend und kräftig vor Paris anlangte. Gegen Ende der langwierigen Einschließung und Belagerung dieser ungeheuren Festung erhielt er jedoch bei einem der vielen Ausfälle der französischen Besatzung einen Schuß in den linken Arm, zeichnete sich aber bei dieser Gelegenheit durch Mut und Umsicht so ungemein aus, daß ihm das Eiserne Kreuz erster Klasse zugesprochen wurde. Seine Verwundung war jedoch so komplizierter Natur, daß die Heilung einen sehr langwierigen Verlauf nahm und er allmählich von Lazarett zu Lazarett zurückbefördert ward, bis man ihn zum Zwecke seiner gänzlichen Genesung in die Heimat entließ.

Herrn Peter Maifeld paßte die kriegerische Auszeichnung des jungen Dieterling sehr wenig in sein System, insonderheit verdroß es ihn, daß sich der Sohn seines Feindes also hervorgethan hatte, daß man ihn des höchsten Ehrenzeichens, das seinem Stande zugänglich war, für würdig hielt. Zu Anfang murmelte er etwas von unverdientem Glück oder, wie er sich auszudrücken liebte, „unverschämtem Torkel“, aber damit half er sich nicht über die Sache hinweg,

denn im Grunde that dieser Vorfall seinem braven Patriotenherzen doch zu wohl. Durch diese verhältnismäßig so seltene Auszeichnung fühlte sich die ganze Gegend geehrt, und überall hörte man mit Behagen und Anerkennung von dem jungen Manne sprechen. Das war nun einmal nicht zu ändern, Mut und soldatische Tüchtigkeit mußte der vermeintliche Tagedieb doch besitzen, und das sind immerhin Eigenschaften von allerhöchstem Wert, zumal im Kriege. Ueberhaupt fühlte er zu seiner Verwunderung, und fast mit Beschämung, daß er über seine politischen Gegner lange nicht mehr so schroffe Ansichten hegte als früher, und dies war ihm fatal, denn er glaubte darin bei sich einen Mangel an Konsequenz zu erkennen. Ach, er wußte nicht, daß die sogenannte Konsequenz in politischen Dingen oftmals nur auf dem Mangel an Fähigkeit oder Neigung beruht, seine Irrtümer einzusehen, und nur von Philistern und Thoren für eine Tugend gehalten wird. Die kleinen inneren Reibungen, die in ruhigeren Zeiten die Gemüter bewegen und zum Kampfe reizen, hatten an Wichtigkeit verloren, da sich in gewaltigem, blutigen Ringen Völkerschicksale entschieden. Gleichviel welcher politischen Richtung die Männer angehörten, ihre Söhne oder Verwandten standen gemeinsam auf dem Schlachtfelde für dieselbe große Sache, und wenn sie fielen, mischte sich das Blut des einen mit dem des andern.

Um diese Zeit geschah es, daß an einem wunderschönen Tage des beginnenden Herbstes Hella ihren

Pony satteln ließ, um einen Spazierritt zu unternehmen. Eine klare, sonnige Luft war rings verbreitet, stärkend wie Wein, und aus den dampfenden Morgennebeln war ein goldener Tag emporgestiegen. Es war, als hätte sich die blaue, wolkenlose Glocke des Himmels unendlich erweitert und die Welt sich vergrößert, denn vieles an den dämmernden Höhenzügen des Horizontes, das sonst in blauem Dunst oder matten Schleiern verhüllt lag, that sich in bestimmten Linien und zarten Umrissen hervor, und an dem Wahrzeichen der Gegend, der Kirche von Borna, die viele Meilen weit sichtbar auf dem langgestreckten Höhenzuge sich zeigte, der den Lauf der Elbe begleitet, konnte man heute alle Fenster zählen. Der Trieb in die Ferne, der solchen Tagen eigen ist, die erfüllt sind von den Lockrufen wandernder Vögel und den silbernen Fäden des fliegenden Sommers, hatte auch Hella ergriffen, und am liebsten wäre sie hinausgeritten in die weite Welt, die heute so sauber und glänzend erschien, so recht wie ein Schauplatz für lauter zierliche und anmutige Abenteuer. Sie dehnte deshalb ihren Ritt heute weiter aus als gewöhnlich, bis sie an die Grenze gelangte, wo an dem Walde des feindlichen Nachbargutes entlang ein wenig befahrener Feldweg lief. Dort ließ sie ihr Pferdchen im Schritt gehen, und als sie, den Blick auf den herbstlich gefärbten Wald gerichtet, dort entlang zog, wurden allerlei Erinnerungen an längst entschwundene Zeiten in ihr wach. In früheren Tagen, als die Familien noch viel miteinander verkehrten, war man öfters auf

halbem Wege in diesem Walde zusammengekommen. Das Gehölz umschloß einen kleinen See, an dessen Ufern sich unter dem Schutze einer alten mächtigen Eiche einige Rasenbänke befanden und eine regendichte Mooshütte errichtet war, die bei ungünstiger Witterung einen Unterschlupf bot. Dort hatten die beiden Familien mit anderen Freunden aus der Umgegend so manches kleine Sommerfest miteinander gefeiert, und oftmals hatte von dort aus das Klingen der Gläser, fröhliches Gelächter und lustiger Gesang durch den Wald geschallt. Aus ihrer frühen Kindheit erinnerte sich Hella so mancher dieser Zusammenkünfte, und besonders die letzte dieser Art, die überhaupt stattfand, war ihr treu im Gedächtnis geblieben. Man hatte an einem wunderschönen Herbsttage dort am See den Geburtstag der Frau Dieterling gefeiert, und Hella erinnerte sich noch sehr wohl ihrer Verwunderung, als sie alle jungen Fichten der Umgegend mit leuchtenden Georginen und Sonnenblumen geschmückt fand, denn im ersten Augenblick hatte sie gedacht, diese Nadelhölzer hätten solchen farbigen Zierat aus eigenem Vermögen hervorgebracht. Fürchterlich war es gewesen, und sie hatte sich sehr die Ohren zugehalten, als Fritz Dieterling zu Ehren des Tages aus einer großen Messingkanone das Echo anböllerte, aber nachher hatte sie selbst über den See hinweggerufen: „Hella!" Da hatten ihr zarte Stimmen geantwortet, schnell hintereinander weg und immer ferner, wohl viermal, und sie hatte fest geglaubt, dort in dem grünen Dämmer des Seeufers

müßten noch andere kleine Mädchen sein, und sie wollte sie holen, um mit ihnen zu spielen. Fritz Dieterling aber hatte überlegen gelächelt und gesagt: „Das ist ja man bloß das Echo, und wenn du spielen willst, dann mußt du mit mir spielen. Komm mit, ich weiß was. Was Schönes."

Dann waren sie zusammen in den Wald gegangen, so weit fort, bis sie nichts mehr von der Gesellschaft hören konnten und es ganz einsam und still war, so daß sie nur das Rascheln der Füße im Laube hörten und den seltsamen Schrei eines Vogels über den Wipfeln. Sie hatte gefragt: „Was schreit da so?" Da hatte Fritz geantwortet: „Das ist der Kückewieh!" Als ihr nun bange wurde in der Einsamkeit und weil ihr der Name des Vogels, der so seltsam schrie, graulich vorkam, da hatte Fritz gesagt: „Der Kückewieh thut dir nichts, der frißt man bloß Kücken und Gössel, und nun kommt's auch gleich, das Schöne!"

Dann hatte sie alle Angst verloren, denn sie waren an einem Orte angelangt, wo eine Menge von mächtig großen Nußbüschen ihre Zweige ausbreiteten und teilweise ihren Reichtum an braunen Früchten schon auf das Laub des Bodens gestreut hatten. Nur zuerst hatte sie sich wieder ein wenig erschrocken über den häßlichen, schnarrenden Ruf eines anderen Vogels, der mit lautem Schelten und hörbarem Flügelschlag durch die Zweige entfloh, aber Fritz hatte wieder sehr beruhigend gesagt: „Das ist man bloß der Holtschraag, der mag auch gern Nüsse,

und sieh mal, da läuft auch ein Katzeicher den Baum in die Höh', der ist auch hier bei gewesen."

Dem braven Fritz waren meistens nur die plattdeutschen Namen der Tiere bekannt, doch zuweilen, wo es sich seiner Ansicht nach gut machen ließ, wie hier beim Katteker, versuchte er eine Uebersetzung ins Hochdeutsche. Nun hatten sie Nüsse gesammelt ganze Taschen voll, bis sie dessen müde waren. Wenn unten nicht mehr genug lagen, war Fritz wie ein „Katzeicher" hineingeklettert in die stattlichen Büsche und hatte geschüttelt, und sie hatte gejauchzt, wenn die glatten, braunen Früchte, die schon lose in ihren Hülsen saßen, auf das welke Laub herniederprasselten. Zum Schluß hatte er dann zwei stattliche, schlanke Ruten geschnitten; an der ihren war ein grüner Busch als Zierde geblieben, an der seinen, die einen Wurfspieß darstellen sollte, war dieser beseitigt, und so zogen sie weiter, indes Fritz mit seiner neuen Waffe unterwegs allerlei ungewöhnlich bösartige, wilde Tiere seiner Einbildung erlegte und so fortwährend den Weg von schrecklichen Gefahren reinigte.

In diesem Gehölze, das nicht gerade nach strengen Gesetzen der Forstwirtschaft behandelt wurde, darum aber desto lieblicher und voller Abwechslung war, befand sich auch eine Anzahl von stattlichen, wilden Obstbäumen, und als sie nun an einen solchen gelangten, der eine Fülle gelblicher Holzbirnen in das Gras zu seinen Füßen gestreut hätte, da erschien Hella dieser Ort mit seinen mannigfachen Gaben fast wie

ein Märchenwald, und obwohl diese Früchte herbe waren, daß sie den Mund zusammenzogen, so verlieh ihnen doch ein seltsamer Reiz der Neuheit etwas ganz Besonderes. Danach gelangten sie in eine kleine Lichtung, wo auf einem durch Holzhauer von Graswuchs befreiten Flecke eine Anzahl von über mannshohen Königskerzen aufgeschossen war. Aus den Gebüschen am Waldesrande leuchteten die Hagebutten, einige Herbstschmetterlinge gaukelten lautlos umher, und überall hatten die Kreuzspinnen mächtige Netze gewebt, in deren Mitte sie auf die glänzenden Fliegen lauerten, die die Luft durchsummten. Hier war es so einsam und weltverloren, daß Hella wieder die Bangigkeit überkam. „Nun haben wir uns gewiß verirrt!" sagte sie.

„Verirrt?" sagte Fritz sehr wegwerfend, „in dies Holz kann ich mich gar nicht verirren, das weiß ich auswendig. Dies ist doch man bloß der Seebusch. Denk mal, wenn's der Urwald wär' mit allerhand Tigern und Riesenschlangen drin! Na, die sind hier ja nicht, aber Addern gibt's hier, und beim See 'rum auch Snaken. Snaken, die thun nichts, aber die Addern stechen, die sind giftig. Vorig Jahr hat der Jäger eine totgeschlagen, ich hab' sie gesehen, sie haben so'n Zickzack auf'm Rücken."

Hu, wie gruselig war das wieder! Hella drängte sich dichter an Fritz und bat ihn umzukehren.

„Meinswegen," sagte dieser, „aber vor den Addern brauchst du keine Bange zu haben. Unser Rademacher sagt, eine frisch geschnittene Haselrute

ist das beste Mittel gegen die Addern, na, und die haben wir ja.“ Damit faßte er seinen Wurfspieß am dicken Ende und ließ ihn wie eine Reitpeitsche durch die Luft pfeifen.

Sie wendeten sich um und gingen in der Lichtung zurück. Auf den dichten Gebüschen des Waldrandes von wilden Rosen, Schlehdorn und jungem Buchengestrüpp lag der Sonnenbrand und brütete würzigen Duft aus, und als sie dort entlang streiften, ward in dem halbtrockenen Grase zu ihren Füßen ein leichtes Rascheln bemerklich, das sich träge auf das Gebüsch zu entfernte. Fritz hatte schnell seine Rute erfaßt, und indem er Hella mit der andern Hand zurückschob, sprang er schnell zu und schlug plötzlich auf einen Ort im Grase los. Der tückische Kopf einer Kreuzotter schoß an jener Stelle zischend empor und wütend schnappte das giftige Gewürm in die Luft, bis ihm ein zweiter, besser gezielter Schlag den Garaus machte.

Fritz sah ganz blaß aus vor Aufregung, obwohl er sich nichts merken lassen wollte.

„Das war 'ne Adder!“ sagte er, „die hat genug!“

Dies war ein wunderbares, schreckliches und furchtbares Abenteuer für Hella, sie sah mit Bewunderung auf Fritz und mit Grauen auf das erlegte Giftgewürm, das noch, mit ein wenig verglimmendem Leben erfüllt, zuweilen ohnmächtig die Schwanzspitze regte. Als ein kleiner Held war er ihr damals erschienen, so eine Art Drachentöter, von denen man in Märchenbüchern liest.

Fritz hatte wie jeder ordentliche Junge vom Lande ein tüchtiges Ende Bindfaden bei sich, nebst unzähligen anderen brauchbaren und unbrauchbaren Gegenständen, die seinen Hosentaschen für gewöhnlich das Ansehen zweier knolliger Geschwülste gaben. Er machte eine Schlinge, fing den Kopf der Kreuzotter darin ein und schleifte den glatten Wurm hinter sich her, indem er von Zeit zu Zeit einen befriedigten Blick nach ihm zurücksendete und der etwas verängstigten Hella mit erhabenen Worten Trost einsprach. Diese trippelte neben ihm her in einem Gemisch von Bewunderung und Grauen und geteilt zwischen den unvereinbaren Bestrebungen, dem greulichen Tiere möglichst fern und dabei doch ihrem schützenden Begleiter möglichst nahe zu bleiben. Darum war sie ungemein froh, als sie endlich die Gesellschaft wieder erreicht hatten, woselbst man dem braven Drachentöter einerseits hohes Lob spendete und anderseits an der gruseligen Frage: wie es hätte kommen können, wenn ...? ein herrliches und ausdauerndes Gesprächsthema fand. Diese Kreuzotter mußte aber die letzte ihres Stammes gewesen sein, denn seit jener Zeit hatte man in der ganzen Gegend nicht mehr von so verdrießlichem Gewürm gehört.

Unter solchen Gedanken war Hella langsam an dem Rande des Waldes entlang geritten und kam nun an eine Stelle, die stets eine ganz besondere Lockung auf sie ausgeübt hatte. Seit das Zerwürfnis zwischen den beiden Familien ausgebrochen war, bestand ein Verbot ihres Vaters, den Wald des feind-

lichen Gutes jemals zu betreten, und das war ihr an diesem anziehenden Fleck immer besonders grausam und hart erschienen. Die ragenden Stämme, die den größten Teil des Forstes bildeten, traten dort zurück und umgaben in weitem Bogen eine von niederem Buschholz, blumigen Grasflächen und einzelnen größeren Bäumen erfüllte Lichtung. Unter diesen that sich eine mächtige alte Eiche hervor, die sich in der Mitte dieses Platzes gleichsam als der König des übrigen Pflanzenwuchses darstellte. In der Umgegend hieß diese Gegend „der Vogelsang", und zwar mit Recht, denn solche Orte lieben unsere Singvögel, und in jedem Frühling war hier ein fast betäubendes Flöten und Musizieren. Auch schien es Hella immer, daß nirgendswo so herrliche Waldblumen zu finden seien als hier, und im Sommer, wenn ein betäubender Duft von Jelängerjelieber dort wehte, hatte sie als Kind oft sehnsüchtig hinübergeblickt nach den üppigen Himbeergebüschen und den mit blaubereiften Früchten bedeckten Rankenhügeln der Brombeeren.

Auch heute, wo der Gesang der Vögel bereits verstummt war und statt der leuchtenden Blumen nur eine verschiedenartige Färbung des Laubes und das glänzende Rot der Vogelbeeren oder das schimmernde Schwarzblau der Schlehen vorhanden war, übte dieser Ort den alten Zauber auf sie aus. In dem stillen Sonnenschein, der in der geschützten Bucht warm brütete, flogen behaglich die bunten Herbstschmetterlinge, ein Zug zwitschernder Meisen ging

von Baum zu Baum, an die feinsten Zweige sich anhäkelnd, in der Ferne hob ein Reh lauschend den Kopf und schritt zögernd und scheinbar widerwillig dem Hochwalde zu; alle schienen gern zu verweilen an diesem freundlichen Ort.

Hella war heute unternehmungslustiger als sonst, sie warf den Kopf auf, als wollte sie sagen: „Ei, warum denn nicht?“ Einen Augenblick später war sie vom Pferde, band den Pony am Waldrande an einen Ast und schickte sich an, den Wunsch ihrer Kindheit zu erfüllen, in das verbotene Paradies einzudringen. Als sie zwischen dem Buschwerk durch das hohe Gras dahinging und dazu unternehmungslustig die kleine Reitpeitsche schwenkte, schrak sie doch plötzlich zusammen über den häßlichen, schnarrenden Ruf eines Hähers, der wahrscheinlich in den Nußbüschen eine Nachlese gehalten hatte und nun entfloh. Aber gleich lächelte sie wieder: „Das ist man bloß der Holtschraag,“ dachte sie mit denselben Worten, die damals Fritz gebraucht hatte. Ob er wohl noch jetzt immer „man bloß“ sagte? Und wie er überhaupt wohl jetzt aussah? Als Kind hatte er ein hübsches, gesundes Aussehen gehabt, aber so viele Sommersprossen, daß sein Gesicht anzusehen war wie das gesprenkelte Ei eines Wasserhuhns.

Hella schritt weiter durch das windstille, sonnige Schweigen, nur das Laub raschelte zu ihren Füßen und die Gräser, die ihr Kleid streifte. Sie kam an die alte Eiche, die noch stolz und grün emporragte und eine Unzahl von ihren Früchten in das Gras

gestreut hatte. Ein Eichhörnchen rannte in komischen Sprüngen davon und sprang in hastigen Sätzen an der rauhen Borke des mächtigen Stammes in die Höhe. „Katzeicher,“ dachte Hella unwillkürlich und lächelte. Hinter der Eiche senkte sich der Grund zu einem kleinen Erlenbruch, und diesen kleinen Abhang hinab hatte sich ein ungeheurer Strauch von wilden Rosen gelagert. Aber die zarte Pracht seiner unzähligen, blaßroten Blüten war längst entschwunden und hatte einer Unmenge von nützlichen Hagebutten Platz gemacht, die gleich Korallen leuchteten. So gelangte Hella endlich an das Ende der Lichtung, wo die glatten Stämme schimmernder Buchen emporstanden. Es verlockte sie, zu dem kleinen See vorzudringen, um zu sehen, ob die Mooshütte wohl noch stände, und den Platz wieder zu betrachten, an dem so freundliche Kindheitserinnerungen hafteten. In diesen gewaltigen Buchenhallen war es noch stiller als in der Lichtung. Die einfallenden Sonnenlichter hoben die aus dem welken Laube aufgetauchten Fliegenpilze in leuchtendem Scharlach hervor, und hie und da standen ganze Gesellschaften anderer Pilze, braun oder golden oder auch weiß, glänzend wie Porzellan. In der Höhe löste sich zuweilen ein reifes, welkes Blatt; man wußte nicht warum, bei der allgemeinen Stille der Luft. Vielleicht, weil ein Sonnenstrahl es traf, oder eine Mücke vorübersummte. Dann flatterte es langsam herab, leuchtete noch einmal auf in einem Sonnenstreif, verblaßte wieder im Dämmer und legte sich lautlos zu den übrigen. Die Füße

Hellas rauschten dahin über diese weiche Decke, die von vielen Herbsten dort aufgespeichert war, zuweilen schrie ein Specht, zuweilen tönte das feine „Sit, sit" eines Baumläufers, zuweilen schlüpfte eine rotbraune Waldmaus mit leisem Rascheln in das schützende Loch, dazwischen war immer wieder das träumerische Schweigen eines schönen, windstillen Herbsttages. Düstere Fichten lösten dann das auf schimmernden Säulen emporragende Hallendach des Buchenwaldes ab. Dahinter tönte plötzlich ein anhaltendes Rufen von wilden Enten; dort mußte sich der See befinden. Der grasbewachsene Weg, auf dem Hella jetzt leise dahinschritt, machte eine Biegung, und nun lag in Glanz und Schimmer plötzlich das freundliche Gewässer vor ihr. Sie trat näher zum Ufer, da standen mit lautem Klatschen hinter einer kleinen Rohrbreite eine Anzahl von Enten auf, um zu einer entfernten Stelle des Sees zu flüchten; sie hörte genau das taktmäßige Pfeifen ihrer schweren, aber schnellen Flügelschläge. Zwei scheue Reiher schwankten in der Ferne auf mächtigen, grauen Schwingen um eine bewaldete Landzunge, und ein Kragentaucher war plötzlich von der Wasserfläche verschwunden, um nach einer langen Weile an einer weit entlegenen Stelle wie durch Zauber wieder da zu sein. Die Wellenringe des aufgestörten Wassers schwangen sich in die Weite, allmählich verschwimmend, und bald wieder war der See so glatt wie Glas und schien einzig darauf bedacht, seine buchtigen, in allen Farben des Herbstes schimmernden Waldufer so genau wie möglich abzuspiegeln.

Die Mooshütte war noch da, aber vernachlässigt und verfallen, doch von den Rasenbänken sah man nur verschwommene Ueberreste, überwuchert von hohem Gras und jungem Buschwerk. Es schien, als sei dieser Platz seit Hellas Kinderzeit niemals wieder benutzt worden und in Vergessenheit geraten. Das junge Mädchen ging an den hohen Ufervorsprung, zögerte ein wenig und sah sich um, rief dann aber mutig ihren Namen über den See hinaus: „Hella!“ — Sie erschrak doch ein wenig, als ihre Stimme die Einsamkeit durchbrach und von den Waldbuchten her einige Male klar und deutlich der Ruf zurückkam. Dann lächelte sie aber gleich wieder: „Es ist man bloß das Echo.“ — Sie dachte jetzt an die Rückkehr und schlug eine andere Richtung ein, um auf einem neuen Wege den „Vogelsang“ wieder zu gewinnen. Als sie deshalb zu einem Wiesenstreifen am Ufer des Sees hinabstieg und dort entlang ging, ward sie durch ein plötzliches Rascheln erschreckt, und zugleich erblickte sie eine große Ringelnatter, die sich an ihr vorbei eilig durch das Gras wand und dem mit Weiden vermischten Uferschilfe zustrebte. Nun ward es ihr höchst unbehaglich in dieser Gegend, denn obwohl hier jetzt keine giftigen Schlangen mehr vorkommen sollten, wie sie das den alten Forstmeister und Freund ihres Vaters vielfach hatte versichern hören, so waren ihr doch diese unheimlichen Tiere auch ohne Giftzahn immer sehr verdächtig und unangenehm. Sie erinnerte sich zwar auch an Fritzens Ausspruch von den Snaken, die am Seeufer vorkämen und un-

schädlich seien, allein besser erschien es ihr doch, diese Gesellschaft zu meiden. Da nun gerade eine Art von Fußsteig auf die Höhe des Uferabhanges zu führen schien, so eilte sie dort hinauf und streifte hastig durch Hasel- und Dorngesträuch dahin. Aber mit dem Wege war es nur Schein gewesen, bald mußte sie sich mühsam durch die Büsche winden, dornige Zweige griffen nach ihrem Kleide und hielten sie auf, und dann, als sie endlich von einem alten Baumstumpf aus mit einem kleinen Sprunge das Freie gewinnen wollte, gab das morsche Holz nach, sie glitt aus, erreichte zwar noch eben das gewünschte Ziel, blieb jedoch mit der Schleppe ihres Reitkleides oben an den Dornen hängen, so daß sie dicht an den Busch gedrängt vollständig gefesselt dastand. Ohne sich den Anzug vollständig zu zerreißen, wußte sie sich nun kaum zu helfen, denn die Wendung, die sie machen mußte, um ihre Fesseln zu lösen, spannte das Kleid nur immer noch fester an.

Hella stand eine Weile und überlegte, während ihr Herz klopfte, daß sie es zu hören meinte. Dazu kam der unangenehme und aufregende Gedanke an die Schlangen, von denen sie annahm, daß sie in solchen alten, vermorschten Baumstümpfen, wie der in ihrer unmittelbaren Nähe, mit ganz besonderer Vorliebe nisteten. Sie stand eine Weile und überlegte. Es gab ein Mittel, loszukommen, und zwar eins, das wenig Schwierigkeit machte. Wenn sie herausschlüpfte aus ihrem Reitkleide wie eine Nuß aus der Hülse, dann gewann sie Freiheit der Be-

wegung und konnte die zurückgelassene Kleidung mit Leichtigkeit aus den Dornen lösen. Wenn aber in diesem Augenblicke jemand darüber zukäme, ein Jäger oder ein Holzsammler oder gar ein Mitglied der feindlichen Familie! Sie schauderte bei diesem Gedanken. Aber was sollte sie machen? Entweder sich mit kräftigem Rucke losreißen und ihr halbes Kleid in den Dornen lassen, oder jenen einfachen Weg ergreifen; anderes gab es nicht. Sie durchspähte den Wald nach allen Richtungen, wandte sich dann und ließ ihre Blicke am Seeufer entlang gleiten: alles war einsam und durchwebt vom stillen Sonnenschein. Sie preßte die Lippen in raschem Entschluß aufeinander, ihr Herz begann schneller zu pochen, und mit scheuer Hand fing sie an, die Knöpfe des Reitkleides zu lösen. Aber nicht weit war sie damit gelangt, als mit klatschendem Flügelschlag die Enten an einer anderen Stelle des Sees aufstanden, und sie, über dies Geräusch erschreckt, zusammenfuhr und innehielt. Sie blickte sich ängstlich um. Da am Ufer des Sees in der Ferne über dem Buschwerk war ein Kopf aufgetaucht, ein männlicher Kopf mit einem verblichenen Jägerhut bedeckt, und gleich darauf trat dort eine jugendliche Gestalt hervor, die, mit einem verschossenen Jägeranzug bekleidet, langsam das Ufer entlang schlenderte.

Hella ward in schneller Reihenfolge dunkelrot und leichenblaß, hastete mit verwirrten Fingern, die Knöpfe wieder zu schließen, und spähte dann, von leichtem Laubwerk und dem Schatten des Waldes

verborgen, auf den nahen Wanderer hin. Es war ein Jäger, das sagte ihr die Kleidung, und wahrscheinlich oder sicher ein Angestellter des feindlichen Gutes, der den Forst besichtigte. Waffen und Tasche trug er nicht, nur einen einfachen Stock, mit dem er zuweilen einige kunstvolle Lufthiebe ausführte oder eine verspätete Distel köpfte. Der Jäger mußte auf seinem Wege nahe an dem Fuße des Abhanges vorüberkommen, und nun galt es zu entscheiden, was zu thun war. Sollte sie sich verborgen halten, bis er vorüber war, oder ihn anrufen, daß er ihr zu Hilfe käme? Um darüber klar zu werden, mußte sie erst sein Gesicht genauer sehen, ob es Vertrauen erweckte. Zwar wurde dann ihr komisches Abenteuer der feindlichen Familie bekannt, und es gab für diese etwas zu lachen, allein was machte das, wenn man es nicht hörte? Der junge Mann kam näher, und Hella mußte sich sagen, daß er sehr vertrauenerweckend aussähe. Er hatte ein angenehmes und gutes Gesicht und blickte frei und treuherzig aus seinen dunklen Augen; dieser Jäger glich nicht dem bösen Kaspar aus dem Freischütz, sondern dem guten Max. Nur daß er nicht ganz so wabbelig erschien, wie dieser. Sie hatte das Gefühl, hier dürfe sie etwas wagen, und als der junge Mann ganz nahe war, wappnete sie sich mit dem ganzen Stolze ihres Mädchentums und mit der Würde und Hoheit, die der Tochter eines Gutbesitzers zukommen, und rief:

„Sie, Jäger! Kommen Sie hier mal schnell herauf und helfen Sie mir.“

Es ist mit Sicherheit festgestellt, daß der junge Mann ziemlich verblüfft ausgesehen hat, als er aus dem schweigenden Walde heraus und mitten in der vermeintlichen Einsamkeit also angeredet wurde, allein er verlor keine Zeit, sondern folgte auf der Stelle diesem Rufe. Man muß ihm ferner das Zeugnis geben, daß er nicht lachte, als er sah, welch ein lieblicher Vogel sich dort gefangen hatte, sondern eine würdevolle Teilnahme bewies, wie es sich ziemt, wenn ein Mitmensch also in Not geraten ist. Mit kritischem Scharfblick übersah er sofort die Lage, zog ein schönes festes und scharfes Taschenmesser hervor, klappte es auf und sagte: „Es ist man bloß . . . es ist nur dieser eine Dornbusch hier — das wollen wir gleich haben."

Damit setzte er das Messer an und schnitt mit einem kräftigen Zuge den Stamm des Weißdornes durch, so daß Hella auf der Stelle befreit war. Mit den ersten Worten, die der Jäger sprach, war mit der Geschwindigkeit eines Blitzzuges eine Reihe von Gedanken durch Hellas Köpfchen gefahren, und als sie nun ein wenig rosig angeblümt mit gesenkten Augenlidern dastand und die Schleppe ihres Kleides von den eingedrungenen spitzen Haken des Dornbusches befreite, da ward es ihr zur Gewißheit, was sie dachte. Er hatte „man bloß" gesagt. Er hatte bei seinen Dienstleistungen den linken Arm, der mit dem Daumen in den zugeknöpften Rock eingehakt war, gar nicht benutzt, sondern das Messer sehr geschickt ausschließlich mit der Rechten geöffnet. Und wie gut und hübsch und heldenhaft er aussah, trotz

der Sommersprossen, die sich über seinen Nasenrücken zogen! Sie hatte nun den Dornbusch aus den Falten des Kleides gelöst und warf ihn achtlos beiseite, denn sie wußte ja noch nicht, daß ihr Geschick an diesem grünen Zweige hing. Dann hob sie das Haupt und sah freimütig den Jäger an: „Sie sind Herr Fritz Dieterling!“ sagte sie.

„Und Sie Fräulein Helene Maifeld,“ war seine Antwort.

„Ich danke Ihnen,“ fuhr sie fort und hielt ihm die Hand hin. Der junge Mann drückte diese sanft und sagte: „O, es hat mir viel Vergnügen gemacht.“ — Hella lächelte unwillkürlich und flüchtig. „Wie lange haben wir uns nicht gesehen!“ sagte sie dann. — „An diesem See war es zuletzt,“ erwiderte Fritz, „ich dachte eben daran, als ich dort unten entlang ging.“ — „Wie seltsam,“ sagte Hella, „das liegt wohl in der Luft, mir ging es vorhin gerade so.“ Dann seufzte sie ganz leicht, denn es ging ihr durch den Sinn, wie sich die Zeiten so böse verändert hatten. „Damals waren schöne Tage!“ sagte sie. — „Die gibt es heute auch noch,“ sprach Fritz rasch, und Hella schlug die Augen nieder vor seinem Blick. Dann wandte sie wie suchend und ungewiß den Kopf nach der Richtung, in der sie gekommen war. „Rustan wartet,“ sagte sie dann, und wandte sich zum Gehen. — „Wie, Rustan lebt auch noch?“ fragte Fritz rasch, „der muß doch schon uralt sein.“

„Es ist sein Nachfolger,“ sagte Hella, „er ist am Vogelsang angebunden und wartet auf mich.“

Damit machte sie eine vornehme kleine Verbeugung und wollte davon, aber Fritz war alsbald an ihrer Seite. „Sie könnten sich verirren," sagte er, „oder noch einmal . . ." hier schwenkte er seinen Stock über die Dornbüsche hin . . . „wenn es auch nur der Seebusch ist, es ist biesteriges Holz." — Sie schritten eine Weile schweigend nebeneinander hin durch den herbstlichen Wald, ein frühlingsfrisches, junges und blühendes Paar. Sie schienen füreinander bestimmt zu sein, und doch hatte menschliche Thorheit eine starre Mauer von Haß und Vorurteil zwischen ihnen errichtet. Aber holde Wünsche und zartes Sehnen sind leichte Schmetterlinge, die solche Mauer gar leicht überfliegen.

Dann sprachen sie allerlei von der Zeit ihrer Kindheit, harmlose Dinge von Pflaumen- und Apfelbäumen, Lieblingstieren und allerlei gemeinsamen kleineren Erlebnissen. Es war, als flüchteten sie sich aus der so häßlich veränderten Gegenwart in jene freundlichen Tage. Dabei gelangten sie an eine Lichtung, die eine kleine Fichtenschonung enthielt im Alter von etwa zehn Jahren. „Hier war es mit der Kreuzotter," sagte Fritz plötzlich.

Hella nahm fast ängstlich ihre Kleider zusammen, so daß Fritz lächelnd bemerkte: „So'n Viehzeug gibt's hier ja gar nicht mehr, ich glaube, das war damals die letzte ihres Stammes." Aber Hella ging doch ein wenig schneller, und während ihre Blicke über die dunkelgrünen Fichten schweiften, sagte sie: „Alles hat sich verändert seit jener Zeit, das eine ist verfallen, das andere verwachsen."

„Aber wir sind doch die alten geblieben," sprach Fritz schnell. Ein ganz zartes Rot stieg in ihre Wangen, sie sah gerade vor sich hin, nickte fast unmerklich, und indem sie ebenmäßig weiter schritt, sagte sie leise: „Ich glaube wohl."

Fritz hielt ihr in plötzlicher Aufwallung die Hand hin, sie ergriff dieselbe ohne Zögern, und nun sahen sich beide eine Weile treuherzig in die Augen. „Alles soll wieder gut werden!" rief er dann. „Ja, ja!" war ihre Antwort. Sie wußten beide, was sie meinten, obwohl keiner es aussprach.

Dann erreichten sie den Vogelsang, viel zu früh, wie beide heimlich dachten. Sie standen eine Weile unter der alten Eiche und sahen schweigend in den glänzenden Herbsttag hinaus, auf die schimmernden Sommerfäden in der Luft, auf die beackerten Felder, wo hie und da eine Glasscherbe diamantartig blitzte, und auf das ferne Braunsberg, das auf bewaldetem Hügel gelegen, mit roten Dächern aus den Baumwipfeln hervorschien. Nun wieherte Rustan, der seine Herrin erblickte und schon eine Weile vor Ungeduld emsig den Waldboden gescharrt und gestampft hatte; zugleich schwamm der dünne Klang der Mittagsglocke durch die hellhörige Luft; es war zwölf Uhr. — „In einer halben Stunde muß ich zu Hause sein," sagte Hella, und beide begaben sich zu dem ungeduldigen Pony. Fritz führte ihn in den Weg, dann setzte Hella den schlanken Fuß in seine Hand, er half ihr in den Sattel und gab ihr die Zügel. Sie zögerte noch eine Weile und blickte auf den Kopf des Pfer-

des, das mit dem einen Vorderhufe den Boden zierlich scharrte und mit dem Schweife die Schenkel peitschte. Dann reichte sie Fritz zum Abschiede die Hand. „Heißt es, auf Wiedersehen?“ fragte dieser.

Sie antwortete nicht, sie sah ihn nicht an, sondern beugte sich vornüber, daß ihr Kopf fast die Mähne des Pferdes berührte, und in demselben Augenblicke schoß der muntere Pony mit ihr davon. Fritz blickte ihr nach, wie sie auf dem Wege am Rande des Waldes in eiligem Trabe dahinritt, und wie sie dann in den breiten Landweg einbog, der gerade auf Braunsberg zuführte. Dieser war von alten Haselhecken eingefaßt, und durch eine Lücke ward noch zuweilen die schlanke Reiterin sichtbar, oder wo die Büsche niedriger waren, schwebte ihr Köpfchen mit wehendem Schleier darüber hin. Dann schob sich ein Hügelhang vor den Weg, und nun war nichts weiter sichtbar als die sonnige Einsamkeit des klaren Herbstmittages. Die Sommerfäden zogen fast unmerklich dahin, auf dem Acker blitzten und funkelten die Scherben, weiterhin über dem satten Grün des Wiesengrundes revierte ein Bussard, zuweilen mit rüttelndem Flügelschlage an einer Stelle verweilend, aus dem Schornsteine des Herrenhauses von Braunsberg stieg kerzengerade eine schmale Rauchsäule in die ruhige Luft und von den fernen dämmernden Höhen der Elbberge schimmerte in zartem Umriß die Kirche von Borna herüber.

Fritz kehrte langsam auf demselben Wege, den beide vorhin gegangen waren, durch den Wald zurück. Als

er an der Stelle angekommen war, wo er Hella aus ihren Fesseln befreit hatte, nahm er den abgeschnittenen Dornbusch auf und betrachtete ihn liebevoll und sorgfältig. Als er einige Zeit später durch den Garten von Wildingshagen auf sein Vaterhaus zuschritt, trug er ihn noch in der Hand.

Daß am nächsten Vormittage Fräulein Hella Maifeld auf ihrem gewohnten Spazierritte wieder an dem Vogelsang vorüberkam, wo Herr Fritz Dieterling bereits seit einer Stunde nachdenklich und zuweilen in die Ferne spähend umherwandelte, ist einer jener merkwürdigen Zufälle, durch die die Geschicke der Einzelwesen sowohl als der Völker so oft in bestimmte Bahnen gelenkt werden. Wer nun aber wissen will, was an diesem und den folgenden Tagen jenes schönen Herbstes unter der alten, mächtigen Eiche auf dem Vogelsang geschehen ist, der muß hingehen und einen alten Waldkauz befragen, der schon seit vielen Jahren in einem schönen, geräumigen Astloch dieses Baumes seinen Wohnsitz hat. Denn dieser weise Vogel hat alles mit angesehen und angehört von dem Augenblicke an, wo er sich verwundert über den Klang menschlicher Stimmen in seiner Nähe ein wenig vorbeugte und mit seinen runden Eulenaugen auf das junge, schöne Menschenpaar niederblickte, bis zu jener Stunde, da an einem grauen Nebeltage zwei Wochen später dasselbe Paar unter Küssen und Thränen voneinander Abschied nahm. Von den bei dergleichen Gelegenheiten üblichen und so beliebten Schwüren ewiger Treue hat der kluge Vogel aber

nichts vernommen, denn solches hielten die beiden jungen Leute für selbstverständlich und keiner Beteuerung bedürftig. Fritz Dieterling ging wieder auf die landwirtschaftliche Hochschule, die er bereits vor dem Kriege besucht hatte, und erst zu Weihnachten war ein Wiedersehen zu erwarten. Jedenfalls würden sie auch dann eine Gelegenheit finden, sich zu sehen, und zur Sicherheit ward der Morgen des ersten Weihnachtstages für eine Zusammenkunft auf dem Vogelsang festgesetzt.



II. Im Schnee.

Nach einem schönen Herbste kam ein frühzeitiger Winter, der schon im November die Seen mit Eis und die Felder mit Schnee bedeckte, und bis gegen Weihnachten nahm die Kälte immer noch zu. Zuweilen war dazwischen ein milderer, trüber Tag, der aber nur neuen Schnee brachte; und hatten die Flocken dann genug gestäubt und gewimmelt, so stieg eines Morgens die Sonne aus rotem Nebeldunst; es folgten wieder klare, kalte und blendende Tage, wo die unendliche Schneewüste ringsum nur belebt war durch vereinzelte hungrige Krähen oder hie und da durch einen Schlitten, der einsam durch die Landschaft klingelte.

Am 24. Dezember wurde Fritz in Wildingshagen erwartet, und Herr Dieterling fuhr selber mit

einem Schlitten nach der vor einem halben Jahre erst eröffneten Bahnstation, um seinen Sohn abzuholen. Diese Stadt war dieselbe, die, nicht weit von Braunsberg gelegen, diesem Orte zum Absatze seiner Produkte und zur Versorgung mit Waren diente. Kurz hinter dem Walde von Wildingshagen, dem Seebusch, vereinigten sich die Wege, die zu beiden Gütern führten, die gemeinsame Straße lief dann auf einer Brücke über die Wacknitz und weiter durch einen ausgedehnten Hohlweg zu dem großen Bauerndorfe Büchtingshagen, wo der Anschluß an die Chaussee erreicht ward.

Den ganzen Tag und die ganze Nacht vorher hatte es bei stiller Luft geschneit, und überall lag lose und wollig der frische Schnee, bog in dicken Ballen die Aeste der Fichten, saß nesterweise in dem feinverzweigten Buschwerk, zeichnete schimmernd die dunklen Linien der Aeste nach und hielt jedes welke Blatt mit einem kleinen weißen Polster bedeckt.

Der Schlitten des Herrn Dieterling klingelte munter in unberührtem Schnee durch den Seebusch. Zwischen den Stämmen des eingeschneiten Waldes lag ein zartvioletter Dämmer, und seltsam hob sich das schwere Dunkelgrau des gleichmäßig bewölkten Himmels gegen den weißen Silberschimmer der Erde ab. Es fißelte ein wenig, wie man dort zu Lande sagt, aber es war kaum festzustellen, ob dieser feine, leichte Schneestaub aus den Wolken kam oder durch einen leisen Luftzug von den Bäumen geweht wurde.

Krischan, der brave Kutscher, räusperte sich ein

wenig auf seinem Vordersitz, deutete dann mit der Peitsche auf den tiefgrauen Himmelsausschnitt am Ende der langen Schneise, in der sie fuhren, und sagte mit einer halben Wendung rückwärts zu seinem Herrn: „Dor sitt noch väl Snei inne Luft, Herr."

„Lat'n sitten," antwortete dieser behaglich aus dem hochaufgeschlagenen Kragen seines Pelzes heraus. Krischan grinste ein wenig, halb respektvoll, halb ungläubig: „Ja, dei," sagte er dann, „dei ward nich lang mihr täuben. Un Wind kümmt ok. Oll Großvadder Römpagel hett hüt morn seggt, hei sitt em all in dei Knaken. Un wenn dei Oll dat seggt, denn hett dat noch ümmer stimmt, bäter as'n Premeter. Ja, ja."

„Lat'n susen," antwortete hierauf Herr Dieterling, der gesonnen schien, sich auf nichts einzulassen, sondern alles der historischen Entwickelung zu überlassen. Krischan aber fuhr unbeirrt fort: „Dat künn uns äwer doch äklich begriesmulen in den ollen Hollweg an dei Wacknitz. Dor sall'n jo nu all knapp dörchkamen känen. Verläden Woch hebben's all mal den Regelinschen Baron dor rutschüffelt."

„Na, wi warden jo seihn," sagte Herr Dieterling. Krischan zuckte die Achseln und wandte seine Aufmerksamkeit wieder ausschließlich den Pferden zu.

Hinter dem Seebusch, wo der Weg von Braunsberg einmündete, waren ganz frische Spuren sichtbar, vor kurzem mußte ein von diesem Dorfe kommender Schlitten dort vor ihnen her gefahren sein. Krischan räusperte sich wieder, deutete mit der Peitsche auf

die neuen Geleise im Schnee und dann mit dem Stiel über die Schulter weg nach Braunsberg und sagte: „Dei Brunsbarger stiegen in'n Erbgroßherzog af, sall ich bi Stadt Hamborg vörführen?" Herr Dieterling grunzte etwas, das wie eine Beistimmung klang, und unter Schweigen ging die Fahrt weiter. Nun man aus dem Walde heraus war, konnte man bemerken, daß der Schnee nicht von den Bäumen wehte, sondern aus der Luft kam und sich langsam vermehrte, so daß er die Ferne bereits mit einem feinen, wimmelnden Dämmer erfüllte. Zugleich nahm der Wind zu und begann die schon gefallenen losen Flocken über den Boden hinzutreiben.

Als die Reisenden hinter der Brücke über die Wacknitz in den Hohlweg gelangten, sahen sie, daß der ihnen vorangefahrene Schlitten schon seine Not gehabt hatte, durch den hier besonders hoch aufgetürmten Schnee zu gelangen, jedoch zum Vorteil für das folgende Gefährt, das in den zurückgelassenen Spuren fahrend die Schwierigkeiten leichter überwand. Endlich war das Dorf Büchtingshagen erreicht, und nun bot der übrige Teil des Weges auf dem ziemlich hoch gelegenen Damme der Chaussee keine besonderen Schwierigkeiten mehr. Es waren noch zwei Stunden bis zur Ankunft des Zuges, die Herr Dieterling in dem behaglich durchwärmten Gastzimmer der Stadt Hamburg durch ein kräftiges Frühstück ausfüllte, während sich draußen das Schneetreiben vermehrte und die Flocken an die vereisten Fenster prickelten. Der Wirt, nach Weise dieser Leute so

guten Kunden gegenüber ein zerfließendes Gemisch von Wohlwollen und Hochachtung, kam mit sanften Katerschritten herbei, rieb die Hände zart umeinander und knüpfte eine kleine Unterhaltung an über das Schneetreiben, die Kornpreise und die ungeheure Zukunft, der das gute Zernin durch die Anlage dieser neuen Eisenbahn entgegengehe, und war bereit, Herrn Dieterling in jeder Hinsicht recht zu geben, wenn er auch noch soeben der ganz entgegengesetzten Ansicht gewesen zu sein schien. Es gehörte zu seinen Geschäftsprinzipien, immer ganz der Meinung des geehrten Herrn Vorredners zu sein.

Auf dem Bahnhofe traf Herr Dieterling zur rechten Zeit ein, allein der mit Weihnachtsreisenden stark besetzte Zug hatte wegen des ungewohnt großen Verkehrs und des Schneewetters eine halbe Stunde Verspätung, und als der Gutsbesitzer seinen Sohn aus dem Knäuel von küssenden und umarmenden Söhnen, Töchtern, Eltern, Tanten, Onkeln, Bräuten, Bräutigämmern, Freunden und Freundinnen glücklich herausgefischt und in den Schlitten befördert hatte, da war das Wetter draußen fast stürmisch geworden, und der Schnee jagte durch die Straßen, als seien die Hunde hinter ihm. Krischan begnügte sich, in einem triumphierenden Hinblick auf Großvater Römpagels prophetische Knochen, mit der Peitsche auf dieses Schauspiel hinzuweisen, und fort klingelte der Schlitten durch die engen Straßen der kleinen Stadt, über deren Giebeln der Schnee hintanzte, an deren Dachvorsprüngen er wie Rauch entlang fegte. Auf

der Chaussee, wo der Wind ringsum über freie Feldfläche dahinjagte, konnte man kaum die Augen geöffnet halten, denn nicht allein, daß der Schnee vom Himmel unablässig herniederwimmelte, nein, auch der früher schon gefallene war in Bewegung, sauste in mächtigen Wolken über die Ebene dahin, füllte jeden Graben, jede Vertiefung und häufte an jedem Hindernis mächtige Wehen empor. Glücklicherweise war aber wegen ihrer erhabenen Lage auf einem Damme die Bahn auf der Chaussee selbst glatt und eben. So gelangte man nach Büchtingshagen, in dessen tiefer gelegenen Dorfstraße das Fortkommen schon schwieriger ward, denn an jedem Hause, jedem Zaun, ja überhaupt jedem geeigneten Ort hatten sich mächtige Schneewehen aufgetürmt, die zu überwinden den Pferden manche Anstrengung kostete. Trotzdem war es an schnell verwehenden Spuren bemerklich, daß kurz vorher ein anderer Schlitten denselben Weg gemacht haben mußte. Als das Gefährt an dem stattlichen Dorfkruge von Büchtingshagen vorüber war, und die letzten Häuser des Dorfes passierend in den Weg gegen die Wacknitzbrücke zu einlenkte, wendete Krischan sein verschneites Haupt halb zur Seite gegen seinen Herrn und sprach bedächtig: „Sall mi doch mal wunnern, Herr, un bün doch nieglich, wo wi hüt Heiligabend fiern warden."

„Ach, wat," antwortete dieser, „man tau, Krischan, dörch den Hollweg möt't wie un nahst hett dat nix mihr to seggen. Du sühst doch dei Sledentraden vör uns. Wo dei anner dörch kümmt, dor warst du doch woll nich hacken blieben."

Krischan grinste fast unmerklich: „Jeja,“ sagte er, „dei ward dor woll all insitten as'n Proppen inne Buddel.“ Damit wandte er sich wieder und trieb seine mutigen Pferde hinein in das weiße Schneegewimmel. Zuerst ging es wohl, da sich der Weg in gleicher Fläche mit seinen Ufern dahinzog, als sich diese aber zu beiden Seiten zu erhöhen begannen, da wuchs auch zugleich die Menge des Schnees, der sich hinter dem Ufer an der Gegenwindseite aufgehäuft hatte, die Pferde waren genötigt, ihre Gangart zu mäßigen, und stampften schnaubend und zuweilen sich mächtig schüttelnd im Schritt daher.

Fritz Dieterling war, nachdem er die notwendigsten Fragen und Antworten mit seinem Vater ausgetauscht hatte, den ganzen Weg über in Gedanken und Grübeleien versunken gewesen. Insbesondere lag es ihm am Herzen, wie bei solchem wahnsinnigen Wetter die für morgen, den ersten Weihnachtstag, verabredete Zusammenkunft am Vogelsang zu stande kommen solle. Selbst wenn sich dieses Schneetreiben bald legen würde, sah er die Möglichkeit nicht ein, da alle Wege so gut wie ungangbar waren, noch dazu für ein zartes, junges Mädchen. Und der zweite Gedanke war einer, der ihn in diesem ganzen Vierteljahre kaum einen Tag verlassen hatte, nämlich der, wie unsinnig doch die Feindschaft dieser beiden Väter sei, deren Familien sonst durch jahrelange Freundschaft verbunden gewesen waren. O, wie viele herrliche Versöhnungsreden hatte er in Gedanken schon gehalten, und auch jetzt, mitten in dem großen Schnee-

gestöber wirbelten solche Worte in seinem Kopfe wie Schneeflocken umher und ließen ihn alles andere kaum beachten.

Da mit einem Mal stand der Schlitten. Die Pferde, bis an die Brust im Schnee, dampften und vermochten ihn nicht mehr von der Stelle zu bewegen. Krischan sah sich um: „Je, Herr, nu 's 't ut.“

Der Hohlweg machte hier eine kleine Biegung, und an diesem Orte hatte sich der Schnee ganz besonders angehäuft. „Wenn wi utstiegen,“ sagte Herr Dieterling, „denn mag't jo noch gahn.“ Vater und Sohn kletterten aus ihren Fußsäcken in den tiefen Schnee und auf das Ufer an der Windseite, wo der Boden ziemlich rein gefegt war. Als sie dort oben standen, bemerkten sie gleich hinter der Biegung des Hohlweges dicht vor sich einen zweiten Schlitten in derselben Lage, nur noch tiefer in den Schnee verfahren. Auch dessen beide Insassen waren im Begriff auszusteigen und das Seitenufer zu gewinnen, das an jener Stelle ziemlich steil war. Da eine in Pelze und Mäntel gehüllte Dame dabei war, so eilte Fritz schnell hinzu, um ihr behilflich zu sein, und als er niederknieend die Hände hinabreichte, durchzuckte ihn ein vergnügter Schreck, denn in diesem Augenblicke wehte der Wind den Schleier beiseite, und Hellas Antlitz schaute ihm, von verstohlener Freude lieblich gerötet, entgegen. Er half ihr das Ufer ersteigen und leistete dann auch dem dicken Maifeld den nötigen Beistand. Von hier oben übersah

man gleich, daß es ein aussichtsloses Unternehmen war, in diesen Hohlweg noch weiter einzudringen, denn an seinem vorderen Ende, wo er am tiefsten und dem Unwetter am heftigsten ausgesetzt war, befand er sich fast gestrichen voll Schnee.

Herr Maifeld übersah dies mit Feldherrnblick und traf seine Anordnungen. „Johann,“ brüllte er mit einer Stimme, die gewohnt war, über Felder und Wiesen hinweg Befehle zu erteilen, „mit dei beiden Brunen kümmst du noch dörch, wenn du sei äwer dat Aeuwer lerrst. Denn sett di up dat Sadelpierd un mak, dat du na Hus kümmst, un denn bring so väl Lühr mit Schüffeln mit, as jichtens tau kriegen sünd. Wi gahn so lang nach Büchtingshagen in'n Kraug!“

Herr Dieterling, der die Befreiung seines Schlittens aus dieser mißlichen Lage natürlich nicht seinem Feinde verdanken wollte, gab seinem Krischan unverweilt denselben Auftrag, und so haspelten sich die beiden Kutscher mit den abgespannten Pferden nach rückwärts, leiteten sie auf dem ziemlich schneefreien Ufer der Windseite einen Fußweg entlang, brachten sie auf diesem Umwege glücklich den Abhang an der Wacknitz hinab und zuckelten dann, alsbald im Schneegestöber verschwindend, davon, um ihre Aufträge zu erfüllen.

Unterdes hatte auch Maifeld natürlich seinen Gegner erkannt, Fritz hatte sich nach geleisteter Hilfe wieder respektvoll zu seinem Vater zurückgezogen, und während nun die beiden Paare kämpfend mit Wind

und Schneetreiben in gemessener Entfernung voneinander dem Dorfe Büchtingshagen zustrebten, bewegten die mannigfachsten Gedanken ihre Gemüter. Hella war erfüllt von Bangigkeit, wie diese Sache ablaufen würde, und zugleich von Glück über das unvermutete Wiedersehen mit ihrem Geliebten. Freilich, ob es so ganz unvermutet war, das konnte man wohl ein wenig in Frage stellen. Denn da sie ganz genau wußte, an welchem Tage und mit welchem Zuge Fritz in Zernin ankommen mußte, so traf es sich höchst merkwürdig, daß sie gerade um diese Zeit ganz notwendige und unaufschiebliche Besorgungen in der Stadt zu machen hatte, wieder einer jener Zufälle, die oft von ungeahnten Folgen sind.

Fritz dagegen war von stürmischen Gedanken erfüllt, die einander drängten und jagten. Dieser glückliche Zufall, der die beiden feindlichen Männer zum ersten Mal nach zehn Jahren an einen Ort führte, wo sie sich nicht entrinnen konnten, dieser vielleicht niemals wiederkehrende Augenblick durfte nicht ungenutzt vorübergehen. Aber wie? das war die Frage.

Die beiden Väter aber ärgerten sich, verdammten diesen häßlichen Zufall und schnauften, da sie beide wohlbeleibt waren und in schweren Pelzen steckten, mit Anstrengung durch den hohen Schnee dahin. Es war Nachmittag, die Dämmerung machte sich bereits bemerklich, und ehe die Hilfe von den Dörfern kam und Bahn in den Schnee geschaufelt war, konnten einige Stunden vergehen. Und so lange mußten sie in der sogenannten Herrenstube des wohleingerichteten

Dorfkruges von Büchtingshagen mit einander aushalten. Eine Partie Whist mit dem Strohmann bildeten sie allerdings gerade, aber daran war ja gar nicht zu denken. Verdammte Geschichte!

Dieterling und sein Sohn langten zuerst an und nahmen von dem alten Roßhaarsofa an dem einen Ende des Zimmers Besitz, Maifeld und Tochter ließen sich am andern Ende auf dem neuen glanzledernen nieder. Zwischen beiden Parteien herrschte Schweigen und Dämmerung. Die freundliche Wirtin kam herein, bedauerte redselig das Schicksal der im Schnee Steckengebliebenen und nahm deren Bestellungen entgegen, während eine Magd den alten, schwarzen Kachelofen bis an den Rand voll Holz stopfte, so daß bald ein mächtiges Gebuller anhub und der Feuerschein auf dem Fußboden des dämmerigen Zimmers tanzte. Draußen prickelte noch immer der Schnee an die Scheiben, doch hier drinnen wäre es ganz behaglich gewesen, hätte nicht das Gespenst eines alten Haders zwischen beiden Parteien gestanden.

Fritz Dieterling, der still und brütend in seiner Ecke gesessen hatte, schien endlich seinen Plan fertig zu haben, er stand leise auf und ging hinaus. Drinnen wurde es allmählich dunkler, denn Licht hatten sich die beiden Herren einstweilen noch verbeten. Sie fühlten sich wohler, wenn sie einander nicht sahen. Beide rauchten in schweigendem Brüten „as wenn 'n lütt Mann backt“, und jeder sah die Zigarre des andern wie einen Glühwurm aus dem Dunkel leuchten. Die beiden Männer saßen in ihren Ecken wie

zwei Gewitterwolken; und wenn sie in der Wucht der Gedanken, die sie bedrängten, stärker an ihren Zigarren zogen, so wetterleuchtete es auch, während ihr zeitweiliges Räuspern wie entfernter Donner klang. So saßen sie eine lange Weile, bis es ganz finster war. Da machte sich draußen auf der Diele ein Geräusch bemerklich, und ein heller Lichtstreif wanderte durch die Thürritze auf dem Fußboden hin. Plötzlich öffnete sich die Thür, und ein Strom von Helle ergoß sich in das Zimmer, denn die Wirtin trat herein, in jeder Hand eine Lampe. Hinterher folgten zwei stämmige Dienstmädchen und trugen einen für vier Personen gedeckten Tisch mit lauter guten Sachen besetzt. Dann kam Fritz mit einer mächtigen Bowle Weinpunsch, die ringsum herrlichen Duft verbreitete. Diese setzte er mitten auf den Tisch, die Wirtin stellte die Lampen daneben und ging mit ihren beiden Gehilfinnen eilends wieder hinaus. Eine dumpfe Stille war ringsum verbreitet, die beiden Väter sahen starr und drohend aus, und Hella war blaß geworden wie draußen der frischgefallene Schnee. Auch Fritz schien ein wenig bedrückt von der Schwere dieses bedenklichen Augenblicks, denn er atmete tief und preßte die Lippen aufeinander. Dann aber faßte er sich, stützte leicht die Fingerknöchel auf den Tisch und sprach mit klarer, vernehmlicher Stimme:

„Verehrte Anwesende, ich bitte nur um wenige Augenblicke Gehör für eine ganz kleine Geschichte, die ich erzählen will. Es waren einmal zwei Männer, die beide ihr Vaterland innig liebten und bemüht

waren, zu seinem Gedeihen so viel beizutragen, als nur in ihren Kräften stand. Ueber die Wege zu diesem Zwecke aber waren sie nicht einig, und da jeder glaubte, der seine sei der einzig richtige, so gerieten sie darüber in ein Zerwürfnis, und sie, deren Familien in ererbter Freundschaft durch viele Jahre miteinander verbunden waren, die Trauer und Freude, Leid und Lust bis dahin miteinander geteilt hatten, betrachteten sich mit Haß und Verachtung und lebten fortan in Feindschaft. Jahre vergingen, da kam plötzlich wie aus blauer Luft ein gewaltiger Krieg in das Land mit einem alten und mächtigen Feinde. Das Land, in Parteien vielfach zersplittert, vergaß seine politischen Kämpfe, Nord und Süd, die sich soeben noch feindlich gegenübergestanden hatten, reichten sich brüderlich die Hände, aller Hader war vergessen, alle Feindschaft vorbei, der einen großen, gemeinsamen Gefahr gegenüber. Vereinigt gingen sie Schulter an Schulter gegen den Feind und warfen in unglaublich kurzer Zeit seine gewaltige Macht zu Boden. Ungeheurer Jubel herrschte in dem geeinigten Lande, Träume der Sehnsucht gingen in Erfüllung, die alte Kaiserkrone strahlte in neuem Glanze, und die goldene Zeit war da, eher, als irgend jemand geglaubt oder geahnt hatte. Die beiden Männer jedoch, deren ich vorhin erwähnte, trugen ihren alten Groll hinüber in das neue Reich, das glorreich, mächtig und einig dasteht, eine Bürgschaft des Friedens. Das war nicht gut, und darum kommt einer der jungen, der selber mitgeholfen hat in diesem Kampfe, er

kommt mit der herzlichen Bitte an die beiden Männer, sie möchten ihren alten verjährten Groll hinüberwerfen auf die andere Seite, wo Haß und Hader, Zank und Streit begraben liegen, hoffentlich für ewige Zeit. Der liebe Gott zeigte ihnen so sichtlich den Weg, er sendete einen gewaltigen Schneesturm und führte dadurch die beiden Männer zusammen an einen Ort, er that dies am heiligen Abend vor Weihnachten, zu einer Zeit also, die im ganzen deutschen Lande und weit hinaus, überall, wo nur Deutsche wohnen, den freundlichen Empfindungen der Liebe, der Freundschaft und des Wohlwollens geweiht ist. —

Keine bessere Stunde könnten sie finden, den alten Hader zu begraben und sich versöhnlich die Hände zu reichen, als diese, in der einst die Engel sangen: ‚Ehre sei Gott in der Höhe, und Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen!'"

Eine tiefe Stille herrschte, als Fritz seine Rede beendigt hatte; da setzten draußen wie auf Verabredung die Kirchenglocken ein, das Weihnachtsfest einzuläuten — langsam anschwellend tönten die feierlichen Klänge durch die stille Winternacht. Fritz nahm zwei gefüllte Gläser, das eine reichte er Hella mit den leise geflüsterten Worten: „Bring's meinem Vater!" das andere gab er Herrn Maifeld, der sich vor Rührung gewaltig räusperte und dem wahrhaftig eine dicke Thräne über die gebräunte Wange lief. Herr Dieterling erhob sich schwerfällig vor der jungen Dame, die ihn so lieblich flehend ansah; auch in seinem Ge-

sichte zuckte und arbeitete es wunderlich, und als sie seine Hand ergriff und ihn führte, da folgte er wie willenlos. Maifeld, von Fritz geleitet, kam ihm entgegen, sie stießen an mit den Gläsern und drückten sich die Hände, stumm, aber gewaltig. Endlich gewann Herr Maifeld Macht über sich und fand seine Sprache wieder:

„Ein famoster Kerl, dein Sohn," sagte er, „solchen möcht' ich woll haben!"

„Na, und so'n schönes, liebes Töchting!" erwiderte Herr Dieterling, „das ließ ich mir auch woll gefallen."

O wie hell horchte Fritz auf, als er diese Worte hörte! Mit einem Mal war er an Hellas Seite, zog sie, die den Kopf an seine Brust schmiegte, an sich und rief: „Dieser Wunsch, liebe Väter, kann auf der Stelle in Erfüllung gehen — wir haben nichts dagegen!"

Die beiden Männer waren ganz starr vor Verwunderung und sahen erst sich, dann das schöne Pärchen an.

„Ne, so'n Racker!" sagte Herr Maifeld endlich.

„So'n Jesuwiter!" fügte Herr Dieterling hinzu, wobei jeder den eigenen Sprößling meinte. Aber was sollten sie machen, überrumpelt waren sie nun einmal, und da die alte Feindschaft plötzlich zu Ende war, so lag auch nicht der geringste Grund dagegen vor. Sie schenkten also die Kinder einander zum Weihnachten, setzten sich behaglich an die reichbesetzte Tafel, und es herrschte Friede und Wohlgefallen.

Nach einiger Zeit kamen der biedere Krischan und der brave Johann, und nachdem sie ihrer Verwunderung Herr geworden, als sie die beiden Parteien so friedlich und einig bei einander fanden, da meldeten sie, daß in einer Stunde etwa die Schlitten vorfahren würden, da dann die Arbeit der Säuberung des Hohlweges beendet sein würde. „Einundtwintig Kierls hebben wi dor bi krägen," sagte Krischan, „dat schafft! Un dat sniet nich mihr un is ganz stiernklor un barborschen kolt!"

Als die Wirtin zufällig eintrat, da rief Herr Dieterling vergnügt: „Gaud, dat Sei rinkamen, Fru Nägendank, nu gahn S' mal bi un nehmen S' wat Ehr gröttst' Pott is, und den'n maken S' mal vull Krock von Rum, äwer nich tau stark von Water, un'n poor Gläs' bi, un dat geben S' Krischan'n mal mit. Un Krischan, du seggst dei Lühr, sei süllen Herrn Maifelden sin Gesundheit drinken!"

„Un Fru Nägendank," rief dann Herr Maifeld, „denn nehmen S' mal glik Ehren annern gröttsten Pott und maken S' em vull Krock von Arak, äwer ok nich tau stark von Water, un 'n poor Gläs' bi, un dat geben S' minen Johann mit. Un du, Johann, seggst dei Lühr, sei süllen Herrn Dieterling leben laten!"

Die beiden Kutscher grinsten und versprachen diese Aufträge zur Zufriedenheit zu erfüllen.

Nach einer Stunde etwa klingelten die mit frischen Pferden bespannten Schlitten vor der Hausthür, die Versöhnten und die Verlobten hüllten sich

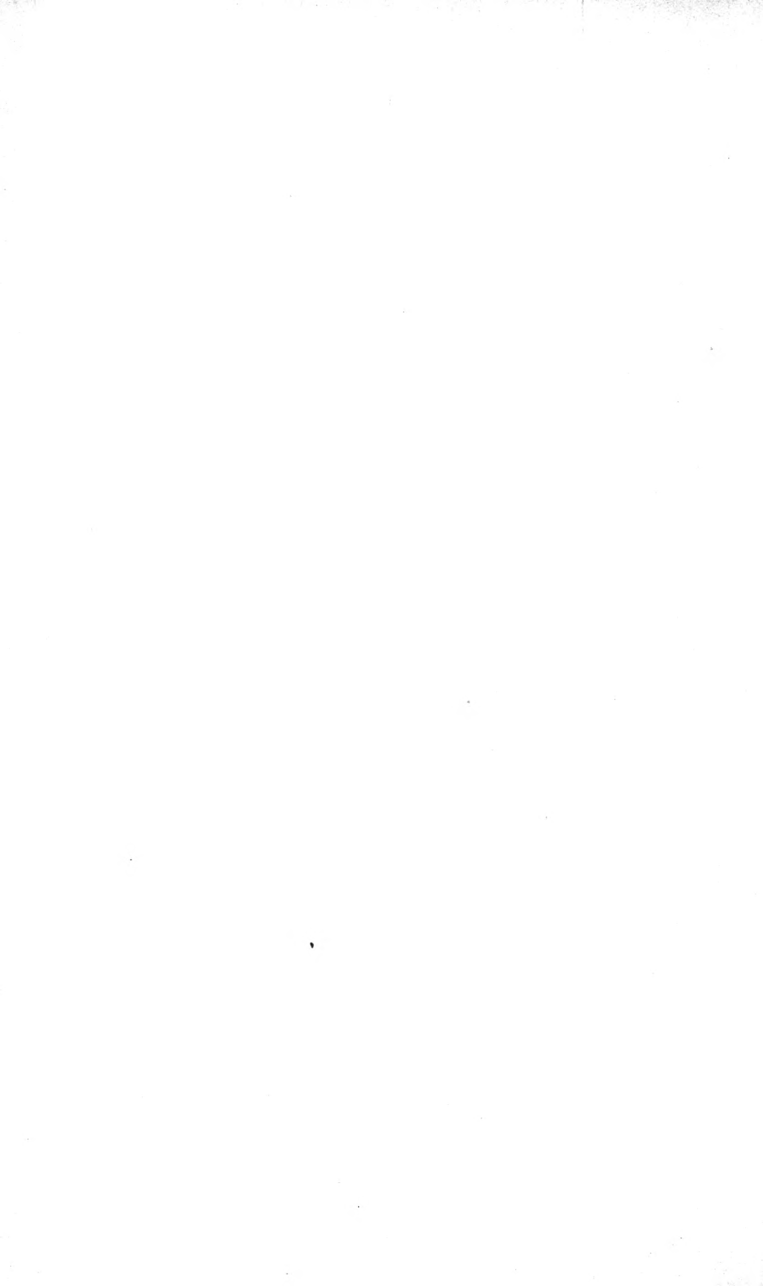
in Mäntel und Pelze, stiegen in ihre Fußsäcke und fuhren hinaus in die kalte, sternklare Winternacht. Als sie an das Ende des Hohlweges kamen, da standen die Wildingshäger Leute auf der einen, die Braunsberger auf der anderen Seite des Ufers, und die Frau Wirtin mußte wohl zu den Kutschern einiges geschwatzt haben, denn die Männer präsentierten ihre Schaufeln und brüllten, so laut sie konnten:

„Dei jung' Herr sall leben, un dat Frölen ok dorneben, vier Faut hoch!"

„Vier Faut", sagten sie, denn also übersetzten sie Vivat in ihr geliebtes Plattdeutsch. Aber die, denen dieses Hoch galt, lebten ja viel höher in dem seligen Reiche der Hoffnung und Erwartung holden Glückes. Und ob sie nun auch bald getrennt dahinfuhren durch die blaue, funkelnde Winternacht und den silberglänzenden Schnee, sie trugen in ihren Herzen den jungen Frühlingsmorgen mit rosigem Gewölk und dem Gesange jauchzender Lerchen.

Engelbert.







I. Der Strandhof.

Am Strande der Ostsee liegt ein großer Wald, der sich meilenweit am Ufer entlang zieht und fast ebenso tief die ewige Wiederholung ragender Stämme und grüner Wipfel ins Land hinein erstreckt. Aber nicht überall tritt dieser mächtige Wald unmittelbar an den Strand heran; Moor- und Wiesenflächen breiten sich zuweilen hinter dem Schutze der Dünenhügel aus und an dem einen Rande zieht sich eine Zunge von Ackerland weit hinein. Dort liegt schon seit uralten Zeiten der Strandhof, ein einsames Bauerngut, zwischen dem Brausen des Meeres und dem Rauschen der Wipfel so recht aus der Welt. Im Sommer kommt wohl einmal ein Händler mit dem Packen auf dem Rücken, der an die Hausfrau Bänder und bunte Tücher, Knöpfe und Nesteln oder dergleichen verkauft oder ein Aufkäufer, der Enten und Hühner oder ein fettes Kalb mit sich nimmt, sonst sieht man selten einen Menschen dort, mit Ausnahme vielleicht eines jagdliebenden Fischers aus einem entfernten Dorfe, der in den Dünen nach einem Hasen ausgeht oder mit seiner alten, rostigen Entenflinte nach Strandvögeln schießt.

Im Winter jedoch zeichnen sich in der weiten beschneiten Umgegend keine anderen Fußspuren ab, als die des Wildes, der Hirsche, die, aus dem Walde hervorkommend, nach Aesung suchen, der Hasen, die nach des Bauern Kohl gehen, und der Füchse, wenn sie, mit nachschleppender Rute den Schnee fegend, nach Raub spähen.

Es mag nun wohl sein, daß ein durch viele Generationen fortgesetzter Aufenthalt in einer rauhen Einsamkeit dem Geschlechte der Borgwalds auf dem Strandhofe die finstere und schweigsame Art mitgeteilt hatte, die ihnen eigen war. Der jetzige Besitzer, Johann Borgwald, machte von der Weise seiner Väter keine Ausnahme, seine schmalen, zusammengekniffenen Lippen waren ebenso wortkarg wie die seiner Vorfahren und unter seinen buschigen Augenbrauen schauten zwei kalte, blaugraue Augen hervor, denen der Ausdruck der Güte und Milde fremd war. Und doch hatte dieser harte Mann eine Stelle in seinem Herzen, wo aus dem rauhen Grunde freundliche Blumen hervorblühten, das war der Ort, wo die Liebe zu seiner Gattin Maria wurzelte. Diese war eine milde, schöne Frau, die selbst in der groben Bauernkleidung wie ein vornehmes Wesen erschien. Was mochte sie wohl bewogen haben, aus ihrem freundlichen Bauerndorfe am Ufer des anmutig gewundenen Wiesenbaches diesem harten und kalten Manne in solche rauhe Einsamkeit zwischen den Dünenhügeln des Meeres und dem finsteren Eichenwald zu folgen? War es nur die innere Güte ihrer Natur

gewesen, die es ihr so schwer machte, nein zu sagen, oder liebte sie diesen Mann wirklich? Sie war stets freundlich und hingebend gegen ihn, der allerdings ihr gegenüber seine besten Seiten entfaltete. Vor ihren Blicken milderte sich die Härte seines Wesens, ja er ging mit ihr so zart und freundlich um, daß seine eigentliche Natur wie umgewandelt erschien.

Kinder waren diesen Leuten versagt geblieben; trotzdem spielte ein kleiner, freundlicher Knabe Namens Engelbert um sie herum und sagte Vater und Mutter zu ihnen. Damit hatte es eine eigene Bewandtnis. Am Morgen nach einem gewaltigen Sturm aus Nordwesten heulte ein Hund gar jämmerlich vor dem einsamen Gehöfte und scharrte dazu so heftig an der Hausthüre, daß der Bauer erwachte. Als er aufstand und hinausging, fand er dort einen großen Neufundländer, der sichtlich erfreut an ihm emporsprang und auf alle Weise auszudrücken suchte, Borgwald möge ihm folgen. Als der Mann dieses that, rannte das Tier eilfertig die Dünenhügel empor und verschwand dahinter. Borgwald langte auf der Höhe an und sah nun in der Ferne am Strande außerhalb des Bereiches der noch mächtig ans Ufer brandenden Wogen ein blaues Häufchen liegen. Der Hund stand daneben, indem er diesen Gegenstand abwechselnd beleckte und abwechselnd in ein lautes, klagendes Heulen ausbrach. Als Borgwald näher kam, fand er dort einen kleinen Knaben von etwa vier Jahren in feines, blaues Tuch gekleidet. Das Kind war bewußtlos und lag regungslos da, allein

als der Mann sich über sein Gesicht beugte, merkte er, daß noch ein leises Atmen aus seinem blassen Munde ging. Rings war außer einigen wenigen Trümmern eines Bootes nichts zu bemerken. Borgwald nahm den Knaben auf den Arm und brachte ihn seiner Frau. Diese voll innigen Mitleides entkleidete den kleinen Findling, legte ihn ins Bett und rieb und erwärmte ihn. So kam er wieder zu sich und war nach einigen Tagen frisch und gesund. Was man im Laufe der Zeit von ihm herausbrachte, war außer seinem Namen Engelbert nur wenig. Er wußte von einem schönen Hause und Garten, in dem er gelebt hatte, auch schwarze Menschen seien um ihn gewesen. Seine Mutter und sein Vater aber hätten weiße Gesichter und weiße Hände gehabt. Dann wären sie auf das Schiff gekommen und immer und immer auf dem Wasser gefahren, und Pluto, der große Neufundländer, hätte zuerst nicht mitgesollt, aber da hätte er so viel gebeten, und er wäre doch mitgekommen. Wie er mit dem Hunde an das Land gelangt war, wußte er nicht zu sagen. Später erzählte er noch einmal von großen Vögeln, die er gesehen hatte. Deren Namen konnte er nicht nennen, aber nach seiner kindlichen Beschreibung mußten es Pfauen gewesen sein. Als die Bauerfrau, die diese Vögel von ihrem Geburtsdorfe her kannte, ihm das Gebaren solcher Tiere schilderte, da leuchteten seine Augen; er rief: „Ja, so war's!“ und beschrieb mit seinen Armen einen Kreis, um anzudeuten, wie große Räder sie geschlagen hätten.

Alle Nachforschungen waren vergebens, man hörte nichts in der Gegend von einem gescheiterten Schiff, noch von einem vermißten Knaben, und so blieb Engelbert, da Frau Maria ihn sehr lieb gewonnen hatte, auf dem Strandhofe.



II. Die Dünen.

Der Knabe gedieh in dem kräftigen Gemisch von See- und Waldluft und wuchs empor ohne Gespielen wie eine einsame Blume. Als er größer ward, lehrte ihn Frau Maria aus der Bibel das Lesen und erzählte ihm die schönsten Geschichten daraus, bis er sie auswendig wußte. Dann ging er hinaus in die Dünen und spielte den schönen Joseph oder den starken Simson. Der Knecht des Bauern machte ihm eine Schleuder, damit zog er hinaus in den Krieg und erlegte den fürchterlichen Riesen Goliath. Die Freundschaft zwischen David und Jonathan rührte ihn unbeschreiblich. Oftmals, wenn die See still war, die ganze weite Gegend im Schimmer der Sonne lag und die grüne Mauer des Waldes schweigend dastand, saß er auf dem höchsten Dünenhügel, blickte über die angrenzende Heide, die sich in ferne, blaue Dämmerstreifen verlor, und schaute aus, ob sein Jonathan nicht kommen würde. Aber die weite eintönige Fläche blieb leer und es zeigte sich niemand. Welche Seligkeit, einen Gespielen und solchen Freund wie Jo-

nathan zu besitzen. Er wollte gern für ihn sterben, wenn es sein mußte, und alle seine Schätze mit ihm teilen. Zwischen den Dünenhügeln in ein heimliches Nest unter dichtem Dorngestrüpp hatte er sie zusammengetragen, glänzende Kiesel vom Ufer der See und glattgespülte Steine. Manche schimmerten in weißem Milchglanz, andere in sattem Purpurbraun und andere waren von buntem Geäder schön durchzogen. Hunderte von kleinen Muscheln in der Farbe des Morgenrotes hegte er dort und andere wieder, die inwendig in sanftem Perlmutterglanze schimmerten. Wenn heftige Stürme den weiten Uferstrich hoch mit Tang bedeckt hatten, so suchte er dazwischen nach Bernstein und fügte, was er fand, seinem Schatze bei. Er hatte Stücke gesammelt von der Größe einer Nuß bis zum Umfange eines Gänseeies. Einige schimmerten klar, wie durchsichtiges Gold, andere waren dunkelkastanienbraun, andere wieder mattgelb und von weißlichem Gewölke durchsetzt. Ein Stück hatte er einmal gefunden, glasgrün und durchsichtig, das hielt er besonders hoch. In den Dünen und am Seestrand war noch vieles, das ihm wohl gefiel. Dort blühte in ganzen Flächen der violette Meersenf, untermischt mit Meerkohl und anderen fettblättrigen Salzpflanzen. Auf den Dünen rauschte der Strandhafer und im Schutze der Hügel, wo sich einzelne Dornbüsche und genügsames Weidengestrüpp angesiedelt hatten, waren mächtige Stranddisteln aufgeschossen, die mit ihren blaugrünen, gezackten Blättern und ihren blauen Blütenköpfen wie rechte Märchenblumen

dastanden. Und wie herrlich war überall der schöne, ebenmäßige Sand, der so sanft und reinlich durch die Finger floß. Aus lauter kleinen, winzigen Steinchen war er zusammengesetzt, die glashell oder milchweiß glänzten; doch wenn man näher zusah, waren auch purpurne und schwarze Pünktchen dazwischen. Welche Wonne, darin zu wühlen, sich einzugraben oder Berge davon zu türmen oder am feuchten Strande Teiche und Kanäle zu bauen!

Wenn er dann genug gespielt und geträumt hatte, ging er nach Hause zu Frau Maria, saß zu ihren Füßen und horchte auf ihre sanfte Stimme. Sie sang ihm alle Lieder und erzählte ihm alle Geschichten und Märchen, die sie wußte. Aber während der kleine Engelbert gedieh und freudig heranwuchs, von Luft und Sonne bräunlich und schön wie Joseph, schwand Frau Maria mehr und mehr dahin. Ihr Antlitz war bleich und ihre Augen müde und weilten oft träumend in der Ferne, als suchten sie dort hinter abendroten Wolkenhöhen ein besseres Land. Sie hatte schon früher zuweilen das kleine Bündelchen, das die Kleidung enthielt, in der Engelbert gefunden war, hervorgeholt und dem Knaben alles gezeigt und ihm eingeprägt, daß dies sein größter Schatz sei, weil diese Gegenstände einmal zur Ermittelung seiner Eltern führen könnten. Jetzt that sie es immer wieder, öffnete das Medaillon und ließ ihn die blonden Haare betrachten, die darin lagen, und war bemüht, in seinen Geist die Vorstellung von der Wichtigkeit dieser Dinge zu pflanzen. Hatte sie dann

alles wieder zusammengeschnürt, so machte sie den Knaben jedesmal auf die Stelle im Wandschrank aufmerksam, wo die Sachen verwahrt lagen. —

Eines Tages im Frühling, als die Apfelbäume blühten, saß Frau Maria zur Abendzeit mit dem kleinen Engelbert im Baumgarten. Die müden Hände mit dem Strickzeug waren in den Schoß gesunken und sie blickte über den finstern Wald hinweg in die rosigen Abendwolken. Dann sagte sie plötzlich: „Nun werde ich bald von dir gehen, Engelbert."

„Wohin willst du gehen?" fragte der Knabe.

„In den Himmel."

„Wo liegt der Himmel?"

„Weit hinter dem großen Walde hinter den Wolken."

„Ist es dort schön?"

„Dort ist es herrlich und alles Leid hat ein Ende!"

„Sind auch Pfauen dort?"

„Dort ist alles, was schön und köstlich ist!"

„Mutter, ich will mit in den Himmel."

„Ach, Engelbert, du wirst hier bleiben," sagte die Frau, und eine Thräne rann still über ihre bleichen Wangen.



III. Böse Zeiten.

Nicht lange nach dieser Unterredung legte sich Frau Maria zu Bette und stand nicht wieder auf. Der Arzt aus der benachbarten Stadt wurde geholt,

allein er konnte nicht mehr helfen. Eines Tages sah Engelbert, wie der Bauer, den Kopf auf die Arme gelegt, am Tische saß und schluchzte, daß sein ganzer Körper erschüttert ward. Dies erschien ihm unheimlich und furchtbar; er lief zur Mutter, um sie zu fragen, was solches zu bedeuten habe. Diese aber lag bleich und still mit geschlossenen Augen im Bette und antwortete ihm nicht. Er faßte ihre Hand und sprach lauter, allein die Hand war kalt wie Eis und die Mutter rührte sich nicht. Da kam mit verweinten Augen die Magd herein, faßte ihn an der Hand und führte ihn hinaus und sagte: „Deine Mutter kann dir nicht mehr antworten, sie ist tot und ihre Seele ist im Himmel.“

Ganz verwirrt ging Engelbert hinaus durch den Garten und über die Weide in die Dünen. Er dachte an Pluto, der vor einem Jahre gestorben war und auch nicht wieder aufstehen wollte. Sie hatten ihn in den Dünen begraben und einen Stein auf den Ort gewälzt. Dort saß der Knabe nun und grübelte. Nun war die Mutter im Himmel und lag doch in ihrem Bette; wie war das möglich? Wurde sie nun auch eingegraben und ein Stein auf sie gewälzt? Wie konnte sie dann aber im Himmel sein? Zuletzt fühlte er sich so einsam und verlassen, drückte das Gesicht in beide Hände und weinte bitterlich.

Am anderen Tage fuhr der Bauer aus und kam am Nachmittag mit einem langen, schwarzen Kasten wieder zurück, da hinein legten sie die Mutter. Am nächsten Morgen war der Deckel draufgenagelt und

nun ward der Sarg auf den Wagen geladen und fortgefahren, aber Engelbert durfte nicht mit. Er stieg auf einen Dünenhügel und sah lange dem Wagen nach, wie er über die Heide fuhr, auf das nächste Kirchdorf zu. Es war ein stiller Tag, die See lag glatt, denn nur ein leichter Wind kam vom Lande her, und so konnte er hören, wie von der Kirche her langsam und traurig die Glockentöne über die Heide geschwommen kamen. Dann, als er den Wagen nicht mehr sehen konnte, ging er in das Haus zurück. Dort war es leer und einsam, nur die alte graue Katze ging wie suchend in den Zimmern umher. Er wußte nun, daß er ganz allein sei in der Welt.

Der Bauer nahm seine verwitwete Schwester ins Haus, die von ebenso rauher und harter Gemütsart war, als er selber, und nun kamen böse Tage für Engelbert, denn beide konnten ihn nicht leiden, weil ihnen sein träumerisches und stilles Wesen mißfiel und er sich in allen Verrichtungen, zu denen er angehalten wurde, so unanstellig zeigte. Schläge und harte Scheltworte wurden ihm täglich zu teil, und oftmals, wenn er abends in seinem kleinen Kämmerlein im Bette lag, indes draußen die See ans Ufer brauste, konnte er nicht schlafen und weinte nach seiner Mutter und wünschte sich zu ihr in den Himmel. Am liebsten wäre er fortgelaufen in die weite Welt, allein er fürchtete sich, man würde ihn zurückbringen, und es würde schlimmer werden, denn zuvor. So ging der Sommer dahin. Eines Tages

im September saß er an seinem Lieblingsplatze auf dem Dünenhügel, da sah er den Heideweg entlang einen Mann kommen, der einen großen Packen auf dem Rücken trug. Er kannte ihn wohl; es war ein fahrender Händler, der zuweilen auf den Strandhof kam, um seine Waren dort anzubieten. Früher war das immer ein Fest für Engelbert gewesen, als Frau Maria noch lebte, wenn der fremde Mann seine bunten Schätze auskramte und seine Tücher und Bänder mit großer Zungenfertigkeit anpries. Es war dann auch immer ein Spielzeug, ein Bilderbogen, eine Näscherei oder dergleichen für ihn dabei abgefallen. Obwohl er nun wußte, daß sich solches jetzt nicht ereignen würde, trieb ihn doch die Neugier dem Hause zu. Er schob sich geräuschlos durch die halboffene Thür in die Stube und hörte zu, wie die Schwester des Bauern mit dem Manne handelte. Als nun alle Bedürfnisse befriedigt waren und die Frau den Wandschrank geöffnet hatte, um ihre Einkäufe dort unterzubringen, fiel zufällig Engelberts kleines blaues Bündel heraus. Die Frau zog halb in Gedanken die Schleife auf, die es zusammenhielt, und das Medaillon mit der goldenen Kette glitt klirrend auf den Tisch. Der Händler griff mit gierigen Fingern darnach und betrachtete es lüstern, denn er sah gleich, daß es von schwerem Golde war. „Wollt Ihr mir das Ding verkaufen?“ fragte er.

„Wieviel gebt Ihr für das ganze Bündel?“ antwortete die Frau.

„Die Kleidungsstücke haben für mich keinen Wert,“

sagte der Händler, „aber ich will sie mit in den Kauf nehmen," und dann feilschten sie darum.

Engelbert geriet in eine furchtbare Angst, denn Frau Maria hatte ihm zu tief eingeprägt, welchen Wert diese Sachen für ihn hätten. Als er nun sah, daß die beiden handelseins wurden, verwandelte sich seine Furcht in eine Art wilder Entschlossenheit, er sprang plötzlich vor und rief: „Du darfst das nicht verkaufen, das gehört mir!"

Die Frau sah ihn anfangs ganz starr an, dann lachte sie höhnisch: „Du unnützer Esser," sagte sie, „den wir um Gottes willen kleiden und ernähren und zum Guten anhalten, du solltest dich freuen, daß du einen Teil deiner Schuld auf diese Art abtragen kannst! Was will so ein gefundener Bettel-junge mit goldenen Ketten?"

Als aber der Knabe schrie und weinte und sich nicht beruhigen wollte, ward die Frau böse, schlug ihn tüchtig und stieß ihn trotz seines Sträubens zur Thür hinaus. Als er dort nun mit geballten Fäusten stand und sein Leib von wildem Schluchzen erschüttert ward, kam der Knecht herbei, der einen großen Bernstein in der Hand trug und ihn dem Händler anbieten wollte. Als Engelbert dies sah, kam ihm plötzlich ein Gedanke. Er rannte fort in die Dünen zu dem Orte hin, wo er seine Schätze aufbewahrte, raffte alle seine Bernsteine zusammen, band sie in ein Tuch und setzte sich hinter einem Busche auf die Lauer. Es dauerte eine ganze Weile, bis der Händler kam. Dieser mußte wohl ein gutes Geschäft

gemacht haben, denn von Zeit zu Zeit nahm er seinen Stock unter den Arm und rieb sich vergnügt die Hände. Aus einer der weiten Taschen seines schlumpigen Rockes sah das blaue Bündel hervor. Engelbert ging auf den Mann zu und bot ihm seine Bernsteine für die verkauften Sachen. Der Mann betrachtete die Stücke mit gieriger Miene, besonders das grüne schien ihm ins Auge zu leuchten. Dann that er aber gleichgültig und sagte: „Die Dinger sind nichts wert.“ Zugleich ließ er sie aber in eine andere seiner großen Taschen gleiten. „Fünf Groschen will ich dafür geben,“ fuhr er dann fort, „oder willst du lieber einen großen Gummiball oder ein schönes Taschenmesser?“

So ging Engelberts Hoffnung dahin, aber er war plötzlich entschlossen, auch das letzte Mittel zu versuchen. Ehe der Mann es sich versah, hatte er ihm das blaue Bündel aus der Tasche gezogen und rannte damit dem Walde zu. Zwar legte der Händler, so schnell es ging, seinen Packen ab und machte sich an die Verfolgung, allein er war mit seinen steifen Beinen der Leichtfüßigkeit des Knaben nicht gewachsen, und als sich dieser, am Waldrand angelangt, umblickte und Atem schöpfte, sah er den Mann scheltend und fluchend wieder auf den Strandhof zueilen.



IV. Die Flucht.

Was sollte Engelbert nun anfangen? Sollte er sein Bündel im Walde verbergen und wieder nach Hause zurückkehren? Aber eine furchtbare Strafe war-

tete dort auf ihn; auch wußte er, daß man ihn so lange martern würde, bis er die Sachen wieder herbeigeschafft hatte. Es blieb ihm nichts anderes übrig, als wie er ging und stand, barfuß und ohne Mütze, in die weite Welt zu laufen. Er schritt in den Wald hinein, so rasch er konnte, manchmal lief er auch eine Strecke. Bald kam ihm ein Bach in die Quere. Als er hinabstieg, merkte er, daß zu dieser Jahreszeit das Wasser ganz flach über die gerundeten Kiesel daher lief und er beschloß, in dem Bachbette weiter zu wandern, zumal das rieselnde Wasser so angenehm über seine heißen Füße floß. Ohne daß er es ahnte, war dies zu seinem Heil, denn dadurch ward seine Spur verlöscht, daß Hunde sie nicht zu finden vermochten. Er ging so lange in dem Bache entlang, bis er an die sumpfigen Wiesen gelangte, wo dieser seinen Ursprung nahm. Zuweilen stand er und horchte, denn immer glaubte er die Stimmen von Verfolgern oder das Bellen von Hunden zu hören. Dann stieg er einen kleinen Abhang hinauf und schritt, unter hohen Eichen durch eine mächtige Wildnis von Adlerfarnkraut, das ihm weit über den Kopf emporreichte. Die Dämmerung brach schon herein, als er endlich an eine finstere, fast undurchdringliche Fichtenschonung gelangte. An deren Rande wanderte er weiter, bis die Dunkelheit zu groß ward. Dann fand er einen Ort, wo ein großer Stein lag, über den sich die hängenden Zweige der Fichten hinstreckten. Hinter diesem Stein ward dadurch eine trockene Höhlung erzeugt. Dahinein kroch er und beschloß, dort zu übernachten. Er hatte noch ein Stück

trockenes Brot in der Tasche, das zog er hervor und aß es. Dann sprach er sein Abendgebet und versuchte zu schlafen. Aber sein aufgeregtes Blut ließ ihn nicht zur Ruhe kommen. Die Nacht war nun hereingebrochen, und in der Stille wurden allerlei Töne laut, die den Knaben ängstigten und erschreckten. Zuweilen raschelte und tappte es in dem Fichtendickicht, oder es kam von ferne ein klagender Schrei. In abgemessenen Pausen ertönte er und jedesmal näher. Dann hörte er ihn über sich, und dann verlor er sich wieder in der Ferne. Es war wohl eine Eule, die auf Raub ausflog. Manchmal vernahm er ein heiseres Bellen und manchmal ein Geräusch wie von schleichenden Schritten. So lag er und lauschte mit zitterndem Herzen manche Stunde. Durch eine Lücke in den Zweigen konnte er den Himmel sehen mit unzähligen, ruhig glitzernden Sternen; das tröstete ihn ein wenig. Endlich machte sich doch die Ermüdung nach der Aufregung und dem weiten Marsche geltend und er entschlief.

Als er am Morgen fröstelnd erwachte, war die Sonne schon seit einiger Zeit aufgegangen. Kaum war sich Engelbert seiner Lage bewußt geworden, als der Laut einer menschlichen Stimme an sein Ohr schlug und ihm das Blut im Herzen stocken machte. Es war die Stimme des Strandbauern und bald darauf hörte er auch den Händler sprechen. Dann bellte plötzlich der kleine Teckel des Bauern, der einen Hasen aus dem Lager gejagt hatte, und machte sich mit der Jagdwut, die diesen Tieren eigen ist, an dessen Verfolgung, ohne sich durch die lauten, scheltenden Zu-

rufe seines Herrn behindern zu lassen. Bald klang sein Kläffen schon aus weiter Ferne. Dann hörte Engelbert, der dicht hinter den Stein gedrückt mit aller Anstrengung lauschte, wie der Bauer sprach: „Es nützt nichts, wir wollen nur umkehren. Der Hund hat dort am Bach schon die Spur verloren und wird sie wohl nicht wiederfinden. Der Hunger wird den Bengel wohl wieder ans Haus treiben. Aber dann gnade ihm Gott, ich will ihm die Knochen so mürbe schlagen, daß er sein Lebtag nicht wieder ans Ausreißen denkt."

Der Händler erwiderte etwas, und dann hörte der Knabe, wie sich die Schritte der beiden langsam entfernten. Als er nichts mehr vernahm, wagte er den Kopf herauszustrecken und sich umzuschauen. Ringsum war niemand mehr zu sehen. Trotzdem traute er sich nicht hervor, sondern kroch langsam und vorsichtig in das Fichtendickicht, bis er eine kleine, freie Stelle fand, wo der Boden mit dichtem, weichem Moose bedeckt war. Dort lag er eine lange Weile und horchte auf jeden Laut. Aber im Walde war rings Friede, nur ein leichtes Singen ging durch die Fichtenzweige, zuweilen zog eine Schar zwitschernder Meisen über ihn hin, zuweilen schrie ein Specht, und über dem besonnten Dickicht summten in der Luft die Fliegen. Endlich trieb der Hunger ihn wieder hervor und zwang ihn, seinen Weg fortzusetzen. Aber der nordische Wald ist nicht sehr gastfrei und gibt nicht viel her, wenn man nicht List und Gewalt anwenden kann. Lange suchte er vergebens, bis er endlich einige verspätete Heidelbeeren fand. Gegen Mittag endlich gelangte er

in einen steinigen, nur mit einzelnem Buschwerk bewachsenen Grund. Dort fand er Nüsse, wenn auch nicht viele, denn sie waren in dem Jahre nicht geraten, allein er konnte doch etwas seinen Hunger stillen. Ueber die bemoosten Findlingsblöcke hin rankten Brombeeren, die dicht besät waren mit blaubereiften Früchten, das war seine Zukost. Weiter und weiter irrte der kleine verlassene Knabe durch Hochwald und Dickicht, durch Farngestrüpp und Moorgrund. Am Abend fand er einen trockenen, mit Laub fast angefüllten Graben. In den verkroch er sich und schlief dort die Nacht.

Des andern Tages setzte Engelbert seine Wanderung fort, allein schon waren seine Füße wund, denn spitze Steine hatten sie zerschnitten und Dornen sie geritzt. Ohne Plan, immer vom Hunger gequält, ging er weiter, so lange die Beine ihn tragen wollten. Einmal fand er einen wilden Birnbaum und verzehrte die darunter liegenden Früchte, obwohl sie herbe und sauer waren und ihm den Mund zusammenzogen. Am Abend dieses dritten Tages kam er an den Rand eines sumpfigen Moores und kroch dort zur Nacht unter einen Reisighaufen. Aber in dem Moore wohnten die bösen Fieberdünste. In der Nacht brauten die Nebel dort und gegen Morgen träumte dem Knaben, daß aus grauem, wühlendem Dunst eine bleiche Frau hervortauche und langsam auf ihn zuschwebe. Die Angst ergriff ihn vor dieser Schreckgestalt, denn sie hatte die kalten, blassen Augen der Schwester des Strandbauern. Er wollte entfliehen, allein er vermochte sich nicht zu rühren. Langsam kam die Ge-

stalt auf ihn zu; es schien, als wenn ihre Füße an demselben Orte blieben und nur der Leib sich länger und länger dehnte. Sie beugte sich über ihn und küßte ihn mit eisigen Lippen auf die Stirn. Der Knabe schrie auf und erwachte mit einem stechenden Schmerz im Kopfe. Ringsum war nichts zu sehen als Nebel; seine Kleider waren feucht und das Blut brannte in seinen Adern. Er machte sich auf und wanderte weiter. Um sein Haupt war es wie ein glühender Dunst, und zuweilen ward sein Leib von eisigem Frost geschüttelt. Aber immer bewahrte er treu sein kleines Bündel. Er hatte es mit Bindfaden fest umschnürt und trug es wie eine Reisetasche umgehängt an seiner Seite.



V. Im Himmel.

Wie lange Engelbert dann noch gewandert ist und ob es noch Tage und Nächte gedauert hat, war ihm wohl selber nicht bewußt, aber eines Tages kam er aus dem Walde heraus. Rings lag zwar alles wieder in dichtem Nebel, allein ihm war doch klar, daß er nun das freie Feld vor sich hatte. Nicht lange, so schwand der Nebel vor der Sonne dahin und tropfte in blitzenden Perlen von den Blättern, und rings in den Büschen waren die zahlreichen Spinnweben wie zarte silbergestickte Tücher ausgebreitet. Allmählich verlor sich auch der leichte Dunst, der noch die Ferne verschleierte, und nun lag klar und golden die schimmernde Welt vor Engelberts Augen ausge-

breitet. Dieser achtete nicht darauf und schwankte müde mit wunden Füßen den Weg entlang, der sich am Rande des Waldes hinzog. Ihn trieb ein dumpfes Gefühl, daß er vorwärts müsse und immer vorwärts. Vor ihm lag ein großes Dorf, und bald war zu seiner Seite eine Steinmauer, überragt von mächtigen Baumwipfeln. Als er weiter schritt, wurden an dieser Steinmauer zwei mächtige, von Urnen gekrönte Pfeiler sichtbar, die ein gewaltiges Thor von eisernem Schnörkelwerk einschlossen. Engelbert schleppte sich heran und starrte durch das Gitter. Wie herrlich war es hier — das prägte sich selbst seinen dumpfen, vom Fieber zerrütteten Sinnen ein. Ein sanfter Rasenplatz hob sich dort empor, auf dem in farbigen Gruppen leuchtende Herbstblumen schimmerten. Im Hintergrunde lag ein weißes Schloß mit blitzenden Fenstern. Auf dem Rasen gingen wunderbare Vögel einher; ihr Gefieder schillerte in der Sonne und der eine schlug mit seinem Schweif ein mächtiges Rad, also daß er in einem Glorienschein von glänzenden Farben dastand. Mit einmal trappelte und knirschte es auf dem reinlichen Kies der Gartenwege und vorüber schnurrte eilends ein seltsames Gefährt. Es war ein kleiner zierlicher Wagen, bespannt mit zwei schneeweißen Ziegenböcken, die rotes, glänzendes Geschirr trugen. Darin saß und kutschierte ein kleines Mädchen, schön wie ein Engel, mit langen goldfarbigen Locken. Das Kind sah, indes es vorüberfuhr, verwundert auf den armen Knaben hin. Wunderliche Gedanken gingen Engelbert durch den Sinn. Die Mutter hatte gesagt, weit hinter dem

großen Wald hinter den Wolken ist der Himmel. Dort gibt es alles, was schön und herrlich ist, auch Pfauen. Er war nun hinter dem großen Walde und dem Nebel, das waren die Wolken gewesen. Er war so krank und wenn man so lange krank war, dann starb man und kam in den Himmel, und dann war alles gut. Seine Sinne verwirrten sich immer mehr und alles schwamm vor seinen Augen. Er sah nur noch wie einen weißen Schimmer das kleine Mädchen zum zweitenmal vorüberfahren, dann ward es Nacht um ihn. Mit dem leisen Ausruf: „Mutter, Mutter, ich bin da!" glitt er an den Stäben des Thores nieder und sank zu Boden.

Das kleine Mädchen hatte dies gesehen. Sie hielt ihr Gefährt an, lief an das Thor und rief dem Knaben. Aber dieser antwortete nicht. Sie eilte in das Haus zu ihrem Vater; es kamen Leute, die den Kranken aufhoben und hineinbrachten. Es ward nach einem Arzt gesendet, allein alle Hilfe war zu spät, der Knabe kam nicht mehr zur Besinnung und nach einigen Tagen war er tot.

Alle Anstrengungen, die der Herr des Schlosses machte, Näheres über ihn in Erfahrung zu bringen, waren vergebens, niemals wurde seine Herkunft aufgeklärt.

Auf dem friedlichen Kirchhofe des Dorfes liegt er begraben. Aber das ist nun schon lange her; der kleine Hügel ist eingesunken, Gras und Buschwerk und wilde Blumen wuchern darüber hin, und niemand mehr weiß den Ort zu sagen, wo der kleine Engelbert seine letzte Ruhe fand.

Sonnenuntergang.





Hoch an dem Ufer eines der schönen, norddeutschen Landseen lag eine weiße Villa. Bis an den steilen bewaldeten Abhang, dessen Fuß schon vom Wasser des Sees bespült ward, erstreckten sich die Gartenanlagen — grüne, sanfte Rasenplätze abwechselnd mit Gebüschgruppen, und hohe, alte Bäume mit Ruhesitzen darunter — bis sie endlich mit einem kleinen, auf dem vorspringendsten Punkte erbauten Borkenhäuschen endigten. Von hier schaute man weit und ungehindert über den See hinaus bis an das gegenüberliegende Ufer, wo fern die Türme der Residenz hervorragten.

Es war im Spätsommer; ein wunderschöner Tag neigte sich dem Abend zu. An eine Säule des Borkenhäuschens gelehnt, stand eine schlanke Frauengestalt und schaute unverwandt über den See hinaus. Still und glatt lag er da in der glühenden Nachmittagssonne, kein Fahrzeug war zu sehen, nur zuweilen fuhr in der Ferne eins der kleinen Vergnügungsdampfboote vorbei, in Luft und Wasser einen langen Streif hinter sich lassend, während das taktmäßige Arbeiten der Maschine leise herübertönte.

An jener Insel, die in selbstbeschaulicher Schönheit im spiegelnden Wasser lag, vorbei, spähten die dunklen Augen der jungen Frau den Wasserweg entlang, den ein Boot von der Stadt aus einschlagen mußte. Zuweilen hob ihre Brust ein tieferer Atemzug, und sie ließ dann wie zur Erholung die Augen über den See hingleiten zu einem Schwan, der still auf der Fläche dahin schwamm, zu einer Möwe, die ein spielendes Fischlein herausgeholt, oder auf die verschwimmenden Kreise, wo dies geplätschert hatte ... aber es war wie ein gedankenloses Starren und gleich wieder wanderten die Augen den alten Weg nach der Stadt, deren Türme und Giebel in weißlichem Sonnendufte dalagen. — Den alten, wohlbekannten Weg — wie oft hatte sie nicht des Abends ausgeschaut in süßer Erwartung mit klopfendem Herzen, bis sie dann fern den dunklen Punkt schwimmen sah, und das Boot immer größer und größer erschien, bis sie den unterscheiden konnte, der darin saß und schon von ferne mit dem Tuche winkte ... bis das Boot dann landete und er den gewundenen Pfad hinaufeilte und sie in seine Arme schloß.

Dort lag so friedlich die Insel; am Ufer hingen die Weiden, dunkle Schatten werfend, über das Wasser, und an einer baumfreien Stelle hatte der Junge die Kühe zur Tränke getrieben. Die rotbunten Tiere standen bis an den Bauch im klaren Wasser; dazu blies der Junge auf einer Rohrflöte und die Herdenglocken läuteten. Auf jener Insel hatte sie ihn zuerst kennen gelernt. Sie war damals ein halb erwach-

jenes Mädchen; dunkle, tiefbraune Augen und schweres braunes Haar, das sie damals wie jetzt in aufgerollten Flechten trug und ein zierlicher Wuchs waren das Schöne an ihr. Die Insel ward oft von Gesellschaften zum Vergnügen besucht, und so hatten auch sie sich dort getroffen. Er war ein schöner Mann von vollendeten Umgangsformen und beachtete das kleine Mädchen fast gar nicht, das ihn im stillen bewunderte und innerlich stolz und beglückt war, als er ihr galant das Taschentuch aufhob und bei der Gelegenheit einige Worte mit ihr sprach, die sie aus Verlegenheit kaum zu beantworten wußte. Seit jener Zeit trug sie sein Bild als ein Ideal von Ritterlichkeit und Männerschönheit mit sich herum.

Aber die Zeit schwand, und sie sah ihn nicht wieder. Sie war arm und lebte mit ihrer Mutter fast ganz von der Gnade eines wohlhabenden Verwandten, der mit ihnen in seinem Landhause am See wohnte. Von sanfter und nachgiebiger Gemütsart, vermochte sie dem Drängen der Mutter nicht zu widerstehen, als dieser Verwandte um ihre Hand anhielt, und sie ward die Frau eines Mannes, den sie nur wie einen Vater lieben konnte, und der auch dem Alter nach ihr Vater hätte sein können. Jedoch nach einigen Jahren einer ruhigen, freud- und leidlosen Ehe erkrankte der Gatte und starb nach kurzer Zeit in den Armen seiner jungen Gemahlin, die pflichtgetreu weder Tag noch Nacht von seinem Lager gewichen war.

Ein Jahr verging, und die junge Witwe, die die Trauerkleider abgelegt hatte, begann wieder am ge-

selligen Leben teilzunehmen. Es war ein frohes Gefühl der Freiheit über sie gekommen und wenn sie früher nur ein tiefes Sehnen nach Glück und Liebe im Herzen getragen hatte, so durfte sie jetzt die Hoffnung hegen, diese auch zu finden.

Um diese Zeit hatte sie ihn wiedergesehen, abermals auf jener Insel. Ihre Eigenart machte ihn auf sie aufmerksam. Das Fremdartige ihrer Erscheinung und die Tiefe und Innigkeit ihres Wesens übten den Reiz der Neuheit auf den Weltmann aus. Er zeichnete sie aus und sie war glücklich darüber, denn im Grunde ihres Herzens hatte doch noch immer sein Bild geruht. Sie erinnerte daran, daß sie schon alte Bekannte seien, und auch ihm kam das schmächtige Mädchen von damals wieder in die Erinnerung. Seit der Zeit trafen sie sich öfter und immer deutlicher gab er seine Neigung zu erkennen. Dazu kam, daß er von seinen Verwandten gedrängt ward, zu heiraten und ihm eine entfernte Cousine in Vorschlag gebracht war, durch deren Hand ihm bedeutende Reichtümer zufielen. Er aber, der jene nicht kannte und jede Bevormundung haßte, hatte eine Abneigung gegen diesen Plan gefaßt und kurz — eines Tages bot er der jungen Witwe Herz und Hand an. Nun begann eine selige Zeit für sie. Es schien, als habe der Himmel ihr Herz so lange in Ruhe und Stille bewahrt, um es empfänglich zu machen für das überströmende Glück, das er aus seiner vollsten Schale über sie ausgoß. Nun kamen die wunderbaren Abende, wo sie ihn erwartete, wenn er in seinem Boote über den See gefahren kam.

Einen ganzen Frühling dauerte dies Glück. Allmählich wendete sich sein Herz, wenn es überhaupt je bei ihr gewesen war, von ihr ab; es war bei ihm nur eine Täuschung gewesen. Das, was ihn zuerst angezogen hatte, die Tiefe und Innigkeit ihres Wesens, vermochten seinen lebhaften oberflächlichen Geist nicht auf die Dauer zu fesseln. Ihr Herz schlug warm bei Dingen, die ihm gleichgültig oder langweilig waren, wo er leicht darüber hinging, suchte sie tief zu gründen. So sehr sie das an ihm liebte, was ihr abging, die Leichtigkeit und Eleganz der Bewegung, die äußere Liebenswürdigkeit, mit der bei ihm alles in Erscheinung trat, so wenig fesselte ihn ihr schwerfälliges, gemütreiches Wesen. Er konnte sich diese Frau nicht als die Repräsentantin eines glänzenden Haushaltes vorstellen, wie sie ihm als Ideal vorschwebte; diese Frau, die von geistreichem Geplauder keine Ahnung hatte, deren Wesen nichts war, als Liebe und Poesie in der Liebe. Sie sprach nie viel und konnte sich lange begnügen, ihn anzusehen und sein lockiges Haar zu streicheln, aber sie schrieb Briefe voll Geist und Gemüt und Beredsamkeit des Herzens. Bei ihm war es umgekehrt, ihn mußte man sprechen hören und sehen, bei ihm lag der Zauber in der Art, sich zu geben.

Sie hatte sein Kaltwerden bald empfunden, wie sehr er auch strebte, es zu verbergen. Er kam wie sonst gewissenhaft jeden Abend, und auf jeden Abend hoffte ihr armes Herz, bis es endlich matt ward und nicht mehr zu hoffen vermochte. Unwiederbringlich,

wie jetzt die Sonne langsam sank am Horizont, sah sie seine Neigung schwinden.

Um diese Zeit lernte er seine Verwandte kennen, die in der Residenz zum Besuch war. Hier fand er alles, was er suchte, eine brillante, funkelnde Außenseite, Witz, Lebhaftigkeit, Gewandtheit, das vermochte ihn eher zu fesseln, als die sanfte stille Frau am See. Er kam oft mit jener zusammen; und es fanden sich auch sogenannte mitleidige Seelen, die es für ihre Pflicht hielten, der jungen Witwe alles auf eine gewisse schonende Weise mitzuteilen, die das Marterndste ist, was je erfunden ward.

Sie klagte nicht, sie machte keine Vorwürfe, aber während einer Zeit, wo er in notwendigen Angelegenheiten verreist war, faßte sie unter Seelenkämpfen einen Entschluß, den sie am heutigen Abend gewillt war auszuführen; denn heute wollte er zum erstenmal nach seiner Reise wieder zu ihr kommen.

Die Sonne glitt langsam in ruhiger Majestät der Stadt zu — die junge Frau mußte die Hand über die Augen halten, weil sie der Glanz blendete; da sah sie endlich das Boot auf der flimmernden Wasserfläche erscheinen. Sie zuckte zusammen, das Herz erbebte ihr und starr wie in einem Bann, die Hand fest aufs Herz gepreßt, schaute sie auf sein langsames Nahen. Es wirbelte vor ihren Augen — Sonnenbilder glänzten und zuckten durcheinander — ein Schwindel ergriff sie, doch sie wollte stark sein und biß die Zähne aufeinander, bis sie der Ohnmacht Herrin ward. Und langsam nahte sich das Boot

und stieß ans Land. Er hatte schon von ferne gewinkt und gegrüßt; wie mechanisch hatte sie es beantwortet. Nun kam er den gewundenen Weg, der zur Höhe führte, herauf, und sie eilte ihm nicht entgegen wie wohl sonst in glücklicheren Tagen, sondern an die Säule des Häuschens gelehnt, erwartete sie ihn. Sein Anblick, wie er in die Thüröffnung trat, der Ton seiner Stimme übten den alten Zauber auf sie aus und wie unwillkürlich trat sie ihm entgegen und duldete seine Umarmung. Er war strahlend und liebenswürdig wie immer und fragte sogleich in besorgtem Tone nach ihrem Befinden, da ihm ihre Blässe und ihr zurückhaltendes Benehmen auffiel. „Es ist nichts," sagte sie, „es wird vorübergehn." Er hatte sich auf eine Bank gesetzt und mit ihrer schmalen weißen Hand spielend erzählte er ihr, die neben ihm stand und von der Glorie der sinkenden Sonne angestrahlt war, von seiner Reise, munter und launig, wie es seine Art war. Sie hörte ihm halb zu und nickte zuweilen mechanisch bei dem, was er sagte — in ihr wogte und kämpfte es wieder, ihre Seele rang nach Worten, nach einer Einleitung zu dem, was sie ihm sagen wollte.

Jetzt schwieg er und schaute sie wieder besorgt an, das Wesen seiner Braut erschien ihm rätselhaft.

„Ich habe mit dir zu reden," sagte sie, und er fühlte, wie ihre Hand in der seinen zitterte — „willst du mich ruhig anhören?"

„So sprich doch, du ängstigst mich!" rief er aus,

„ist vielleicht in meiner Abwesenheit etwas vorgefallen?"

„Nein, nicht in deiner Abwesenheit," sagte sie, und man merkte, wie sie mühsam nach Fassung rang, „es ist schon länger her." — Sie fühlte, sie müsse schnell zu Werke gehen, wenn ihre Kräfte ausreichen sollten, und darum fuhr sie fort: „Aber ich bin in dieser Zeit zu einem Entschluß gekommen, — ich bin zu dem Entschlusse gekommen, mit dir einmal ernsthaft über unser Verhältnis zu sprechen." —

Er erwiderte nichts und schaute mit seltsamer Spannung in ihr bleiches Antlitz.

„Ich halte es für meine Pflicht, dir mitzuteilen," fuhr sie fort, „daß ich der Meinung bin, wir haben uns ineinander getäuscht. Ich fühle, wie unsere Herzen sich immer mehr voneinander entfernen, und ich fürchte, wir werden niemals miteinander glücklich sein. Es ist darum wohl besser, wir lösen ein Band, das uns beiden nur zur Qual gereichen kann."

Sie schwieg und schaute starr in die untergehende Sonne, die eben anfing rot und glühend hinter dem mächtigen gotischen Dome der Stadt zu versinken.

Er erwiderte eine Zeitlang nichts — ihn trafen diese Worte zu überraschend. In ein seltsames aufregendes Gemisch von Gedanken hatten ihn dieselben gestürzt. Nur seine Ehrenhaftigkeit, nicht die Liebe hielten ihn noch an seine Braut gefesselt — er hätte, wo er sich geliebt glaubte, nie sein Wort zurückgenommen — aber jetzt — ihn schwindelte fast, doch endlich fand er Worte — Worte. — Er sprach viel

und aufgeregt und aus seinen Reden leuchtete nur zu deutlich die innerliche Freude über diese Wendung der Dinge hervor, obgleich er sich bemühte, das Gegenteil zu sagen, und dennoch damit schloß: „Es schien mir schon länger, wir paßten nicht füreinander."

Sie starrte noch immer hinaus über den See, wo eben der letzte Schimmer der Sonne hinter dem Dom versank und dieser selbst schwarz und dunkel in einem Glorienschein von Licht dastand: „Als paßten wir nicht füreinander," wiederholte sie tonlos. Sie schwiegen beide eine Weile; neben der Hütte im Baume zwitscherte ein Rotkehlchen in das Abendrot hinein, von der Insel herüber drangen fröhliche Stimmen durch die Stille und im Schatten der Bäume kroch langsam die Dämmerung heran. „So dächte ich denn, wir schieden in Frieden voneinander," sagte sie ruhig, doch ihre gefalteten Hände krampften sich fest ineinander.

Er erhob sich, halb erfreut über die Lösung des lästigen Bandes und halb gekränkt und unmutig darüber, daß man sich seiner so leicht entledige. Ach, er wußte nicht, wie ihr Herz blutete, wie ihrer sanften Seele die Ausführung dieses heroischen Planes schwer fiel, wie sie nur seinetwegen, um ihm die Trennung leicht zu machen, die herben Worte gesprochen hatte.

Und nun standen sich diese beiden Menschenkinder zum letztenmal gegenüber — hier der hochgewachsene, schöne, äußerlich gebildete Mann — dort die schlanke Frau mit den innigen Augen, deren größter Schatz ihr Herz war, und seltsam: er ver-

schmähte das Herrlichste, was es auf Erden gibt und ihr wollte das Herz brechen darüber, daß sie von diesem Manne, der ihrer hundertmal nicht wert war, verschmäht ward. Und sie schieden voneinander. Sie bewegte sich nicht von der Stelle, wo sie gestanden hatte. Sie hörte ihn nach seinem Ruderer rufen und dann die taktmäßigen Ruderschläge. Als diese allmählich in der Ferne verhallt waren, trat sie an die Oeffnung des Häuschens und starrte über den See hinaus. Die Sonne war ganz versunken und nur ein dämmerndes Rot lag noch über den dunklen Häusern der Stadt und über der schweren Wolkenbank, die am Horizont aufgestiegen war.

Dämmergrau verschwamm es über dem Wasser, und am Himmel glimmten einzelne Sterne auf. Dunkler und dunkler senkte sich die Nacht hernieder — in der Stadt schien hie und da ein Licht und es begann das leise Regen und Weben der Nacht über dem Wasser und auf dem Lande. Und sie drückte beide Hände vors Gesicht und weinte bitterlich.

Dornröschen.





Es war zu Anfang des Juni. Ich hatte im Frühling stets unruhiges Blut, und doch saß ich noch immer in der Stadt, wo mich meine Studien festhielten, und wenn ich die Augen von meiner Arbeit aufschlug, fielen meine Blicke aus dem Fenster meiner hochgelegenen Wohnung über die Dächer, zwischen denen viele lustige grüne Wipfel hervorschauten, auf die grüne blaudurchdämmerte Laubmasse des Tiergartens und auf die leichten weißen Wolken, die im Blau dahinschwammen und meine Sehnsucht nach der Natur ward immer stärker.

Endlich hatte ich die hauptsächlichsten Arbeiten beendigt und es lagen nur noch solche vor, die meine Anwesenheit in der Stadt nicht zur Bedingung machten. Nun aber konnte ich mich nicht entscheiden, wohin. Schließlich erinnerte ich mich an einen Freund, einen Maler, der mir vor Jahren von einem Waldaufenthalt gesprochen hatte, der was seine einsame und schöne Lage betraf, ganz meinen Absichten entsprach. Ich suchte diesen Freund auf und erhielt die gewünschte Auskunft. Er war bei einer Studienreise durch Norddeutschland zufällig dorthin verschlagen worden und

hatte, angezogen von der Schönheit der Gegend, einige Wochen dort zugebracht. Was er weiteres über diesen Ort erzählte, erregte meine Teilnahme und setzte meine Phantasie in Thätigkeit. Dort hatte vor dem Dreißigjährigen Kriege ein blühendes Dorf und ein Schloß gestanden. Beide waren jedoch damals ganz verwüstet und die Bewohner teils vertrieben worden, teils an der Pest gestorben. Nach dem Eintritt des Friedens und der Rückkehr der Schloßherrschaft und einiger Dorfbewohner hatte man die neuen Wohnsitze an einer gelegeneren Stelle der Feldmark am Ufer eines Sees wieder aufgebaut. Rings um das zerstörte Schloß war schon während des Krieges der Wald aufgeschossen und nun lag dieser alte Trümmerbau mitten in der Wildnis. In neuerer Zeit hatte man das Häuschen eines Forsthüters an die alte Ringmauer angebaut und bei diesem hatte mein Freund gewohnt. Er gab mir einen Brief an den Forsthüter mit und sprach die Ueberzeugung aus, daß dieser mir gegen eine kleine Vergütung Wohnung und Speisung gewähren würde.

Nachdem ich meine Bücher und größeren Gepäckstücke in eine stattliche Kiste gepackt hatte, machte ich mich alsbald auf die Reise und rollte gen Norden, den Buchen- und Eichenwäldern der Ostsee entgegen. Nach Beendigung der Eisenbahnfahrt hatte ich noch eine bedeutende Strecke mit der Post zu reisen, allein auch dies erreichte sein Ende und ich beschloß, die letzte Strecke, ungefähr drei Meilen, zu Fuße zurückzulegen. Mit einem köstlichen Gefühl der Freiheit

und wanderfrohen Ungebundenheit marschierte ich am frühen Morgen aus dem Thore der kleinen Stadt hinaus. Durch grüne wallende Felder ging mein Weg; Lerchen stiegen neben mir auf und standen nah und fern in den Lüften, ein zweiter Himmel von lauter Frühlingsmusik. Zuweilen leuchtete aus fernem Wiesengrün zwischen dunklen Waldbeständen ein fröhliches Gewässer auf, oder es lag zur Seite in einer Obstbauminsel ein Dorf mit spitzem Kirchturm, den Knopf von funkelndem Sonnenblitz geschmückt. Dann ging es mitten durch ein anderes Dorf, wo in den Hausthüren weißköpfige neugierige Kinder lauschten und kleine bellende Kläffer gesprungen kamen, und endlich dämmerte es immer mächtiger und breiter mit Vorsprüngen und Waldbuchten vor mir auf, bei jedem neuen Anblick, den mir ein erstiegener Hügel gab, sich mehr ins einzelne teilend, an Dämmer der Ferne verlierend, an Zeichnung gewinnend — es war der mächtige Wald, in dem das Ziel meiner Reise gelegen war.

In diesem Walde herrschte an jenem Tage eine zauberhafte Einsamkeit. Kein Mensch begegnete mir; der Weg war auch wenig befahren und mit Gras bewachsen, so daß er kaum Spuren menschlicher Benutzung darbot. Es war nichts dort als der Sonnenschein, der seinen Weg durch das Blätterdach suchte, das Zwitschern eines Vogels oder der ferne Ruf einer Weihe, die über den Wipfeln ihre einsamen Kreise zog. Bald durch mächtig aufragende Tannen, die aus der Höhe das einförmige Singen ihrer Nadeln

ertönen ließen, bald durch Schonung mit jungem üppigem Nachwuchs zog sich mein Weg. Einmal that sich zur Linken eine weite Aussicht auf. Der ganze Abhang war abgeholzt und mit einem fröhlichen Gedränge von Buschwerk, wilden Himbeeren und Waldblumen bedeckt. Tief im Grunde begann wieder der Wald und zog weit dahin, eine wellige Fläche von besonnten Wipfeln, in deren Senkungen das dämmernde Blau lagerte. Ganz in der Ferne war ein sanfter, thalförmiger Einschnitt in der Waldmasse und in diesem stand es wie ein blauer Streif. Es war die Ostsee. Ich blieb eine Weile an diesem Orte und schaute hinüber, denn es war das erste Mal, daß ich die See erblickte. Weiterhin schloß sich der Wald von neuem und die kühle Dämmerung nahm mich wieder auf. Von hier sollte Dornschloß, so ward das Ziel meiner Reise genannt, nur eine halbe Stunde entfernt sein. Die Buchenwaldung ging in einen dichten, verschiedenartig zusammengesetzten Bestand über, wilde Obstbäume, Buchen und mitunter einzelne alles überragende, knorrige Eichen. Am Boden strebte ein dichtes üppiges Gestrüpp von Weißdorn, wilden Rosen, Caprifolium und anderem Waldgesträuch empor. An sonnigen Stellen waren die Rosen schon in Blüte und oft waren ihre Zweige bis in die Aeste der Eichen gestiegen und leuchteten dort mit vielen zarten Blüten hervor. Ich vermutete aus diesen Anzeichen, daß ich auf dem Boden der früheren Feldmark angelangt war.

Plötzlich machte der Weg eine unvermutete Bie-

gung, und ich stand nun und sah wie aus einem Rahmen hinaus auf einen weiten Grasplatz, und vor mir lag, mit rötlichem Gemäuer hervorragend aus dunklem Lindengrün, Dornschloß wie schlafend in der Mittagssonne. Ich trat aus dem Walde und ging den sonnigen Weg entlang. Hier war es einsam wie überall. Ringsum schlossen ragende Bäume alles ein, nur seitwärts von Dornschloß blickte der blaue Himmel durch eine Lücke und ließ vermuten, daß dort ein Abhang sich senke. Die Sonne sandte ihre stummen Lichtströme hinab, der Wind war eingeschlafen, die Vögel schwiegen — nirgends war ein Laut.

Das große Gebäude war, wie ich beim Näherkommen durch die Lücken der Lindenbäume bemerkte, überall zerfallen und trümmerhaft mit Mauern ohne Dach, und in den Fensterhöhlen stand das Blau des Himmels. Dann schoben sich die Bäume so dicht zusammen, daß ich fast nichts mehr sah, als den runden Turm, der am höchsten ragte. Jetzt bemerkte ich das kleine, freundliche Forsthüterhaus, von dem mir schon gesagt worden war, und schritt darauf zu.

Die Thür stand geöffnet; eine große graue Katze lag auf der Schwelle und sonnte sich. Sie stand auf, als ich in das Haus trat, machte einen Buckel und ging schnurrend mit erhobenem Schwanze vor mir her. Vor einer Thüre blieb sie stehen und sah mich an. Ich klopfte, allein es kam keine Antwort. Die Katze strich an mir vorbei, als ich die Thür öffnete; es war niemand im Zimmer als der Sonnenschein und die aufsummenden Fliegen. Ich ging weiter, die

Katze immer mit. In dem zweiten Zimmer standen ehrwürdige Betten mit bunten geblümten Decken nebeneinander, das Fenster war geöffnet und die roten Vorhänge niedergelassen. Ich ging auf den Vorplatz zurück, die Katze immer mit. Dort klopfte ich an eine andere Thür, öffnete und schaute hinein. Es war ein sauberes Zimmerchen mit Blumen an den Fenstern und einem schneeweiß bezogenen Bett; es sah dort alles sehr zierlich und wohlgeordnet aus. Auf einem Hängebrett standen ziemlich viele Bücher und an den Wänden hingen einige gute Bilder. Nun war nur noch eine Thür dort, die in die Küche führte, wie ich mich überzeugte. Zu den oberen Räumen ging außerdem eine Treppe. Ich rief laut: „Ist niemand hier?!“ Es kam keine Antwort.

Die Katze hatte sich hingesetzt, den Schwanz zierlich um die Vorderpfoten geringelt und sah mich an. Mich überkam ein gewisser Humor bei dem Märchenhaften der ganzen Situation, ich hielt mich an das einzige lebende Wesen, das vorhanden war und sprach zu der Katze, die mich überaus verständig mit den grünlichen Augen anschaute, also: „Hochverehrte Prinzessin, — denn ich weiß sehr wohl, daß Ihr nur also verzaubert, hier umherwandelt, im Grunde aber eine Prinzessin von außergewöhnlichstem Liebreiz seid — haltet Euch versichert, daß ich alles, Gut und Blut, Leib und Leben, daran setzen werde, dero überaus betrübsame Verzauberung zu lösen, sobald ich nur in Erfahrung gebracht, durch welcherlei Mittel solches geziemend zu erreichen ist. Ich weiß sehr wohl, daß

solches Beginnen mit mancherlei Plack und Mühsal, ja wohl gar bedrohlicher Gefährdung des Lebens verknüpft sein wird, allein durch nichts soll meine Begierde, Euch zu dienen, durch nichts mein Mut und meine Entschlossenheit zurückgeschreckt werden — des seid versichert!"

Die Katze stand auf und strich schnurrend an meinem Knie vorbei. „Miau," sagte sie verständnisinnig. „Ich glaube, sie ist wirklich verzaubert und versteht mich," sagte ich und ging zur Thür hinaus. Die Katze setzte sich auf die Thürschwelle, ringelte den Schweif um die Vorderfüße und schaute nachdenklich hinter mir her.

Die alte Schloßmauer, die im Schatten mächtiger Linden dalag, zog jetzt meine Aufmerksamkeit auf sich. Ich ging daran entlang, um einen Eingang zu finden, und gelangte bald an die verfallene Thoröffnung, zu deren Seiten zwei rohgearbeitete schiefgesunkene Steinlöwen lagen, in deren Mäulern das Gras wuchs. Staunen erfaßte mich, als ich in den Schloßhof trat. Vor mir lag der alte zerfallene Trümmerbau, hoch hinauf umrankt und umblüht von einer Fülle von wilden Rosen. An alle Vorsprünge hatten sie sich geklammert, aus allen Oeffnungen hingen sie hervor. Wie aus Mitleid mit der zerfallenen Pracht umhüllten sie die zersprungenen Gliederungen und umrahmten die fensterlosen Oeffnungen und überall waren die blaßroten Blüten mit ihrer einfachen Schönheit. In dem Hofe wuchs das Gras, und es war ganz still dort, bis auf das Zwitschern

der ab- und zufliegenden Schwalben, die an dem Mauerwerk ihre Nester hatten. Meine Schritte hallten von den Wänden zurück, als ich durch das alte Gemäuer schritt, durch die zerfallenen Thüröffnungen in Räume ohne Dach. Von oben aber nickten Gras und Blumen und zu den Fenstern schauten Rosenranken herein und schwankten im leisen Luftzug. Ich irrte in den Trümmern umher und blickte zuweilen, die hohen Fenster erkletternd, auf den Wald, der sich draußen grün und schweigend sonnte. Zuweilen kam eine Schwalbe durch eine Fensteröffnung hineingeschossen und glitt zur anderen wieder hinaus in die schimmernde Luft. Am Ende gelangte ich in eine große Halle, deren gewölbte Decke dem Sturm der Zeit ziemlich widerstanden hatte, nur an einigen Stellen waren Teile hinabgestürzt. Hier war es dämmerig, denn Lindenbäume standen dicht vor den Fensteröffnungen. Nur ein Fenster war fast frei geblieben, ein schräger Strom von Sonnenlicht drang hinein und ließ Millionen Stäubchen flimmern. Ich erinnerte mich, daß hier der Turm sein müsse, und fand auch in einer Ecke der Halle eine Thür, die in einen runden Raum mit einer verfallenen Wendeltreppe führte. Ich war noch nicht lange gestiegen, als ich bemerkte, daß die Treppe zu Ende ging; es mochte vielleicht in der halben Höhe des Turmes sein. Dann trat ich auf den gewölbten Fußboden hinaus, und in jähem Schreck zuckte ich zusammen vor dem unerwarteten Anblick, der sich mir darbot.

Auf einem Steinsessel, der an der Wand des

Turmes stand, saß, gekleidet in ein helles Gewand, umwallt von herrlichem goldblondem Haar, das nur an einer Seite des Kopfes halb eingeflochten war, ein wunderschönes Mädchen, lieblich zurückgesunken, den schönen Kopf an die Mauer gelehnt und die Hände auf dem Schoß gefaltet, die Augen geschlossen zu süßem Schlummer. Die kleinen Turmfenster waren von den wilden Rosen umgittert und ließen ein sparsames Licht einfallen; nur ein Sonnenstreif hatte sich durchgestohlen und lag auf den hinfließenden Haarwellen, daß es sie wie ein goldener Schimmer umgab. Ich stand wie festgebannt und wagte kaum zu atmen, aus Furcht, die holde Erscheinung zu stören. Wie sanft hob und senkte sich die Brust bei den leisen Atemzügen, wie lag jedes Glied in holder Ruhe aufgelöst; die schönen Lippen waren ganz leicht geöffnet und wie zum Kusse dargeboten. Das alte Märchen ging mir mit süßem Schauer durch den Sinn; wie ein Zauber umfing es mich und zog mich näher, und ehe ich recht wußte, wie es geschehen, hatte ich mich über die schöne Schlafende gebeugt und in sanftem Kusse den holden Mund berührt. Sie erhob plötzlich den Arm und regte sich. Ich schrak zusammen und wollte entfliehen; da jubelte plötzlich vor dem Fenster eine Nachtigall auf, und sie erwachte. Sie sprang auf, von dem aufgelösten Goldhaar bis an die Kniee nieder umwallt, und sah mich erschrocken an. Ich war ganz verwirrt und wußte nicht, was ich beginnen sollte. „Dornröschen!" rief ich unwillkürlich. Ein glutroter Schein ging über ihr Gesicht, mit einem Blick voll

Zorn und Scham sah sie mich an, warf das volle Haar in den Nacken und eilte an mir vorbei. Ich hörte die leichten Schritte die Treppe hinab, und verschwunden war sie. Draußen schlug die Nachtigall immer fort, über mir im Turm gurrten die Tauben und in einem seltsamen Gemisch von Entzücken und Beschämung stieg ich ebenfalls die Turmtreppe langsam wieder hinab.



Als ich wieder zu dem Häuschen zurückkehrte, waren die Forsthütersleute dort; sie waren vorhin in ihrem hinter der Ruine gelegenen Gemüsegarten gewesen. Ich gab den Brief und Gruß meines Freundes ab und brachte mein Anliegen vor. Der Name des letzteren schien mir sehr zur Empfehlung zu dienen, und in kurzer Zeit war alles zu beiderseitiger Zufriedenheit geordnet. Der Forsthüter zeigte mir mit großer Genugthuung eine Aquarellskizze der Schloßruine von der künstlerischen Hand meines Freundes und nannte mir, sichtlich in dem Gefühl, von mir für einen Aufschneider gehalten zu werden, den in seinen Augen ungeheuren Preis, der ihm von einem Kunstkenner in der benachbarten Stadt dafür geboten worden war. „Ich gebe es aber nicht weg," sagte er, „es ist mir ein Andenken. Es war ein lustiger Kamerad, Ihr Freund — na, und wir werden uns auch wohl vertragen." Dabei schüttelte er mir kräftig die Hand, und das Bündnis war geschlossen.

Dasselbe Giebelzimmer, das einst mein Freund inne gehabt hatte, nahm nun auch mich auf. Man hatte dort durch den schon erwähnten Durchhau neben dem Schlosse eine Aussicht in unendliche Ferne. Der von niederem Holz bedeckte sanfte Hügel verlor sich allmählich in eine weite Wiesenfläche, durch die ein Bach in schimmernden Bögen dahinging. Dann wieder Baumgruppen und bruchartige Gehölze, abwechselnd mit Wiesen, bis über den letzten dämmernden Wipfeln wieder der blaue Streif der Ostsee stand. — Nachdem meine Bücher aus der Stadt angelangt waren, hatte ich mich in kurzer Zeit wohnlich eingerichtet und die Arbeit konnte beginnen. Mit den Wirtsleuten kam ich im allgemeinen wenig zusammen, da ich meine Mahlzeiten auf meinem Zimmer einnahm, nur zuweilen begleitete ich den Mann auf seinen Waldgängen. Das Mädchen bekam ich selten zu sehen, um so mehr, da sie mich augenscheinlich vermied, wie sie nur konnte. Einmal fragte ich den Forsthüter nach seiner Tochter. Er lächelte vor sich hin und sagte: „Wenn sie meine Tochter wäre, da wäre sie wohl anders. Unsere Kinder sind alle auswärts, der Aelteste nach Amerika — dem war's hier zu eng —, der Zweite ist Jäger bei unserem gnädigsten Herrn Grafen, und unsere Tochter ist im Dorfe verheiratet, in Dornhagen, eine halbe Stunde von hier. In der Rose, da steckt Stadtblut, ihr Vater war Rektor in der nächsten Stadt und ihre Mutter eine Schwester von meiner Frau. Ja, ihr Vater, das war auch so ein Absonderlicher; wenn ich sehe, wie Sie es treiben,

da ist er mir oft eingefallen. Denn er ging auch gern, wenn er in den Ferien hier war, mit seinen Büchern in den Wald, und wo ein Bach war oder ein recht schöner, alter Baum, da lag er zu lesen. Manchmal habe ich ihn gesehen und gehört von ferne, wie er aus den Büchern gelesen und dazu mit den Armen gearbeitet hat. Zuweilen hat er dann die Augen ganz voll Thränen gehabt, wenn er sich so in Hitze gelesen hat; es muß wohl recht Rührsames darin gestanden haben. Seine Frau ist früh gestorben, und da haben die Rose und er immer allein zusammengelebt, und sie hat alles von ihm gelernt, was in den Büchern steht; sie geht auch jetzt noch öfter zum Prediger in Dornhagen und hat Unterricht bei ihm; sie hat's so vom Vater her mit den Büchern. Als sie vierzehn Jahre alt war, da ist er gestorben, und wir haben sie zu uns genommen, denn sie hat weiter keinen Menschen auf der Welt."

Der unaufgelöste Rest von Unzufriedenheit mit mir selbst, der seit meiner ersten Begegnung mit Rose nicht aus meinem Herzen weichen wollte, machte sich bei dieser Unterredung aufs neue schmerzhaft wieder geltend. Es liegt nicht in meiner Natur, Unklares mit mir herum zu tragen; ich schaffe mir gern das Herz frei von dem, was es bedrückt, und so beschloß ich denn, die erste Gelegenheit zu ergreifen, um wieder eine Klarheit zwischen uns zu schaffen, meine Schuld offen einzugestehen, und wo möglich ihre Verzeihung zu erlangen. Aber es war nicht so leicht, dies auszuführen, denn sie wußte mir mit großem Geschick

auszuweichen. Entweder war eine dritte Person zugegen, die ich doch nicht gern einweihen wollte, oder wo sich eine günstige Gelegenheit fand, hielt sie mir nicht stand und entwich. Sie auf ihrem Zimmer aufzusuchen, schien mir auch nicht angemessen, und so entstand ein unersprießlicher Zustand, der mir noch mehr Unbehagen brachte als vorher. Einmal sah ich sie, als ich aus dem Walde kam, in der Nähe der Ruine bei dem alten Turm sitzen und Erbsen lesen. Die Tauben waren gurrend und flatternd um sie und lasen die schlechten Erbsen auf, die sie ihnen zuwarf.

„Die guten ins Töpfchen,
Die schlechten ins Kröpfchen,“

hörte ich sie sagen, indem sie den zahmen Tierchen wehrte, die ihr auf den Schoß flogen. Nun war es wieder Aschenbrödel; in wie viel Märchengestalten wollte dies sonderbare Wesen mir noch erscheinen? Ich näherte mich langsam, allein sie erblickte mich, raffte die Erbsen zusammen und verschwand hinter dem Gemäuer. Wahrlich, sie hatte etwas an sich von einem Märchen. Sie ging so fremdartig zwischen den alltäglichen Dingen umher, die sie umgaben, es war so viel stille Anmut und Würde in ihrem Thun, daß man glauben konnte, sie würde eines Tages, statt in dem einfachen hellgrauen Gewande, angethan mit einem Kleide wie die Sonne, die Turmtreppe herabkommen, an deren Stufen schon der junge Königssohn mit seinen Rittern harrt, um sie auf sein schneeweißes Roß zu heben und mit ihr davonzuziehen.

Eines Tages kam der Forsthüter zu mir und fragte mich, ob ich am Abend mitkommen wolle, er könne mir etwas Schönes zeigen. „Seit einigen Tagen," sagte er, „wechseln aus dem großherzoglichen Forst Edelhirsche hier herüber. Sie sind jede Nacht in meinem Hafer und ein ungerader Vierzehnender ist dabei, eine wahre Pracht! Um neun Uhr geht der Mond auf, da kommen wir zu halb zehn Uhr gerade recht." — Ich versprach es gern und gegen Abend machten wir uns zu der bestimmten Zeit auf den Weg. Die Felder des Forsthüters waren in einem schmalen Thal gelegen, das sich von der Dornhäger Feldmark wie eine langgestreckte Zunge in den Wald hineinzog und von demselben Bache, den ich von meinem Fenster erblicken konnte, durchströmt ward. Der von Dornschloß nach Dornhagen führende Fußweg lief quer durch den Grund hindurch, und an diesem Pfade war das Haferfeld gelegen.

Es war im Walde schon dämmrig, als wir fortgingen, und ward unterwegs unter den Bäumen fast ganz dunkel. Der Forsthüter ermahnte mich, als wir uns dem Waldrande näherten, eindringlich zur Vorsicht; zuletzt schlichen wir auf den Zehen dahin und alle Augenblicke wendete er sich mit fast komischer Aengstlichkeit und deutete mir durch Pantomimen an, vorsichtig zu sein. Endlich stand der Mond in der Wölbung, die die Zweige über den Weg bildeten, gerade vor uns, eben hervorgestiegen aus den dunklen Massen des gegenüberliegenden Waldes, den schmalen Thalgrund mit seinem sanften Lichte erfüllend. Der

Forsthüter bedeutete mich zu warten, während er gegen eine Erhöhung, die durch den Wall des Scheidegrabens gebildet wurde, vorschlich und spähend in den Mondschein hinauslugte. Nach einiger Zeit kam er zurück und hieß mich ihm folgen. Wir legten uns beide hinter den Wall; er deutete auf das Feld und sprach mit unterdrückter, vor Vergnügen bebender Stimme: „Sehen Sie dort — das ganze Rudel — sehen Sie den Vierzehnender, das ist ein Hauptkerl.“ — Ich konnte ein heimliches Lächeln nicht unterdrücken über den pflicht- und jagdeifrigen Mann, der nichts als Freude darüber empfand, daß ihm die Tiere seinen Hafer zerstampften und auffraßen. Dort standen sie dem Grunde zu, sich im schwimmenden Mondesnebel dunkel abzeichnend, fast bis an den Bauch im Hafer. Sie ästen, ruhig den schlanken Hals niederbeugend, nur zuweilen horchte eins oder das andere der Tiere aufmerksam hinaus. Besonders der Vierzehnender als Oberhaupt der Gesellschaft schien sehr wachsam zu sein, denn oft stand er da mit aufgerichtetem Haupte, die schwere Last seines Geweihes mit spielendem Stolze tragend, ein herrliches Bild anmutiger Kraft, in den Mondschein wie ein Schattenbild hingezeichnet.

Plötzlich stand das ganze Rudel sichernd da. Der Forsthüter faßte krampfhaft meinen Arm und deutete auf den Fußweg hinaus. Eine helle mondbeschienene Gestalt kam die gegenüberliegende Anhöhe herab; sie ging rasch und gleichmäßig und schien, da man ihre Schritte nicht hörte, gleichsam dahin-

zugleiten. „Es ist Rose," flüsterte der Forsthüter. Nun war sie im Grunde und man sah sie im Bogen über den Steg schweben — die Hirsche wurden unruhig und mit einemmal gingen sie in prächtigen Sprüngen durch das Kornfeld davon, bis sie nicht weit von uns das Dunkel des Waldes einschlang.

Unterdes war die helle Gestalt näher gekommen, und man hörte die schnellen, emsigen Schritte. Der Forsthüter trat in den Mondschein hinaus und rief: „Guten Abend, Rose!" „Guten Abend, Onkel," antwortete sie im Näherkommen, „der Prediger läßt grüßen." „Nun können wir ja zusammen nach Hause gehen," sagte er, „doch Rose fürchtet sich nicht, allein durch den dunklen Wald zu gehen," fügte er zu mir gewendet hinzu. In diesem Augenblick bemerkte sie mich, als ich aus dem Schatten hervortrat. „Nein, nein," rief sie heftig, eilte schnell vorbei und war im nächsten Augenblick im Dunkel des Waldes verschwunden. „So ist sie nun," sagte der Forsthüter bekümmert, „durch den dunklen Wald geht sie ohne Bangen, aber vor Ihnen hat sie Scheu, weil Sie ein Fremder sind. Sie hilft meiner Frau in ihrer kleinen Wirtschaft, wie sie kann — natürlich die grobe Arbeit kann man ihr ja gar nicht geben, denn sie hat einen vornehmen Sinn und man mag es ihr nicht zumuten, obgleich sie gewiß sorgsam alles thun würde, sei es ihr noch so unangenehm. Aber glauben Sie wohl, daß sie dazu zu bringen gewesen ist, Ihnen das Essen hinaufzutragen oder in Ihrem Zimmer irgend etwas zu thun? Mit Thränen hat sie meine Frau gebeten, ihr das

zu erlassen, und wenn sie bittet, da kann meine Frau nicht widerstehen, weil sie stolz auf sie ist und sie sehr lieb hat. Denn der Bruder war immer ihr Stolz, und das hat sie nun auf Rose übertragen. Meine Frau sagt: „Laß die Rose nur, sie ist von anderer Art als wir und in ihrer Weise wird sie schon recht haben."

Wie ein Krampf zog es mir wieder durch das Herz, und ich fühle brennend meine Schuld. Dies jungfräuliche, unberührte Wesen war von mir gekränkt und in seiner Ehre geschädigt und mußte mich hassen. Der Gedanke war mir unerträglich, und der dämmernde Morgen fand mich noch schlaflos auf meinem Lager, bis mich endlich ein traumreicher Schlummer umfing.

Es geschah mir oft und verwirrte mich fast, daß bei meinen Studien, die zur Zeit gerade die alten deutschen Märchen und Volkssagen betrafen, manche der lieblichen Mädchengestalten des Märchens Form und Gestalt annahmen, und immer war es Rose mit dem goldblonden Haar und den träumerischen, blauen Augen. Umgekehrt geht es wohl oft dem Forscher, der emsig den Wandelungen eines poetischen Stoffes im Gemüte der Völker nachspürt, daß sich das unscheinbare Gewand des deutschen Volksmärchens verschiebt und ihm eine schöne, griechische Marmorschulter entgegenschimmert. Da findet er, daß es noch immer Psyche ist, die als vertriebene Königstochter dient und duldet, und daß die gewaltigen Thaten des Herkules ihren Abglanz werfen in die Geschichten, die in einer niederdeutschen Bauernstube hinter dem Ofen erzählt werden. Aber seltener ist

wohl, wie es mir geschah, daß in unser neuestes modernes Leben ein Stück der schönen Märchenwelt hineinschimmert und uns anschaut mit unergründlichen Rätselaugen.

Aus meinen Zweifeln und Grübeleien wurde ich plötzlich aufgeschreckt durch den Brief eines Freundes und Studiengenossen, der in einer für ihn wichtigen Angelegenheit meine Gegenwart in der Residenz wünschte. Ich konnte ihm diese Bitte nicht abschlagen und war deshalb genötigt, meinen Landaufenthalt auf einige Zeit zu unterbrechen.

Es geschieht wohl, daß wir in manchen Dingen, die uns wichtig sind, in ein Zögern und Dahindämmern geraten und in seltsamer Scheu vermeiden, uns durch rasche That von ihrem Zwange zu befreien. Es fehlt nur der äußere Anstoß, und tritt der dann ein, so geht es wie mit den Frühlingsblüten, die sich durch lange, kalte Tage in der Knospe gebannt an einem warmen Regentag plötzlich erschließen. In mir stand es nun auf einmal fest, daß ich noch vor meiner Abreise auf jeden Fall eine Unterredung mit Rose haben müsse, um ihre Verzeihung zu erlangen. Mir blieben noch einige Tage Zeit und die nächste Gelegenheit wollte ich benutzen.

Am nächsten Tage machte ich mich des Nachmittags auf den Weg nach Dornhagen. Ich wollte ein altes Mütterchen besuchen, dessen Bekanntschaft ich gemacht hatte, weil man mir ihre Kenntnis von Volksliedern rühmte. Manches Lied hatte sie mir schon mit ihrer zitternden Stimme vorgesungen, manche

Variante bekannter Dichtungen hatte ich schon von ihr kennen gelernt und zu meiner größten Freude sogar eines Tages ein prächtiges Lied von der Schäferin und dem Königssohn, das noch in keiner Sammlung stand. Eine Strophe aus diesem Liede kam mir heute gar nicht aus dem Sinn und immer mußte ich sie nach der einfachen, rührenden Melodie vor mich hinsummen:

Und willst du meine Königin sein,
Da sollst du trinken den kühlen Wein —
Meine Jungfraun sollen dich kleiden
In Sammet und in Seiden.

Ob sie nun auch gleich zuerst antwortet:

Den kühlen Wein, den mag ich nicht!
Dein'n Sammet und Seiden will ich nicht!

so zieht sie doch zuletzt mit ihm auf sein Schloß.

Nachdem ich das alte Mütterchen aufgesucht hatte, ging ich zum Prediger, der mir ein altes Aktenstück hervorsuchen wollte, das merkwürdige Aufzeichnungen über den Zustand des Dorfes nach Beendigung des Dreißigjährigen Krieges enthielt, und das von ihm einmal zufällig unter den alten Kirchenbüchern entdeckt worden war. Als ich mich dem Pfarrhause näherte, hörte ich durch das offene Fenster den Prediger in seiner Studierstube laut in erklärendem Tone reden, und als ich eintrat, fand ich Rose bei ihm; ich war in eine Unterrichtsstunde geraten Ich wollte mich wieder entfernen, allein er schickte sie hinaus zu seiner Frau und lud mich ein, den Abend bei ihm zuzubringen. Mir aber gingen ganz andere Dinge durch den Sinn, und meine schleunige Abreise

gab mir den Vorwand der Ablehnung. Ich empfing das gewünschte Aktenstück und machte mich wieder auf den Rückweg. Die ersehnte Gelegenheit war nun endlich gekommen. Ich wußte, daß Rose fast immer vor Einbruch der Dunkelheit nach Dornschloß zurückkehrte, damals als ich sie mit dem Forsthüter getroffen hatte, war sie durch einen Zufall aufgehalten worden. Langsam ging ich bis an das schmale Thal und setzte mich in der Nähe des Fußweges unter eine große Eiche, die mich den Blicken jedes Nahenden verbarg.

Der Wald war versunken in süße Abendruhe, nur in den Erlenbäumen des Thalgrundes zwitscherte ein einsames Rotkehlchen. Gegenüber begann die Sonne hinter den Waldbäumen zu versinken und entzündete die Wipfel zu flammender Glut; über die Wiese war der leichte Duft eines beginnenden Nebels gebreitet. Wie fremd war ich dieser großen Stille mit dem aufgeregten Pochen meines Herzens. Ich war mir bewußt, daß ich einem Augenblicke entgegenging, der auf mein ganzes ferneres Leben entscheidend einwirken konnte. Zwar nicht mit der Klarheit, mit der es mir jetzt vor Augen steht, war ich dessen inne, denn wunderbar gemischt sind Gedanken der Menschen, und wer könnte von sich sagen, daß er sich selber stets in jeder Lage mit Sicherheit erkannt hätte.

Es ist so seltsam, wie wir alle dem Glücke nachjagen und wie es doch so wenige daseinsfrohe Naturen gibt, die es zu erfassen wissen, wenn es sich

darbietet. Uns sitzen Phantasiegebilde im Kopf und wir jagen Schattenbildern und bunten Täuschungen nach. Und derweil wir den gaukelnden Schmetterlingen unserer Einbildungskraft nachstreben, deren bunten Staub die rauhe Hand der Wirklichkeit von den Flügeln streift, wenn wir sie erhaschen, blüht die Wunderblume unbeachtet am Wege und duftet vergebens.

In stillen Stunden hatte ich mir wohl das Ideal eines Weibes ausgemalt, im bunten Treiben der städtischen Gesellschaften hatte ich wohl zuweilen eine Verkörperung meines Ideals vor mir zu sehen geglaubt. Allein immer zerrann der schöne Traum mir wieder unter den Händen, es war die Rechte nicht. Sollte ich hier in stiller Waldeinsamkeit, unter einfachen, ungebildeten Menschen gefunden haben, was ich an den Stätten glänzender Geistesbildung vergebens gesucht hatte? War dies die Wunderblume, die einmal blüht und nicht wieder, und würde sie sich mir entgegenneigen, wenn ich nach ihr die Hand ausstreckte?

Ein leichter Schritt ward auf dem Fußwege vernehmbar, ich erhob mich und ging Rose langsam entgegen. Sie schrak zusammen, als sie mich erblickte und zauderte eine Weile, dann nahm sie ihren vorherigen Schritt wieder auf, und schien entschlossen, ohne mich zu beachten, an mir vorüber zu gehen. „Fräulein Rose,“ sagte ich jetzt, „Sie wissen, daß ich in den nächsten Tagen abreisen werde. Gestatten Sie mir heute, Sie einen Augenblick zu begleiten,

denn ich habe Ihnen eine Mitteilung zu machen, die für mich von großer Wichtigkeit ist." Sie antwortete nicht, jedoch mochte der eindringende Ton meiner Anrede einige Wirkung auf sie hervorgebracht haben, denn sie neigte stumm den Kopf und wir schritten eine Weile gleichmäßig nebeneinander hin. Wir waren an den Ausgang des Waldes gelangt und gingen durch die Felder den Fußweg hinab. Ich suchte vergebens nach Worten, und sie sah unausgesetzt vor sich hin; der Wiederschein des Abendrotes lag auf ihren reinen Zügen. Diesem einfachen, ungekünstelten Wesen gegenüber kamen mir unwillkürlich auch einfache Worte: „Ich habe Sie gekränkt," sagte ich, „ich bin gekommen, Ihnen zu sagen, daß ich es tief bereue, ich kann nicht fortgehen von hier, ohne Ihre Verzeihung zu erlangen. Ich könnte mich nun wohl entschuldigen, ich könnte sagen, daß es mir wie ein Märchen war, als ich Sie fand in dem einsamen Turme, und daß ich mich fühlte wie in einem Märchen befangen und kaum wußte, was ich that, allein ich will es nicht thun. Ich will nur sagen, daß ich gefehlt habe gegen Sie, können Sie mir verzeihen, so lassen Sie mich nicht gehen, ohne mich dessen versichert zu haben; können Sie es nicht, gut, so will ich hier stehen bleiben und Sie mögen allein vorausgehen und ich verspreche Ihnen, niemals wieder durch die Herbeiführung einer solchen Gelegenheit lästig zu fallen."

Unterdes waren wir auf der Brücke angelangt, ich lehnte mich gegen das Geländer und erwartete

ihre Antwort. Sie blieb stehen und blickte eine Weile in den Bach, der mit leisem Gurgeln unter der Brücke dahinging. Ich sah, wie ihre Brust heftig wogte und ihre Hand fest das Geländer der Brücke umschloß. Eine große feierliche Stille war rings um uns her, nur aus fernen Feldern kam der einsame Ruf einer Wachtel.

Sie wandte ihr reines Antlitz mir zu und sah mir frei ins Auge: „Ich glaube, was Sie soeben gesagt haben," sprach sie, „und ich zürne Ihnen nicht. Sie haben mich sehr gekränkt, aber es ist vorüber, ich denke nicht mehr daran." — „So darf ich denn in Frieden von Ihnen scheiden," sagte ich und hielt ihr meine Hand entgegen. Sie reichte mir die ihre: „Und wenn ich wiederkomme?" fragte ich und hielt die schmale Hand fest in der meinen. Sie streifte mich mit einem schnellen Blick, ein sanftes Rot stieg in ihr Antlitz, und indem sie mir ihre Hand entzog, wandte sie sich zum Gehen: „Ich muß eilen, daß ich nach Hause komme. Die Dämmerung ist schon angebrochen," sagte sie.

Wir gingen nun den Pfad zum Walde hinauf. In diesem Augenblicke war es, wo ich so ganz ihre Unschuld und Anmut erkannte und wo es mir klar ward, daß ich gefunden hatte, was ich suchte, und der Entschluß kam über mich, die Entscheidung herbeizuführen. Es war ein Etwas in ihrem Wesen gegen mich, was mir den Mut dazu gab.

„Ich gehe jetzt fort auf einige Zeit, weil meine Anwesenheit in der Hauptstadt notwendig ist," begann

ich, „allein nichts hindert mich wiederzukommen, als der Gedanke, es könnte Ihnen nicht erwünscht sein. Ich will es von Ihrem Willen abhängig machen — darf ich wiederkommen?"

„Was gefällt Ihnen denn so in dieser Einsamkeit?" fragte sie ausweichend. „Die Einsamkeit," sagte ich, „sie war es ja, die ich suchte, doch ich habe mehr gefunden; ich kann sagen, ich habe das Beste gefunden, das der Mensch finden kann. Als ich Sie zuerst sah, da glaubte ich in einem Märchen zu stehen, und wie von einem Märchentraum befangen habe ich gehandelt. Aber das Märchen kann zur Wirklichkeit werden, in Ihrer Hand liegt die Erfüllung, Rose!"

Wir waren jetzt in den Buchenwald getreten, und die Dämmerung lag schon unter seinen Zweigen. Rose war stehen geblieben und sah mich starr und erschrocken an. Ich hatte ihre Hand ergriffen und sah ihr fest ins Auge. „Ich habe Sie sehr lieb, Rose," sagte ich langsam. Ein Zittern ging durch ihre Glieder: „Es ist nicht möglich," sprach sie fast tonlos. Ich zog ihre Hand sanft an mich, sie schwankte und lag schluchzend an meiner Brust. „Rose," rief ich, „ja, ist es denn möglich, hast du mich wirklich lieb?" Sie wendete ihr liebes Antlitz zu mir empor und sah mir eine Weile stumm in die Augen. „Ich glaube, ich habe dich lieb gehabt von Anfang an," flüsterte sie dann. „Doch ich zürnte auf mich, weil ich dir nicht böse sein konnte, und ich vermied es, dir zu begegnen, denn ich fürchtete mich vor mir selber."

Wie ich mit Rose durch den Wald nach Hause gekommen bin und was wir alles miteinander unterwegs noch geredet haben, das mag sich ein jeder wohl vorstellen, der einmal ähnliches erlebt hat.



In meinem jetzigen Studierzimmer, in meinem kleinen Häuschen in der Vorstadt, hängt ein Oelbild, das ich einige Zeit darauf, als ich mit meiner jungen Frau die große akademische Ausstellung besuchte, erworben habe. Es ist ein Märchenbild und der ganze Zauber des Märchens ist darüber ausgebreitet. Es stellt Dornröschen dar im Turmgemach, wie der erlösende Ritter im Begriff steht, sie zu küssen. Das Licht fällt durch die mit blühenden Rosen berankten Fenster sparsam ein und es herrscht ein eigenes Dämmern in dem Raum, aus dem sich das in ein helles Gewand gekleidete Dornröschen mit dem niederfließenden Goldhaar in sanftem Schimmer hervorhebt. Sie liegt zurückgesunken in dem alten, geschnitzten Stuhl und man denkt: „Wie schön wird sie sein, wenn sie die blauen Augen aufthut und so ‚süß erschrocken‘ aufschaut.“ Der Zauber der Unschuld und Schönheit ist um sie, und das ist es auch, was den jungen Ritter zaudern macht. Man sieht an seiner Stellung, wie er rasch genaht ist, und nun steht er

über sie gebeugt und zögert, die schönen, unbewußten Lippen zu berühren.

Zuweilen stehe ich mit meiner jungen Frau Rose, die eine merkwürdige Aehnlichkeit mit dem Dornröschen auf dem Bilde hat, davor, wir erinnern uns dann beide an das schöne Märchen unseres Lebens und erfreuen uns der schöneren Wirklichkeit.

Eine Weihnachtsgeschichte.





Es hatte vierzehn Tage lang gefroren wie in Sibirien. Auf dem höchsten Berg im Lande saß der alte Wintergreis mit seinem bläulichen Gewande und seinem lang hinstarrenden Schneebart, und ihm war so recht behaglich zu Mute, wie einem Menschengreise, wenn er hinter dem Ofen sitzt und das Essen ihm geschmeckt hat und alles gut geht. Zuweilen rieb der alte Winter sich vor Vergnügen die Hände — dann stäubte der feine, schimmernde Schnee wie Zuckerpulver über die Erde; bald lachte er wieder still vor sich hin und es gab Sonnenschein mit klingendem Frost. Der schneidende Hauch seines Mundes ging von ihm aus und wo er über die Seen strich, zerspaltete das Eis mit langhindonnerndem Getöse, und wo er durch die Wälder wehte, zerkrachten uralte Bäume von oben bis unten.

„Habe Erbarmen, alter Wintergreis!“ flehte ich, „und laß ab, denn es ist Weihnachten und ich muß pelzlos nach Hause reisen.“ Der Alte fühlte ein menschliches Rühren, lehnte sich mit dem Rücken gegen die uralte Eiche, die auf dem hohen Berge steht, schloß die Augen und drusselte ein wenig. So

gelangte ich denn ohne Gefährde in meine Vaterstadt zu meiner Mutter. — Wohl dem, der noch eine sichere Stätte hat in der weiten Welt, wo er sich geliebt weiß, wo die treuen Augen der Mutter auf ihn sehen, die schon voll Liebe auf ihm ruhten, als er noch klein und hilflos auf ihrem Schoße spielte. — Da bin ich wieder in den kleinen, wohlbekannten Zimmern, und die freundlichen Augen werden nicht müde, mich zu betrachten; ich muß erzählen, wie es mir ergangen ist, und auch das Kleinste ist dabei nicht zu unwichtig. Dann stürmt mein Bruder Hermann ins Zimmer, der Primaner und Naturforscher, und kaum hat er mich begrüßt, so erzählt er schon: „Du, Eduard, die Eislöcher auf dem großen See wimmeln von nordischen Enten, die hier überwintern, und am Schloßgartenbach habe ich wieder Eisvögel beobachtet.“ — Polly, der braungefleckte Wachtelhund, ein außerordentlich gebildetes Tier und Zögling meines Bruders, springt in ausgelassener Wiedererkennungsfreude an mir empor und muß sofort seine neuerlernten Künste zeigen. Dann kommt auch Murr, der weiße, gelbgestreifte Kater, reserviert wie Katzen sind, leise gegangen und reibt sich schnurrend an meinem Knie, auch er hat mich nicht vergessen. Er hat Menschenverstand, wie meine Mutter sagt, und wenn er zuweilen des Abends würdevoll mit dem um die Vorderfüße geringelten Schwanz auf der Sofalehne sitzt und einen der Sprechenden nach dem andern aufmerksam anblickt, so ruft meine Mutter oft plötzlich, wenn von Geheimnissen die Rede ist: „Sprecht

doch leise, der Kater versteht ja alles!" — Und von Geheimnissen wimmelt das Haus jetzt förmlich; da erscheint Paul, der Jüngste, der Obertertianer, der noch gar nicht weiß, daß ich gekommen bin, plötzlich in der Thür, etwas leicht in Papier Geschlagenes in der Hand tragend. Aber kaum hat er mich erblickt, als er, statt mich zu begrüßen, voll Entsetzen wieder hinausspringt und erst nach einiger Zeit ohne das Packet mit vergnügtem Lächeln wieder zurückkehrt. „Feine Schlittschuhbahn," lautet sein Bericht, „wir sind gestern schon nach Nußwerder gelaufen, der große See ist ganz zu."

Dann wird alles revidiert im ganzen Hause, das Alte, ob es noch das Alte ist, und dann das Neue. Alle die bekannten Ecken und Eckchen, aus denen die Erinnerung lächelt, die alten Bücher, aus denen dem Kindersinn der Zauber der Dichtung emporblühte. Selbst der Garten wird aufgesucht, und dann geht es den Gang zwischen bereiften Hecken hinunter zum See, der weit in seiner glänzenden Eisdecke schimmernd daliegt, denn hier hat es gar nicht geschneit, und es ist eine Schlittschuhbahn wie selten. Ich probiere einmal vorläufig das Eis, und dann geht es wieder zurück zu den Stübchen meiner Brüder. Dort sind Hermanns selbst erzogene afrikanische Finken zu bewundern, ausländische Schildkröten und Molche und andere naturhistorische Errungenschaften. Paul hat aus Holz gesägte Sachen vorzuzeigen, und eine heimliche Zigarrenspitze, deren vorzügliche Angerauchtheit, und eine unerlaubte

Pfeife, deren echten Weichselholzgeruch ich bewundern muß.

Dann kommt nun der Weihnachtsabend selber, und mit ihm die gute Tante Amalie, die mich schon so oft auf die Strümpfe gebracht hat, denn sie strickt mir immer so schöne, warme, und ihr Dienstmädchen trägt einen höchst verdächtigen Korb, und mit Tante Amalie kommt Cousine Helene, meine kleine Feindin. Sie ist nun eigentlich kaum meine Cousine, denn die Verwandtschaft ist so künstlich, daß Tante Amalie fünf Minuten braucht, um sie auseinanderzusetzen, und ich sie noch nie begriffen habe. Aber wir nennen uns Cousine und Vetter und du, denn wir kennen uns schon von der Zeit an, als Tante Amalie die kleine zehnjährige Waise zu sich nahm, und das ist nun gerade acht Jahre her. „Kinder, vertragt euch!" ist das erste, was Tante Amalie zu uns sagt; sie weiß aus Erfahrung, daß es dieser Warnung bedarf, denn wir stehen im allgemeinen auf dem Kriegsfuß. „O, ich werde schon mit ihm fertig!" sagt Helene mit einem kleinen Trotzblick, der wenig Gutes verspricht.

Die Mutter und Tante Amalie verschwinden zu heimlichen Vorbereitungen in den Festgemächern, und ich petitioniere ebenfalls um Zulassung, da ich — mit einem Blick auf Helene — doch nicht mehr zu den Kindern zu rechnen sei. „Nehmt den alten Meergreis nur mit," meint sie, aber es wird mir nicht gestattet. „Schenkst du mir denn auch etwas, Helenechen, mein Schwänechen?" frage ich mit einem alten Kinderreim. Sie ist immer schlagfertig: „Ich schenke

dir kein Thränechen, doch Tante Malchen schenkt dir was für deine langen Benechen," sagt sie schnippisch. — „Ich weiß auch gar nicht," läßt sich der biedere Paul vernehmen, „ihr hackt euch doch immer, wo ihr euch seht."

„Du ahnungsvoller Engel, du," meint Helene und streichelt sein würdiges Haupt. — „Hast du schon mal einen Engel gesehen," fragt Hermann nun ironisch, „der karrierte Hosen anhat und heimlich Zigarren raucht?" — „Ihr seid schrecklich, alle miteinander," sagt Helene, „ist das eine Weihnachtsstimmung und sind das Weihnachtsgespräche?" — „Das ist nur äußerlich," meine ich, „innerlich, da sind Lichter in unseren Herzen angezündet und das Gemüt ist voll Weihnachtsduft."

„Um Gottes willen!" seufzt Helene.

Das Klavier steht geöffnet. „Laßt uns singen," bitte ich. — Helene sieht mich fast dankbar an: „Aber was denn?" — „Unser Weihnachtslied: ‚Morgen, Kinder, wird's was geben, morgen werden wir uns freun'." Und nun wird es gesungen, das alte harmlose Lied, das eigentlich gar nicht mehr paßt, da dies ‚Morgen' schon heute ist. Dann singt Helene mit ihrer klaren Stimme: ‚O du fröhliche, o du selige, gnadenbringende Weihnachtszeit . . .' und dann: ‚Es ist ein' Ros' entsprungen . . .' und dann mit einmal tönt die Glocke, und der Moment, der so manches Mal mein Herz mit süßem Schauer erfüllt hat, ist da.

Der Weihnachtsbaum, mit Silber- und Gold-

ketten, Fähnchen, Netzen und Sternen und mancher verlockenden Frucht behangen, strahlt mir entgegen, ach, nimmer so herrlich wie einst, da sein Glanz durch das ganze Jahr einen wärmenden Schein breitete und schon lange vorher beim Ausblasen einer Wachskerze das Herz in süßem, ahnungsvollem Schauer erbebte: „Es riecht nach Weihnachten."

Wir suchen nun jeder den Ort, wo ihm die Liebe etwas aufgebaut hat. Selbst Polly und Murr sind nicht vergessen. Jenem ist unter dem Tisch auf einem Schemelchen die delikate Knackwurst in einem Kranz von Pfeffernüssen zugedacht und ein eigenes Lichtlein dabei angezündet. Der würdige Kater dagegen findet seine Bescherung auf seinem Lieblingsplatz, dem Fensterbrett. Sie besteht in einem Schälchen Milch und einem Halsband mit seinem Familiennamen, von Helenens kunstfertiger Hand gestickt. „Es ist eigentlich unchristlich für so unvernünftige Tiere," sagt Tante Amalie, aber sie lächelt doch im stillen darüber. Das heimliche Packet, das Paul vorhin so schnell verbarg, gibt sich als ein aus Holz künstlich gesägter Gegenstand zu erkennen, der in Gestalt eines luftigen Schweizerhäuschens meiner Taschenuhr zum nächtlichen Wohnplatz dienen soll. Er hat überhaupt diesen Industriezweig auf alle Anwesenden ausgedehnt. Tante Amalie meint: „Du hast uns wohl alle besägt."

Plötzlich wird die Thür aufgerissen und die zu einer unnatürlichen Tiefe verstellte Stimme des Dienstmädchens läßt sich vernehmen: „Julklapp!" und ein

in Papier gewickelter Gegenstand fällt ins Zimmer. ‚An Eduard‘ ist's adressiert. Viel Papier fliegt hastig abgerissen zu Boden und Helene macht sich durch eine schlecht verhehlte Spannung verdächtig. Endlich kommt ein zierlich in Perlen gesticktes Hausschlüsselfutteral zum Vorschein. „Von dir, Helene?“

„Nur aus Bosheit,“ ist die Antwort, „weil ich weiß, daß du gestickte Sachen verabscheust.“

„Das mußt du anerkennen,“ sagt Tante Amalie, „es ist eine sehr mühsame Arbeit, sie hat drei Wochen daran gearbeitet.“ — „Ach, nicht doch,“ meint abwehrend Helene. — „Ich will es dir zu Ehren alle Abende benutzen,“ sage ich. — Dagegen protestiert nun aber die Mutter: „Was, ihr wollt meinen Aeltesten auf Abwege bringen?!“ — Wieder geht die Thüre auf, wieder eine andere Nuance von Dorotheas wandelfähigem Organ: „Julklapp!“ und eine große Kiste wird hereingeschoben mit der Adresse: ‚An Helene.‘ Diese sieht mich voller Verdacht von der Seite an. „Darin ist gewiß eine große Schändlichkeit von dir,“ meint sie, „ich mache es gar nicht auf,“ aber sie hat schon den Deckel der Kiste abgeschoben. Ein mächtiges Packet, in Papier gesiegelt, kommt zum Vorschein. Aus dem Papier entwickelt sich eine zweite Kiste. Helenchen wird ganz aufgeregt, denn in dieser Kiste steckt wieder eine und so fort, die Papiere fliegen umher und das ganze Zimmer steht voll Kisten. „Es ist abscheulich,“ sagt Helene, „gerade wie in dem Märchen von der alten Frau, die ein Haus hatte und in dem Hause eine Kammer und in der Kammer

einen Schrank und in dem Schrank eine Kiste und in der Kiste wieder eine Kiste und so fort und in der letzten eine Schachtel und so weiter, und in der letzten kleinsten Schachtel war ein Papierchen, und in dem Papierchen wieder ein Papierchen und in dem allerletzten Papierchen ein Pfennig, der war ihr einziges Vermögen." Endlich kommt ein runder in Seidenpapier gewickelter Gegenstand zum Vorschein. „Nun geht's los!" rufen alle. Es ist aber nur eine runde, große Apothekerschachtel. Das Seidenpapier fliegt, eine Schachtel nach der andern kommt hervor, die Spannung wird fast unerträglich. Endlich in der zehnten Schachtel ein kleiner schwerer, in Papier gewickelter Gegenstand. „Das ist der Pfennig!" ruft Helene, „die gute, alte Frau schenkt mir ihr ganzes Vermögen zu Weihnachten!" Es ist aber kein Pfennig, sondern ein kleines, zierliches, goldenes Kreuz an einer feinen Kette. „Gerade wie ich es mir gewünscht habe!" ruft Helene verwundert, und ein fragender Blick trifft mich. Ich nicke und mit einem Male hat sie meine Hand mit ihren beiden erfaßt und schaut mir herzhaft in die Augen. „Ich danke dir, Eduard." — „So freundlich hast du mich lange nicht angesehen, Helene." — „Wenn du immer ein artiges Kind bist, antwortete sie, „so wirst du noch öfter freundlich angesehen."

„Julklapp!" tönt es wieder in Dorotheas höchsten Fisteltönen; sie sucht uns offenbar einzubilden, daß sich ein ganzes Heer von verschiedenen Geschenkspendern draußen ablöst. Da man jedesmal

vor dem Julklappruf die Hausthürklingel hört, so habe ich sie sogar im Verdacht, daß sie zur größeren Wahrscheinlichkeit ihrer oratorischen Darstellung jedesmal die Treppe hinabläuft, zuvor einen Eintretenden zu fingieren. — Die Julklappen nehmen endlich ein Ende und Dorothea tritt nun selber ein, ganz rot im Gesicht von der Anstrengung, aber harmlos, als wisse sie von nichts, um auch ihr bescheidenes Weihnachtstischchen aufzusuchen.

Allmählich brennen die Wachskerzen nieder und eine nach der andern erlischt knisternd in dem Nadelwerk des Baumes. Nach der festlichen Aufregung ist eine beschauliche Stille eingetreten. Die beiden Jungen haben sich über die bescherten Bücher hergemacht und blättern vorkostend darin umher. Im Nebenzimmer hört man die Stimmen der Mutter und der Tante Amalie, die im Hinblick auf das morgige Festgericht in einen interessanten Meinungsaustausch über die Anwendung von saurer Sahne verwickelt sind. Polly und Murr liegen wohlbehaglich an ihren Lieblingsplätzen, im innersten Gemüt befriedigt, ihre Weihnachtsbescherung verdauend, und ich habe mich in meine dunkle Weihnachtslieblingsecke auf den Lehnstuhl hinter dem Tannenbaum zurückgezogen. Dort schweifen meine Blicke bald in das grüne, nur noch stellenweise beleuchtete Geäst des Weihnachtsbaumes nach den niederbrennenden Lichtern, bald nach Helenen, die, noch immer vor ihrem Weihnachtstische stehend, nach Mädchenweise stets von neuem die Geschenke und Geschenkchen zierlich ordnet und eingehend

betrachtet. Sie steht abgewendet von mir und nur zuweilen bei einer Bewegung zeigt sich das zierliche Profil ihres Gesichtes. Die kleinen widerspenstigen Löckchen, die sich nicht dem allgemeinen Gesetz der Haartracht fügen wollen, umgeben wie ein goldener Schimmer das Köpfchen.

Da knistert wieder eines der Lichter am Baume in die Nadeln, ein kurzes Aufleuchten, und es ist erloschen; das ganze Zimmer ist schon von dem Weihnachtsduft der Nadeln und Lichter erfüllt. Meine Blicke wenden sich wieder zu Helene. Sie blättert gerade in einem kleinen Büchlein, das ich ihr für ihre Mädchenminiaturbibliothek geschenkt habe. Meine Gedanken fangen an, eigentümliche Wege zu gehen. Es ist wieder Weihnachten und ein blitzender, strahlender Tannenbaum aufgebaut und zwei Menschen stehen davor Hand in Hand und schauen sich in die Augen, aus denen es noch viel schöner leuchtet, denn das Glück schimmert daraus hervor. Und merkwürdig — diese zwei Menschen sind Helene und ich. Und meine Phantasie arbeitet weiter, denn die Phantasie thut nichts halb, und ich höre ganz deutlich das Blasen von Kindertrompeten und das Stampfen von kleinen Steckenpferdreiterbeinchen und glückseliges Kinderlachen . . .

„Eduard, du schläfst wohl?" fragt Helene plötzlich. — „Ich träume nur," antworte ich mit einem halben Seufzer. — „Kinder, kommt zum Essen!" ruft die Mutter aus dem Nebenzimmer.

⁕

Am zweiten Weihnachtstag war ich zu Mittag bei Tante Amalie eingeladen und nachher wollten Helene und ich auf den großen See zur Einweihung der neuen Schlittschuhe, die sie zu Weihnachten bekommen hatte. Aus den kleinen, zierlichen Zimmerchen der Tante stiegen neue Kindererinnerungen hervor. Ich kannte dort alles, das feine, geblümte Porzellan, die alten Kupferstiche an den Wänden, die alte, schwarze Rokokouhr mit dem Sensenmann, die eine so sonderbare Gangart hatte, daß man alle Augenblicke meinte, sie müsse stille stehen, die alten verblichenen Stickereien und die hundert zierlichen Kleinigkeiten auf der Spiegelkommode. Am Fenster standen dieselben Lieblingsblumen, und derselbe feine Duft herrschte in dem Zimmer, der mich als Kind schon immer so feierlich stimmte und der mir in der Fremde, wenn ich ihm begegne, unwiderruflich meine gute Tante vor Augen zaubert.

Nach Tische zog sich Helene das enganschließende Pelzjäckchen an und hüllte den Kopf in eine blauseidene Kapuze, aus deren weißem Schwanbesatz das frische Gesicht mit dem blonden, widerspenstigen Löckchenkranz gar anmutig hervorschaute.

„Was siehst du mich denn so an?“ fragte sie plötzlich.

„Ich freue mich über meine hübsche Cousine,“ antwortete ich. — Ihr stieg ein klein wenig Rot in die Stirne, und sie sprach rasch: „Du gewöhnst dir wohl auf deine alten Tage das Schmeicheln an.“

Wir gelangten nach kurzem Wege an den See.

Der alte Wintergreis auf seinem hohen Berge schlief noch immer. Es war noch nicht Tauwetter, allein durch die Stille der Luft erschien es wärmer, als es war, und die Sonne hatte am Tage so viel Macht, daß sie die gefrorene Erde an der Oberfläche auftaute.

„Wir laufen doch zum Nußwerder?“ fragte Helene, als wir die Schlittschuhe angeschnallt hatten.

„Wie du willst!“ war meine Antwort, „die Bahn ist ja noch weiter abgesteckt.“

Unterdes hatten wir uns in Bewegung gesetzt und waren auf die breite, mit Büschen und Stangen angedeutete Bahn gelangt, die jedes Jahr abgesteckt wurde, um einen ungefährlichen Weg zu den beliebten Vergnügungsorten zu bezeichnen.

„Wir bleiben doch nicht auf der langweiligen Bahn?“ fragte Helene und ihre Blicke schweiften über die weite, schimmernde Eisfläche hinaus.

Plötzlich ward ein fröhliches Stimmengewirr hinter uns hörbar, und brausend kam ein Schwarm von Schülern herangefahren und zog, die Mützen schwenkend, an uns vorüber. Ein einzelner sonderte sich von ihnen, es war Hermann.

„Ich wollte dir nur sagen, Eduard, geht lieber nicht nach den Entenlöchern und weicht überhaupt nicht weit von der Absteckung ab. Es sind viele von den Vögeln eben verlassene Stellen da, die nur ganz leicht überfroren sind und sich sehr wenig von dem übrigen Eis unterscheiden. Es thut mir nur leid, daß ich jetzt mit meinen Kameraden laufen muß,

sonst würde ich euch gern dahin geleiten, ich weiß genau dort Bescheid, denn ich habe manche Stunde daselbst mit dem Fernrohr zugebracht und nach den Enten gesehen. Morgen können wir ja einmal zusammen dorthin laufen!" — Damit eilte er mit doppelter Geschwindigkeit den übrigen nach, und bald hatte ihn das schwarze Häuflein wieder eingeschlungen.

Wir glitten eine Weile schweigend dahin. Manchmal schaute ich seitwärts auf Helenens zierliche Gestalt, wie sie so ebenmäßig und anmutig dahinfuhr und wie der Luftzug die Kleider an die schönen Linien ihres Körpers schmiegte. Endlich standen wir eine Weile. Vor uns lag Nußwerder noch in ziemlicher Entfernung, von feinem, violetten Duft des Winters angehaucht; seitwärts über den See hinaus erblickte man in der Ferne eine dunkle Linie über dem Eise, und darüber schwärmte es ab und zu von unzähligen Möwen.

„Da sind die Enten," sagte Helene, „ich möchte sie gar zu gerne einmal in der Nähe sehen."

„Du hast ja gehört, was Hermann sagte," antwortete ich. „Komm, in einer Viertelstunde können wir auf Nußwerder sein."

„Ich fürchte mich gar nicht," sagte Helene, indem sie einen kleinen, zierlichen Bogen schlug, und mir dann gerade ins Gesicht sah; „du bist doch ein rechter Sicherheitskommissarius."

„Ich für meinen Teil würde mich nicht scheuen, das weißt du auch recht gut, Helene, ich bin noch

im vorigen Jahre allein dort gewesen und kenne den See, allein ich darf es jetzt deinetwegen nicht, ich bin dafür verantwortlich, wenn ein Unglück geschieht."

„Ich brauche deine Verantwortlichkeit gar nicht," sagte sie, verächtlich das Köpfchen aufwerfend, „und es nützt dir auch gar nicht, deine Furchtsamkeit durch solche Gründe zu bemänteln. Wenn du nicht mit willst, so laufe ich allein!" Und damit setzte sie sich langsam in Bewegung. — „Helene!" rief ich. — Sie wandte sich um und sah mich spöttisch an. „Willst du mitkommen? Ich ziehe dich heraus, wenn du ins Wasser fällst."

„Du kränkst mich mit Absicht, Helene," sagte ich ruhig, „und das ist nicht schön von dir. Ich gebe nach, aber nur unter einer Bedingung, die du mir nicht verweigern wirst. Ich bleibe stets zehn Schritte vor dir, damit ich dich in genügender Sicherheit weiß."

Ihr Auge leuchtete plötzlich auf, jedoch antwortete sie nicht, sondern neigte nur bejahend das Haupt, und wir setzten uns in der verabredeten Weise in Bewegung.

Es war nun doch eine Verstimmung zwischen uns, und niemand wollte anfangen zu reden.

Das Eis war glatt und jungfräulich, wo wir liefen, und von jenem dunklen Glanz, der auf die Tiefe des Wassers deutet. Rings war es still bis auf das unablässige Geräusch der Schlittschuhe; nur zuweilen ging ein klingendes Hallen durch die Eis-

fläche, oder ein Eisstückchen, von leisem Luftzug getrieben, klirrte vorüber. „Sieh einmal," sagte Helene plötzlich und hielt an, indem sie auf den Grund deutete. Es war eine flachere Stelle des Sees, und durch die klare Eisdecke konnte man bis auf den weißen Sandgrund sehen und die feinen, gefiederten Wassergewächse deutlich erkennen. Zuweilen sah man große Fische vorüberhuschen. Ich bemerkte eine heimliche Aengstlichkeit in Helenens Zügen, denn dieser Anblick des tiefen Grundes, von dem man nur durch eine durchsichtige Decke getrennt ist, hat für den Ungewöhnten etwas Schauerliches.

Wir waren den Enten schon ziemlich nahe gekommen und hörten nun deutlich ihr wirres Geschnatter und das Schreien der Möwen. Nicht weit von uns bemerkte ich den sogenannten ‚großen Stein', einen mächtigen Granitblock, der aus dem Wasser hervorragt und den Kahnschiffern als Wahrzeichen gilt, denn die Gegend um ihn herum ist voller Untiefen. Indem wir darauf zuhielten, trafen wir auf die erste offene, von den Enten bereits verlassene Stelle und umfuhren sie in weitem Bogen. Zugleich erhob sich in der Ferne mit Geschrei und gewaltigem Flügelschlagen eine Anzahl der Vögel und ging in brausendem Flug über den See zu anderen offenen Stellen, die etwa eine Meile weitherhin gelegen waren. Bei dem großen Steine angelangt, standen wir und sahen dem Wirren und Schwirren zu. Die ziemlich große Wasserfläche war bedeckt mit Tausenden von nordischen Enten, vorwiegend Schnell- und Eisenten,

die hier, unseren Norden als ihren Süden betrachtend, Winterquartiere bezogen hatten. Eine große Anzahl von Möwen tummelte sich zwischen ihnen, aus der Luft auf das Wasser niederstoßend, oder wie helle Punkte zwischen den dunklen Enten schwimmend. In der Nähe auf dem Eise saß ein großer Vogel, zwischen den Klauen mit dem Schnabel etwas zerpflückend, daß die Federn davon stoben. „Siehst du den Seeadler?“ sagte ich zu Helene, „der hat jetzt leichtes Spiel, er braucht nur zuzustoßen, wenn er Hunger hat.“ Unterdessen war ihm wohl unsere Nähe unheimlich geworden, denn plötzlich erhob er sich und flog mit gewaltigen Flügelschlägen über den See dem Lande zu.

Wir hatten eine ziemliche Zeit dort gestanden und, mit dem Betrachten der Enten beschäftigt, auf nichts weiter geachtet, und so fiel es mir jetzt auf, als ich dem Seeadler nachblickte, daß das gegenüberliegende Ufer, das wir vorhin deutlich gesehen hatten, ganz in bläulichem Dämmer verschwunden war. Ich schaute mich um nach Nußwerder — nur noch wie ein matter Schein zeichnete es sich in die dicke Luft, und mit einem Male fing es an, ganz leise und sanft zu schneien.

„Helene!“ rief ich, „wir müssen schnell fort, denn wenn der Schnee stärker wird und unsere Spur verdeckt, so können wir uns leicht verirren.“

Wir machten uns nun schnell auf, die Spur der Schlittschuhe auf unserem Herwege verfolgend. Langsam und stetig mehrten sich die Flocken, und

kaum waren wir eine kurze Strecke vorwärts gelangt, so war das Eis von dem Schnee leicht bedeckt und die Spur verloren. Wir hielten an und schauten nach der Bahn aus. Aber nichts war ringsum zu sehen, überall nur das leise, stetige Niedersinken der großen Flocken, das sich weiterhin in einen weißen, wimmelnden Dämmer verlor. Ich schlug auf Geratewohl die Richtung ein, in der ich die Bahn vermutete, und dann ging es wieder vorwärts. Nach einer Viertelstunde war nichts erreicht, wir mußten die Richtung verfehlt haben. Wir standen nun und horchten, ob nicht ein Laut uns zu Hilfe komme. Aber es war ringsum so totenstill, daß man das leise Geräusch der fallenden Flocken vernehmen konnte. Nun mehrte sich auch schon der Schnee und fing an, beim Laufen hinderlich zu werden, und das Schlimmste war, daß die Gefahr der unsicheren Stellen durch die gleichmäßig alles verhüllende Schneedecke verdoppelt ward. Wir glitten nach einer anderen Richtung vorsichtig weiter. So irrten wir eine Weile umher, und ich bemerkte, daß Helene anfing, müde zu werden. Plötzlich sah ich etwas Dunkles vor mir aus dem Schnee ragen, und da waren wir wieder bei dem großen Stein; wir waren richtig im Kreise gelaufen.

Während wir eine Weile ruhten, fiel mir plötzlich eine Bemerkung ein, die ich vorhin gemacht hatte. Es war mir aufgefallen, daß die Entenkolonie, der große Stein und Nußwerder in einer geraden Linie lagen, danach konnte man die Rich-

tung bestimmen. Gelang es uns, diese gerade Linie einzuhalten, so mußten wir unbedingt auf Nußwerder treffen, von wo aus die Bahn mit Leichtigkeit zu erreichen war.

Wieder glitten wir in den Schnee hinaus, Helene immer etwa zwanzig Schritt hinter mir. Als wir eine Weile gelaufen waren, glaubte ich vor mir in dem Schneegewimmel etwas Dunkles ragen zu sehen wie die Umrisse von Bäumen. Unwillkürlich vermehrte ich meine Schnelligkeit, da plötzlich ertönte hinter mir ein gellender Schrei, und als ich mit scharfem Ruck meinen Lauf anhielt, ward ein Knistern und Senken zu meinen Füßen bemerkbar, das mir kaum Zeit ließ, in schneller Wendung zurückzutaumeln. Wie erstarrt stand Helene hinter mir. Ich sah sie wanken und eilte, sie in meinen Armen aufzufangen. Dann blickte ich unwillkürlich zurück und sah jenen kleinen dunklen Wasserfleck, der in der fast zugefrorenen Oeffnung noch frei geblieben war und Helenen zu dem Warnungsruf veranlaßt hatte. Sie lag an meiner Brust und schluchzte leise. „Helene," tröstete ich, „es ist ja alles gut." Sie schlang plötzlich den Arm um mich und rief leidenschaftlich: „Ich will dich nie wieder necken, Eduard, niemals wieder!"

Ich fühlte die schöne Gestalt in meinen Armen, ihr Busen wogte an meinem, und ich beugte mich zu ihr nieder und fragte sie leise: „Auch dann nicht, Helene, wenn wir immer bei einander sein werden, immer?" Sie hob fast verwundert den Kopf und schaute mir fragend in die Augen. Dort mochte sie

wohl die richtige Deutung lesen, denn langsam stieg ein Rot in ihrem reinen Antlitz auf und sie verbarg es wieder an meiner Brust. Es war eine kleine Pause, indes ich sie sanft an mich drückte. „Auch dann nicht,“ flüsterte sie leise.

Wir hatten beide vergessen, daß wir verirrt in der großen Einsamkeit des Schneegestöbers standen; was kümmerte uns, daß wir den Weg verloren hatten, hatten wir doch den schöneren zu unseren Herzen und zu unseren Lippen gefunden!

„Eduard — Helene — Eduard!“ rief es plötzlich aus der Ferne, und fast erschreckt fuhren wir auseinander. Und wieder rief es, ich erkannte die Stimme meines Bruders. Ich gab Antwort und ein vielstimmiges Jubelgeschrei war die Folge. Dann nach einer Weile sah ich die dunkle Gestalt Hermanns aus dem Schnee hervortauchen und weiterhin kam dann eine zweite Gestalt und eine dritte und so fort, alle, wie ich beim Näherkommen bemerkte, an ein langes Seil aufgereiht, an das sie sich in Zwischenräumen verteilt hatten, während der letzte Flügelmann die Bahn innehielt. Sie hatten uns von dem hochgelegenen Wirtshaus, das sie besucht hatten, zufällig mit dem Fernrohr beobachtet und wußten, daß wir vom Schnee überrascht, auf dem Eise sein mußten. So hatten sie denn die lange Wäscheleine des Wirtes requiriert, um uns mit Sicherheit aufsuchen zu können.

Als wir zu Hause bei der Mutter, die uns schon mit Sorgen erwartet hatte, anlangten, rief Hermann, der unterwegs eingeweiht war, durch die Thüre über-

mütig hinein: „Julklapp!“ und Helene und ich traten Hand in Hand ins Zimmer. Ein Blick der Mutteraugen genügte, und ihre Arme umschlossen uns beide. „Mein Lieblingswunsch,“ sagte sie glücklich, „und ihr bösen Kinder habt euch so angestellt? Und was wird Tante Amalie sagen?“

Der schwarze See.





I.

Roderich Haideborn, ein junger Mann von etwa sechsundzwanzig Jahren, lebte in der guten, alten Stadt Golnow ganz allein in seinem großen Hause. Da er reich und unabhängig war, so ging die allgemeine Meinung der Stadt und der Umgegend dahin, daß er nichts Besseres thun könne, als sich unter den Töchtern des Landes ein Ehegemahl zu wählen, um das Geschlecht der Haideborne, das mit ihm auf zwei Augen stand, nicht aussterben zu lassen. Allein Herr Roderich Haideborn bekümmerte sich wenig um die Meinung seiner Mitbürger und Nachbarn, weshalb sie ihn ein ganz klein wenig für einen Narren hielten. Denn so jemand die Ansichten weiser und hochansehnlicher Personen für nichts erachtet, schlossen sie, müsse doch in dessen Kopfe eine Abweichung von der gebräuchlichen Denkart stattfinden. Und zu diesem Schlusse fühlten sich diese guten Leute auch durch andere absonderliche Erscheinungen berechtigt. Herr Roderich Haideborn besaß nämlich eine höchst abenteuerliche und romantische Sinnesart, und dies hatte

seinen Grund sowohl in einer Naturanlage, als in seiner Erziehung.

Seine Eltern waren frühe gestorben, und die Sorge für ihn war einer Schwester seines Vaters zugefallen, die bis dahin in einer entfernten Stadt gelebt hatte. War nun des kleinen Roderich Gemütsart schon immer etwas phantastisch gewesen, so fand diese Seite seines Charakters durch die Tante eine ganz besondere Nahrung und Unterstützung, und der alte Hauslehrer hatte eine außerordentliche Mühe, zwischen den üppigen Wunderblumen, die die Tante in den Geist des Knaben pflanzte, den Futterkräutern des Wissens ein kümmerliches Dasein zu fristen.

Diese gute Dame, die unter dem Namen „Tante Schwarz" — wegen ihrer schwarzen Augen und ihrer stets schwarzen Kleidung in der Stadt bekannt war, lebte mit ihrem geliebten Neffen stets in einer eigenen erträumten Welt. Es gab selbstgeschaffene Personen mit erfundenen Namen in dieser Phantasiewelt, von denen sie sprachen, wie von wirklichen Menschen. Wo sie lebten und webten, wo sie gingen und standen, war dieser Dichtungstrieb thätig. Sie machten viele einsame Spaziergänge in die Umgegend, die durch schöne Wälder und viele Seen geziert war, und fanden dort die herrlichsten Schauplätze für ihre Geschichten. Ein Stückchen öden, sandigen Landes war ihnen die Wüste Sahara. Sie kannten dort Urwald und Prairie, und der See, der hinten an den Garten stieß, bedeutete das Weltmeer. Dort fuhren sie auf einem Kahne zu einer Insel, die einen Büchsenschuß vom Lande ent-

fernt lag und so groß war, daß ein mäßiges Haus hätte gerade darauf stehen können, und entdeckten Amerika, ein weitläufiges und gewaltiges Land, mit vielen glänzenden Kieseln am Ufer, die von ihnen als kostbare Edelsteine mitgenommen wurden. Auch viele seltsame Tiere fanden sie dort, denn die harmlose Libelle, die über den Rohrhalmen tanzte, ward zum Kondor, und zuweilen mußten sie vor den eingebildeten Pfeilschüssen der Eingeborenen sehr schnell entfliehen.

Eine Zeitlang war Robinson der Held des Tages und auf inständiges Bitten ließ Tante Schwarz Roderich mit seinem Hündchen Fedelint, der das Lama vorstellte, einen ganzen Nachmittag allein auf der Insel, damit er die Robinsonsfreude recht auskosten könne. Die gute Tante saß die ganze Zeit über verborgen in einer Laube und wachte über das Wohlergehen ihres Lieblings, den sie in seiner weltfernen Einsamkeit beobachtete. Am Abend holte sie ihren von den Mücken ganz rot gesprenkelten Robinson in einem Kahne, der natürlich einen nach Europa segelnden Dreimaster vorstellte, wieder ab.

Die Spaziergänge waren voller Abenteuer. Eine harmlose Blindschleiche, die sich durchs Gras ringelte, schwoll zur Riesenschlange an, eine Feldkatze war der auf Beute lauernde Tiger, das Kornfeld ein Wald von Bambusrohr, durch den man in Erwartung neuer Abenteuer schritt. Jeder Begegnende wurde bedeutungsvoll in das phantastische Gewebe verflochten. Der Gendarm, der die Landstraße einherritt, ward

ein auf Abenteuer ausziehender Ritter, der Jäger, den man durch die Buchenwaldung dahingehen sah, ein junger Prinz, der das verzauberte Schloß aufsuchte, und jeder alte Bettler mindestens ein höchst geheimnisvoller Greis, wenn nicht ein vertriebener König, der seinen Reichsapfel und seine Krone in seinem Bettelsack bei sich trug.

Am liebsten richteten sie ihre Spaziergänge nach dem sogenannten „schwarzen See", einem harmlosen Teich im Stadtwalde, der wegen der ihn rings umgebenden gewaltigen Eichen, die ihre Schatten über ihn warfen, eine dunkle Farbe zur Schau trug. An der einen Seite, wo die Bäume nicht so dicht standen, lag die Ruine eines alten Jagdhäuschens mit einer gewaltigen, vom Blitzschlag halb zerstörten Eiche, die aus dem spärlichen Grün ihrer Zweige viele kahle, weißgebleichte Aeste hervorragen ließ. Hier herrschte der dämmernde Reiz der Sage und warf auf die Natur den unheimlichen Schatten einer furchtbaren That, die an dieser Stelle einst geschehen sein sollte. Hier hatte, so erzählte man sich, vor langer Zeit ein Jäger sein unschuldiges Weib aus Eifersucht ermordet, und war dann unter derselben Eiche vom Blitze erschlagen worden.

Alle Geschichten, die die Tante hier erzählte, hatten einen besonderen Reiz, vornehmlich wenn sie sich in das Gebiet des Unheimlichen begaben. Der dunkle, glatte See, der, wie die Leute sagten, keinen Grund hatte, die riesigen Eichen, die im Sonnenschein so stumm und gewaltig dastanden, die grünen Waldgründe, die

tief und geheimnisvoll herüberschauten, und die kaum einmal von dem fernen Schrei eines unbekannten Vogels unterbrochene Stille des Waldes, alles wirkte dann so unmittelbar, daß sich Roderich dicht an die Tante drückte und sich kaum umzuschauen wagte, denn hinter jedem Busch konnte nun ein ungeahntes und grauliches Geheimnis hervortreten.

So lebten diese beiden Menschen ein eigentümliches und stilles Leben, bis zur Zeit, da Roderich vierzehn Jahre alt geworden war, die Tante plötzlich erkrankte und nach kurzer Zeit verstarb. Roderich war untröstlich, besonders in den ersten Wochen, da ihn sein Vormund zu einem bekannten Lehrer der benachbarten Stadt, wo er das Gymnasium besuchen sollte, in Pension gegeben hatte. Doch die jugendliche Kraft des Kindergemütes hatte bald überwunden, besonders nachdem sich der anfangs viel verspottete und gefoppte Träumer, der sich in realen Verhältnissen nur sehr unbeholfen bewegte, unter dem Beistand eines älteren Genossen einen mehr schülermäßigen Schliff erworben hatte. Zu diesem seinem Mitschüler, einem gutmütigen, etwas phlegmatischen Knaben von fünfzehn Jahren, der nur eine Leidenschaft, nämlich eine enorme Lesewut besaß, faßte er eine unbegrenzte Zuneigung. Dieser blonde, starkknochige Junge, Adolf Dorn mit Namen, war von nun ab sein Vertrauter, sein Freund, sein Berater. Sein in der Stadt ansässiger Vater hatte eine sehr reichhaltige Bibliothek von Dichterwerken aller Völker. Dort hockten die beiden Knaben stundenlang und lasen und lasen, daß sie oft ganz

dumm im Kopfe waren. Eine Menge von deutschen, englischen und französischen Romanen ward dort verschlungen und aus allen blieb Abenteuerliches in Roderichs Kopf zurück.

Die Cooperschen Erzählungen erfüllten beide mit einem überschwellenden Strom von Begeisterung. Das Indianertum ward in der Klasse eingeführt und es gab keinen, der nicht seinen Kriegsnamen führte. Adolf hieß wegen seiner Körperkräfte „der große Büffel", während Roderich ob seiner Leichtfüßigkeit den Namen „der schwirrende Pfeil" davontrug. Die beiden Freunde ritzten sich eines Tages mit einem Federmesser die Brust über dem Herzen, mischten ihr Blut miteinander, tauschten ihre Namen und schlossen den ewigen Waffenbund der Freundschaft.

Danach gerieten sie über Hoffmann, dessen Schriften sie ebenfalls in der Bibliothek fanden. „Kater Murr", „die Serapionsbrüder", die „Phantasiestücke in Callots Manier" versetzten sie in eine abenteuerliche Welt. Die „Elixire des Teufels" wurden mit innerem Grauen verschlungen. Die Welt nahm nun einen geheimnisvollen Charakter an. Von jedem alten Mann, der etwas sonderbar erschien, wurde Außergewöhnliches vermutet, und ein altes Haus in der Schulstraße, dessen Läden immer geschlossen waren, und in dessen Dachrinne das Gras wuchs, bevölkerten sie mit wunderlichen Gestalten ihrer Einbildungskraft. Das alte Obstweib an der Ecke der Schulstraße wurde ihnen höchst merkwürdig, denn es hatte eine ungemeine Aehnlichkeit mit dem bronzierten

Aepfelweib im „goldenen Topf“, und es erschien Roderich damals als das höchste Glück, wie der Student Anselmus beim Archivarius Lindhorst alte Manuskripte zu kopieren und hernach mit der schönen Serpentina auf dem Rittergute in Atlantis zu leben.

In diese Periode fiel auch die Leidenschaft, sich durch allerlei sonderbares Getöne zu vergnügen, das sie auf einer echten spanischen Laute, die sich Roderich zu verschaffen gewußt hatte, hervorbrachten, welche eigentümlichen, oft selber komponierten Dinge sie für Musik ausgaben. Eine Sängerin erschien ihnen damals als eine solche „aus Aetherduft und Mondschein gewebte Nachtigallenbraut“, daß ein irdischer Mensch es wohl nimmer wagen dürfe, sich ihr profanerweise zu nähern.

Nach diesem geschah es, daß sie über Heine gerieten und sich beide verliebten. Sie erledigten nun alle Tollheiten, die verliebten Primanern eigen zu sein pflegen, in überschwenglicher Weise. Nur, da sie unterschiedliche Naturen waren, ereignete es sich, daß sich die Tollheit bei Adolf mehr in sinniger Weise, sozusagen im stillen Sitzen äußerte, während sie bei Roderich exotische Schossen trieb und sich in wunderlichen Kapriolen des Geistes offenbarte. Sie standen des Nachts „wie Säulen“ im Mondschein vor den Fenstern der Geliebten, und es war beiden gemeinsam, daß sie sich oft sehr unglücklich fühlten und ihr Leben für vergiftet erklärten. Aber wenn sie unglücklich waren und ihr Leid gemeinsam in den Wald trugen, wo „die Blumen, ihre Schwestern“ sie mit mitleidigen

Augen ansahen, und es so schön war, unglücklich zu sein, da streckte sich Adolf gemeiniglich seine starken Glieder in das Gras, stillem Brüten ergeben über die Grausamkeit der Geliebten, mit der er übrigens noch nie ein Wort gesprochen hatte, während es Roderich angemessen erschien, in der Nähe umherzuwandeln und wilde Reden auszustoßen und sein Leid den Bäumen zu klagen. Und auch seine Geliebte, ein kleiner, dicker Backfisch mit blonden Haaren und Sommersprossen, hatte keine Ahnung von seinen Schmerzen.

In dieser Zeit verfertigte Roderich eine Anzahl von Adolf höchlich bewunderter Gedichte und schrieb sie säuberlich in ein Büchlein mit rotem Einband.

Unter so mannigfachen Thorheiten und Ereignissen verlief die Zeit, und schließlich trennte das Schicksal die Freunde, indem beide auf verschiedene Universitäten gingen.

Hier war es, wo Roderich seine Tollheiten mehr in das praktische Leben übertrug und wirkliche Abenteuer anstatt der erdichteten suchte. Da die Universität in einer gebirgigen Gegend lag und für Roderich als geborenem Flachländer schon in dem Wort Gebirge ein romantischer Reiz lag, so ward er in der ersten Zeit nicht müde, die Berge zu durchstreifen, immer in der Erwartung eines Außergewöhnlichen. Dies trug sich jedoch sehr sparsam zu. Allein es geschah zuweilen doch etwas und tröstete ihn.

Einmal verirrte er sich und mußte die Nacht unter einem vorspringenden Felsen zubringen, nachdem

er lange vergebens nach dem fernen Lichte ausgeblickt hatte, das bei solchen Situationen in allen Geschichten, die er gelesen hatte, vorhanden war und gemeiniglich zu höchst seltsamen Abenteuern führte. Die Nacht war kalt und es kam ein Regen, der ihn unter dem dürftigen Schutze der Felsen nicht schlafen ließ. Ein vierzehntägiger Schnupfen war das Ergebnis. Er verstieg sich einmal und rettete sich nur durch einen kühnen Sprung; er rutschte einmal einen Abhang hinab, und mußte sehr klettern, ehe er wieder in Sicherheit kam. Das Schönste war aber, daß er einmal eine versprengte Schar wirklicher Zigeuner traf. Er dachte schon, nun fange das Glück an, ihm zu lächeln. Zwar suchte er vergebens die junge, braune Zigeunerin mit dem schwarzen Schlangenhaar und den geschmeidigen Gliedern, die in den Romanen nie fehlte und dem Fremdling, während sie Zingarella tanzte, aus den nachtschwarzen Augen verzehrende Glutblicke zuwarf, allein es war doch wenigstens eine Alte da mit einem roten Tuch um den Kopf und wackelndem Kinn, die ihm aus den Linien seiner Hand unsägliches Glück prophezeite. Es waren auch braune Kinder vorhanden, die nicht appetitlich anzusehen waren und schwarze, scheue Augen hatten, und es gab auch eine junge Mutter, die, vor ihm sitzend, ihr nacktes Kind säugte, während er mit den Männern am Feuer lag und Wein trank, den sie für sein Geld aus dem nächsten Dorfe geholt hatten. Sie waren sehr lustig und sangen Zigeunerlieder, und dann sang Roderich ein Studentenlied,

und so abwechselnd, und zuletzt tranken sie Brüderschaft. Dazu loderte das Feuer, die Nacht stand schwarz über den Bergen, und unzählige Sterne flimmerten auf sie herab. Roderich trank viel Wein und schlief mit gesteigert romantischen Gefühlen ein.

Dagegen waren die Empfindungen, mit denen er am andern Morgen aufwachte, sehr wüster Natur, und im Kopfe saß ihm ein unbehagliches Etwas und bohrte. Die Zigeuner waren verschwunden, nur die Luft zitterte noch über den heißen Aschenüberresten des Lagerfeuers. Die Sonne war eben aufgegangen; er wollte nach der Uhr sehen, allein sie war nicht vorhanden, und als er böser Ahnungen voll nach seiner Geldbörse griff, fand er sich um eine zweite teuer erkaufte unangenehme Erfahrung bereichert. Die Gefühle, mit denen er hungrig und sehr elend nach Hause schlich, waren dieser Lage angemessen.

Doch das ward alles in den Wind geschlagen und war in der Erinnerung doch schön. Er ward nun auch bekannt unter den übrigen Studenten und trieb mit ihnen allerlei sonderliche Dinge. Er studierte vielerlei durcheinander, nippte von allem nur den Schaum und nur das Seltsame vermochte ihn zu fesseln. Er hatte in der Stadt einen alten Junggesellen kennen gelernt, der in dem Giebel eines uralten, verräucherten Hauses lebte und in seinem einsamen Leben allerlei vertrackte und wunderliche Dinge zusammengehäuft hatte. Alle Zimmer waren dort mit dem merkwürdigsten Hausrat und den verrücktesten Fratzengebilden, die je eine ausschweifende

Phantasie in Holz, Glas, Stein, Elfenbein oder Porzellan hervorgebracht hat, überladen. Alte, schweinslederne Bände, angefüllt mit den Faseleien und dem Aberglauben finsterer Jahrhunderte, standen an den Wänden auf Borten gereiht, und die hundert Schiebefächer und Kästen enthielten Manuskripte, Handzeichnungen, Kupferstiche, Amulette, Gemmen, Münzen und tausend ähnliche Dinge, die sich in irgend einer Weise durch Seltsamkeit auszeichneten. Und es war nur diese Eigenschaft, die den Alten bewog, dergleichen zu erwerben. An der Schönheit ging er ungerührt vorüber, allein eine ausgesuchte, phantastisch sonderbare Häßlichkeit mußte er besitzen. Die Leute behaupteten von ihm, er sei nur deshalb Junggeselle geblieben, weil er den Idealkobold seines Herzens nicht gefunden habe.

Bei diesem alten Herrn, der mit einem gelben Schlafrock und gleichfarbigem kleinen Gesicht ausgerüstet war, stets ein schwarzes Käppchen auf dem kahlen Schädel trug und über eine große Brille mit unheimlich schwarzen Augen hinwegstarrte, verlebte Roderich manche Stunde. Sie saßen und studierten zusammen in den alten Büchern oder Handschriften, sie ergötzten sich an den sonderbaren Phantasiegebilden der Kupferstiche und trieben allerlei vergessene und längst begrabene Dinge miteinander, die sie in den vergilbten Büchern beschrieben fanden. Sie stellten sich gegenseitig ihr Horoskop und fanden, daß ihnen noch allerlei Sonderbares bevorstehe, ja sie hätten sogar das Goldmachen versucht, wenn das Licht der

neuen Zeit nicht zu grell in ihr Treiben geleuchtet hätte.

Unterdessen versäumte Roderich doch nicht, mit seinen Bekannten allerlei junge übermütige Tollheit zu treiben, gleichsam als Gegengewicht zu der alten vermoderten, schweinsledernen, die er oben in dem alten Giebelhause betrieb.

Er ward mit seinen Genossen am hellen Tage in allerlei Verkleidungen gesehen. Eine junge Dame ging eines Tages auf der Promenade und rief jedem Studenten, der ihr begegnete, ein: „Prosit, altes Haus!" zu. Schließlich entdeckte man Roderich unter dieser Maske. Mitten im Winter, da es Stein und Bein fror und die Sperlinge tot aus der Luft herabfielen, ward er in blauem Frack, weißer Weste und Nankinghosen, mit einem Strohhut auf dem Kopfe lustwandelnd gesehen — und roch an einem Blumenstrauß und fächelte sich mit einem gelbseidenen Taschentuch Kühlung zu.

Dieses waren aber nur die äußeren Blüten seiner Tollheit; in seinem Hirn trieb sich Tag für Tag eine neue Schar abenteuerlicher Gedanken und Einbildungen umher. Sein Geist haftete nie an den Dingen, wie sie sich wirklich darstellten, er nahm stets seinen Flug zu den entlegensten Fernen. Er liebte es nicht, etwas auf geradem Wege zu erreichen und schaffte sich nötigenfalls künstliches Hindernis und Wirrsal, das sein Element war.

Es begab sich auch einmal, daß er in den Karzer gesteckt wurde und ihm die Poesie der Gefangenschaft

aufging. Alle Geschichten von Gefangenen, die er je gelesen hatte, schwirrten durch sein Hirn und wurden lebendig. Er erfand eine melancholische Inschrift und gesellte sie den vielen Namen, Wappen und gekreuzten Schlägern bei, mit denen gelangweilte Vorgänger die Wände reichlich geziert hatten. Am Abend des letzten Tages fiel ihm Trenck ein, und dessen wunderbares Entkommen durch einen ins Mauerwerk gearbeiteten Gang. Sofort fing er an, versuchsweise ebenfalls zu bohren und verfertigte auch im Laufe der halben Nacht mit seinem Taschenmesser ein höchst anerkennenswertes Loch in der Wand des Karzers. Fast mit Bedauern an seine morgige Befreiung denkend, schlief er danach auf seinem harten Lager ein.

Doch die Zeit verging; nach einigen Jahren hielt Roderich seine Studien für vollendet und empfand Sehnsucht nach seinem väterlichen Hause.

So war er denn eines Tages wieder in Golnow, gereift an Wunderlichkeit und Tollheit, und sorgte vermöge dieser Eigenschaften weidlich für die Unterhaltung seiner Mitbürger. Er war nun vierundzwanzig Jahre alt und sah ganz stattlich aus, mit dem dunklen, etwas wild gelockten Haar und dem vollen Bart, der sein Gesicht umgab, so daß manchem Mädchen das Herz pochte, wenn er sie mit den großen, dunklen Augen anblickte. Er kümmerte sich aber nicht viel darum, denn er hatte zuviel mit seinem Hause zu thun. Da waren viele Einrichtungen, die ihm nicht gefielen, denn sie trugen nur den Charakter einfacher bürgerlicher Behaglichkeit und befriedigten

seinen Sinn nur mäßig. Er war reich und Herr seines Vermögens; nun wollte er alles so einrichten, wie er es sich in einsamen Stunden erträumt und erdacht hatte. Eines Tages reiste er in die Residenz, und bald nach seiner Rückkehr kamen große Wagen gefahren, Kisten wurden vor seinem Hause abgeladen, Sendung kam auf Sendung, und man sah Roderich nur noch zwischen Haufen von Stroh und Heu aus aufgeschlagenen Kisten mit seinem Diener Dinge auf Dinge herausnehmen, dergleichen in Golnow noch nie gesehen waren.

Da waren sonderliche chinesische Vasen, Fächer und Sonnenschirme, abenteuerliches Porzellanvolk mit Schlitzaugen und spitzen Hüten, Pagoden mit wackelnden Köpfen, bunte Vorhänge und schimmernde Decken, — niegesehen und fremdartig. Seltsame Waffen kamen zum Vorschein, Kriegskeulen und Tomahawks, indianische Federkronen, Bumerangs, Pfeile und Bogen. Dann gab es in einer Kiste vielfaches gläsernes Trinkgeschirr, gebauchtes und spitzkelchiges, alte Glaspokale mit grellbuntem Bilderwerk und altertümliche grüne Römer, Tummler, die sich selber aufrichteten, wenn man sie niederlegte, und dergleichen mittelalterliches Trinkgerät.

Kupferstiche und alte Holzschnitte, Schnitzwerk und Bilderwerk, alles kam aus den Kisten hervor und über alles war der Hauch der Seltsamkeit ausgebreitet.

Auch was die Möbelwagen brachten, ließ die Golnower erstaunen. Für dergleichen altmodisches

Zeug hätten sie keinen Pfennig gegeben, meinten sie. Und sie flüsterten sich fabelhafte Preise ins Ohr und zuckten die Achseln. Da war manches wurmzerfressen und wacklig und sah gebräunt und vergessen aus. Stühle und Tische brachte man ins Haus von alten, verschollenen Formen, Schränke mit wunderlichem Schnitzwerk und gealterter Vergoldung. Die Golnower Straßenjungen kamen gar nicht aus dem Gaffen und Staunen heraus. Einem schenkte Roderich einen Indianerpfeil mit bunten Federn und machte ihn dadurch zu einem der glücklichsten Sterblichen. Der Junge verehrte ihn wie ein Heiligtum, gab ihn nie aus der Hand und gestattete Besichtigung nur aus achtungsvoller Entfernung.

So ward allmählich das Haus eingerichtet und nahm zu an Wunderlichkeit, bis es fast so bunt darin aussah, wie in dem Gehirne seines Bewohners. Er hatte sich einen Maler aus der Residenz kommen lassen, der ihm ein Zimmer nach dem Garten hinaus, das er zu seinem Allerheiligsten bestimmt hatte, ausschmücken sollte. Dort entstand nun an den Wänden ein buntes Rankenwerk von Arabesken, und was sich nur je an phantastischem Getier und an märchenhafter Menschengestaltung auf goldenem Grunde durch Rankenwerk geringelt, sich in Blumenkelchen gewiegt, hinter Blättern hervorgegrinst hatte, das lebte und webte dort in tausendfacher Gestalt, in wunderlich launenhaftem Spiel. In diesem Raum war mit großer Sorgfalt unter Hilfe des Malers, dem Roderichs abenteuerliches Wesen gefiel, ein phantastisches Ganzes

zu stande gebracht, und die äußere Ausschmückung der Wände mit den Geräten, die hier alle von ausgesuchter Seltsamkeit waren, und allen Dingen in eine solche Harmonie gesetzt, daß es wirklich in seiner Art vortrefflich war. Entsprechend gefärbte Vorhänge an den Fenstern waren so eingerichtet, daß sich jede Art der Beleuchtung erzielen ließ, vom träumerischen Dämmern bis zum hellsten Licht.

Danach legte er sich auf die Gartenkunst und war bemüht, den ohnehin schon sehr vernachlässigten Garten in kürzester Zeit in eine Wildnis zu verwandeln. Auch diese Bemühung war von Erfolg gekrönt.

Unter solchen Bestrebungen war ein Jahr vergangen. Es konnte nicht fehlen, daß Roderich mit den Golnowern in mannigfache Berührung kam. In der ersten Zeit waren seine Sonderbarkeiten das tägliche Gespräch; dann gewöhnte man sich daran und schließlich nahm man sie als etwas hin, das da war, und nur Fremden gegenüber blieb es ein beliebtes Thema, denn man betrachtete Roderich als eine Stadtmerkwürdigkeit, auf die ein richtiger Bürger bekanntlich so stolz ist, als sei diese sein eigenes, besonderes Verdienst.

Mit einigen Familien hielt er auch eine Art von Umgang, insofern er in kometenartig launenhafter Weise durch ihre Kreise schweifte, niemals bei einer Einladung zuverlässig zu erwarten war und gemeiniglich irgend eine absonderliche Thorheit beging, die ihm jedoch meistens in Anbetracht seines liebens-

würdigen Vermögens mildiglich verziehen ward. So konnte es denn auch nicht fehlen, daß die Schmeichelei und die Duldung, mit der man ihm begegnete, seine Launen zu einer imponierenden Größe heranfütterten. In seinem Hause, das er nun vollständig zu einem buntscheckigen Museum der Abenteuerlichkeit umgewandelt hatte, gab es noch eine Zeitlang zu rücken und zu ändern, allein bei der außerordentlichen Rührigkeit und Energie, mit der Roderich alles betrieb, erreichte auch das bald seine Endschaft. Es steckte überhaupt eine solche Summe von Thatkraft in ihm, daß es bedauerlich zu sehen war, wie sie so in Seifenblasen und Schnarrwerk verpufft ward.

Nach der Fertigstellung aller dieser Arbeiten kam eine Leere über ihn, und es wollte ihm in seinem Hause gar nicht so behagen, wie er es sich anfangs vorgestellt hatte. Es sah ihn doch alles so fremd an und war ihm nicht behaglich, denn die Erinnerung hing nicht an diesen Dingen. Der Hauptgrund war aber wohl der, daß nichts mehr daran zu thun war. Er fing nun an, mehr in Gesellschaften zu gehen, und veranstaltete zur Einweihung seiner neuen Hauseinrichtung ein großartiges Maskenfest mit Wasserkorso und Feuerwerk, von dem man heute noch in Golnow zu erzählen weiß. Endlich fing er an, sich zu langweilen., und sprach im Kreise der jungen Leute viel von dem stagnierenden Leben in kleinen Städten, von eingeengten Strömen, von den Schranken des bürgerlichen Lebens, von Philistertum und verrotteten Ansichten. Schließlich behauptete er dann regelmäßig,

er würde alle Annehmlichkeiten von ganz Golnow dahingeben für ein einziges richtiges Abenteuer. So lebte er eine Zeitlang, las viel in seinen Büchern, lag in seiner Hängematte in dem verwilderten Garten, fuhr auf dem See, ritt auf seinem Schecken spazieren — änderte und rückte an allen Dingen, die um ihn waren, allein es half nichts, die Langeweile war und blieb vorhanden. Zuletzt entschloß er sich, um diesem Dämon zu entgehen, eine Reise zu unternehmen, und fing an, die notwendigen Vorbereitungen zu treffen.



II.

So standen die Sachen, als ihm eines Tages von einem unbekannten, fremdartig aussehenden Menschen in geheimnisvoller Weise ein Brief in die Hand gesteckt ward, der also lautete:

Im Namen des Bundes!

Die heilige Sache bedarf der Männer! Ihr seid ein Mann!

Wollet Ihr es beweisen, so findet Euch in der Nacht zum ersten August um 12 Uhr bei der alten Eiche am schwarzen See ein. Dort wird eine Zusammenkunft der Blauen und Braunen stattfinden, und Ihr werdet in das große Geheimnis eingeweiht werden.

Unserer Feinde sind viele und sie schleichen im

Dunkeln. Darum seid bewaffnet und auf Eurer Hut. Eurer Ehrenhaftigkeit vertrauen wir.

Solltet Ihr dennoch nach Verrat trachten, so wird die Hand des Rächers Euch zu finden wissen.

Gegeben um Mitternacht.

Der Bund der Blauen und Braunen.

Das war endlich ein Abenteuer. Bei Roderich stand es fest, daß er dort hingehen müsse, koste es, was es wolle. Es war am 30. Juli abends, als er den Brief erhielt, und er schlief die ganze Nacht nicht im Grübeln über diese Angelegenheit. Es war damals eine Zeit, wo geheime politische Gesellschaften bestanden und allerlei dunkle Gerüchte und eine gewisse Gärung durch die Welt gingen. Golnow war in seiner abgeschiedenen Lage weniger davon berührt gewesen, doch nun schien es ja anders zu werden.

Mit dem Grauen des Morgens erhob sich Roderich von seinem Lager und besichtigte seine Waffensammlung, um Passendes auszuwählen. Er entschied sich nach langem Suchen für ein italienisches Stilett mit eingelegter Arbeit am Griff und für ein kurzes, karabinerartiges Gewehr, das er unter seiner Kleidung verbergen konnte. Er brachte den Vormittag damit zu, diese etwas vernachlässigten Dinge in Stand zu setzen und im Garten das Gewehr zu probieren. Den Dolch schliff er, bis seine Spitze haarscharf war und wie ein Edelstein funkelte.

Der Nachmittag ward in gewaltiger Unruhe verbracht. Endlich ging auch der vorüber und die Sonne

legte sich nach dem schwülen Tage in einem flammenden Gebirge von Wolken zur Ruhe.

Als es ganz dunkel geworden war, nahm Roderich seine Waffen, ging an den See hinab und setzte sich in sein kleines Boot. Dann ruderte er quer über den See nach dem Punkte hin, wo der Wald bis an das Ufer heranging. Es war eine ganz stille und schwüle Luft, der Himmel war mit einem dichten Gewebe von Wolken bedeckt, nirgends blickte ein Stern hervor. Im Westen träumte noch in langem Streif am Horizont ein mattes Rot, der Wiederschein eines Tages ferner Länder. Ueber dem Wasser herrschte ein ungewisses und einförmiges Dunkel, so daß es Roderich oft schien, wenn er mit Rudern anhielt und nach der Richtung spähte, als schwebe er mitten in einem unbegrenzten, dunklen Raum, über sich und unter sich das unendliche Nichts.

Dann blickte er zurück nach den ruhigen Lichtern der Stadt und richtete den Lauf seines Kahnes danach. Endlich sah er das schwarze Ragen des Waldes gegen das ungewisse Grau des Himmels hervorgehen, und dann stieß sein Fahrzeug scharrend auf den Ufersand. Er gebrauchte einige Zeit, um sich über den Punkt seiner Landung zu orientieren; dann schlug er den wohlbekannten Waldweg ein, der unmittelbar zum schwarzen See führte.

Ihm waren die Wälder seiner Heimat zu wohl bekannt, sonst hätte er sich bei dem undurchdringlichen Dunkel, das unter den ragenden Bäumen herrschte, gar leicht verirren können. Er war in einer un-

gewöhnlichen Aufregung und achtete mit gespannten Sinnen auf die unbekannten Laute, die sich aus dem allgemeinen Schweigen hervorthaten. Dann stand er von Zeit zu Zeit und lauschte in die Ferne hinaus, und wenn er dann weiter schritt, war nur das Tönen seiner eigenen Schritte vernehmlich und das Rascheln des Laubes, das sein Fuß berührte.

Horch, was war das? der Ton, der so feierlich von ferne herüberkam? Roderich atmete gleich wieder beruhigt auf; er hörte die Turmuhr der Stadt, und es schlug elf.

Nach einiger Zeit sah er vor sich eine etwas hellere Schattierung des Dunkels zwischen den Bäumen stehen und er wußte, daß er an seinem Ziele angelangt war. Das Wasser lag mit den verschwommenen Grenzen der Dunkelheit vor ihm, und ringsum sah er sich den schwarzen, feierlichen Kreis der Waldbäume gegen den helleren Himmel abheben. Unterdessen war der Mond aufgegangen und säumte die schweren Wolken, die ihn verbargen, mit mattschimmernden Rändern. Roderich hatte schon auf dem Wege sein Gewehr hervorgenommen und sich durch einen Griff nach seinem Stilett von dessen Zugänglichkeit überzeugt. Jetzt spannte er den Hahn des Karabiners und spähend und vorsichtigen Schrittes näherte er sich, am Rande des Wassers hingehend, der alten Eiche. Es war alles totenstill dort. Nur einmal erschreckten ihn zwei wilde Enten, die plötzlich schnatternd aus dem Wasser aufflogen und mit sausendem Flügelschlag über den See gingen. Er hörte sie

klatschend wieder auf das Wasser fallen, und dann war alles wieder wie zuvor.

Er hatte nun die Eiche wieder erreicht. Sie stand in dunkler Mächtigkeit vor ihm; die abgestorbenen, weißgebleichten Aeste ragten aus dem Laubwerk hervor und leuchteten in mattem Schimmer. Daneben starrten ihm die schwarzen, fensterlosen Augenhöhlen der Ruine gespenstig entgegen.

Die Dunkelheit hatte sich durch das Aufgehen des Mondes um ein Geringes vermindert, und Roderich stand nun eine Weile in spähendem Horchen. Doch es war nichts weiter umher, als das Schweigen der Nacht. Dann trat er in die Höhlung der Eiche und harrte der Dinge, die da kommen sollten.

Und als er nun hier regungslos stand und lauschte, kamen allmählich die Stimmen der Nacht an sein Ohr. Da war zuweilen ein Rieseln in dem Laub der Bäume, oder es arbeitete etwas mit leisem Rascheln durch die welken Blätter am Boden, oder es kam aus dem Walde hin und wieder ein Tönen, ein fernes Rufen oder Kreischen, oder sonst etwas, das unbekannt war. Dann lenkte sich sein Blick auf den See, über dem ein ungewisser Nebelduft lag; ein Wispern ging zuweilen durch die Rohrhalme, oder es gab hier und dort ein leises springendes Plätschern. Einmal kam auch eine Nachtschwalbe geschossen, schwankte taumelnden, geräuschlosen Fluges um die Eiche und flog dann gegen den Waldrand, wo das Dunkel sie wieder aufnahm.

Dann war ihm einmal, als höre er leise vor-

sichtige Schritte im Walde, er horchte gespannt, allein es verlor sich wieder, und dann war es wieder so still, daß nur das einförmige Sieden der Einsamkeit in seinem Ohr war, und er fühlte, wie er mit dem aufgeregten Pochen seines Herzens so allein stand in der großen Oede der Dunkelheit.

Unterdes ward es wieder finsterer, denn das Gewölk des Himmels ballte sich immer schwerer zusammen und über den Bäumen ihm gegenüber zuckte zuweilen der Wiederschein ferner Blitze, wie Traumgedanken der schlafenden Natur.

Die Zeit schlich über den Zeitraum dieser Stunde dahin, wie eine Schnecke über einen Waldweg.

Die dunklen, unbekannten Gegenstände, die unbeweglich mit ungewissen Umrissen umherstanden, schienen Roderich zuweilen zu wachsen und eine andere Form anzunehmen, er sah allerlei Gebilde in ihnen, die sich nur bei schärferer Betrachtung in die Umrisse eines Busches oder Baumstumpfes auflösten.

Doch horch! — was war das? Vom Walde her kamen leise Schritte, und zuweilen raschelte es im Laub oder es knickte ein trockenes Zweiglein. Dann stand es wieder und schien zu lauschen. Jetzt war es wieder da und kam auf den See zu, man hörte, wie es das trockene Gras am Ufer streifte. Nun plätscherte das Wasser ein wenig, und plötzlich fuhr Roderich zusammen, denn er sah gegen das hellere Wasser eine dunkle Gestalt am Seeufer stehen. Er faßte krampfhaft sein Gewehr; da wendete sich die Gestalt und trat etwas weiter vor. Plötzlich ließ er

beruhigt die Büchse wieder sinken, denn er sah, es war nur ein Rehbock. Jetzt sicherte das Tier noch einmal mit erhobenem Kopfe und beugte sich dann ruhig zum Aesen nieder. In Roderich erwachte plötzlich die Jagdlust. Er erhob das Gewehr und zielte; der Bock stand gerade schußgerecht, die heller werdenden Blitze ließen ihn deutlich erkennen. Allein sofort fiel ihm auch ein, weshalb er hier war, und zögernd setzte er das Gewehr ab. Da kamen plötzlich wieder die fernen Töne der Turmuhr herübergeschwommen, es schlug zwölf. „Endlich!“ dachte Roderich, und zugleich schnürte sich sein Herz zusammen vor Erwartung. Er zählte unwillkürlich die langsamen Schläge der Glocke, und kaum war der letzte verhallt, so rollte murrend und langsam der erste leise Donner hinterdrein und schien sich grollend hinter fernen Wolken zu verkriechen. Und kaum war es wieder still geworden, da kam aus der Gegend des Waldes plötzlich ein Blitz und ein scharfer Knall, — der Rehbock schnellte hoch in die Luft und stürzte dann klatschend in das seichte Wasser, wo er regungslos liegen blieb.

Roderich war bei dem unerwarteten Knall zusammengefahren, allein er behielt seine Geistesgegenwart, faßte sein Gewehr und stand mit stürmisch klopfendem Herzen da, harrend der weiteren Entwickelung der Dinge. Zuerst blieb alles still, nur die fliehenden Flügelschläge eines durch den Schuß aufgeschreckten Vogels waren vernehmlich. Dann kamen vorsichtige Schritte von der Seite, wo der Schuß gefallen war, und — horch! noch vorsichtigere von der

entgegengesetzten Seite, und dann kam wieder ein Donner, der lauter als der vorhergehende zwischen den Wolken einherpolterte und ein langes Gemurmel hinter sich her hatte. Als der verstummt war, sah Roderich einen Mann aus dem Dunkel hervortauchen, der sich über den Rehbock beugte, ihn aus dem seichten Wasser hervorschleifte und sich dann mit ihm zu thun machte. Er hörte jetzt wieder von zwei Seiten vorsichtige Schritte, die sich offenbar der Richtung näherten, wo der Mann mit dem Rehbock beschäftigt war. Er war, wie Roderich bei dem hellen Schein der häufigen Blitze sehr deutlich bemerken konnte, eifrig dabei, das erlegte Wild auszuweiden. Plötzlich brach knisternd ein Zweig unter dem Fuß des einen der Nahenden und bei dem Leuchten des nächsten Blitzes sah Roderich den Mann hoch aufgerichtet stehen und nach dem Walde hinauslauschen. Kaum hatte er dies bemerkt, so hörte er die Nahenden von beiden Seiten rasch vorspringen, und eine rauhe Stimme rief: „Steh! oder wir schießen dich nieder!"

Der Angerufene antwortete nicht, man hörte einen Sprung und rasche Schritte durch das hohe Ufergras, dann blitzten und knallten vier Schüsse hintereinander, man hörte den Mann laut und höhnisch auflachen, und dann mit der größten Schnelligkeit durch das Gesträuch brechend entfliehen. Der vierte Schuß war aus Roderichs Gewehr gefallen, er hatte in der Aufregung, und als er sich vorbeugte, um den Verlauf der Dinge zu beobachten, den Stecher unvorsichtig berührt.

Jetzt rief die rauhe Stimme wieder: „Zum Teufel, der ist uns entgangen, aber hier ist noch einer, der Strauchdieb hat auch geschossen!“

„Er sitzt in der hohlen Eiche, ich habe den Schuß blitzen sehen!“ sagte eine andere Stimme, den wollen wir schon fassen!“

Ein neuer Blitz zeigte Roderich zwei Männer, die in einiger Entfernung von der Eiche vor ihm standen und ihre Büchsen auf ihn gerichtet hielten.

„Steh' Kerl!“ rief nun der Erste, „oder unsere Doppelbüchsen sprechen ein Wort mit dir!“

„Den Schuft können wir gleich niederschießen,“ sprach der andere dazwischen, „er hat sich zur Wehr gesetzt!“

Roderich hatte seine Geistesgegenwart wiedergewonnen. „Ihr Männer vom Bunde,“ sprach er, indem er hervortrat, „was drohet ihr mir, da ihr mich doch selber zu eurer Zusammenkunft eingeladen habt, ich habe keine Gemeinschaft mit jenem, der soeben entflohen ist.“

„Meint er denn, daß wir ihm seinen Unsinn glauben?“ sagte der eine der Männer, und mit einem gewandten Griff hatte er ihm beide Hände auf den Rücken geholt und fing an, ihn säuberlich und kunstgerecht zu binden.

„Meine Herren, ich protestiere gegen diese Behandlung! Haben Sie mich darum herausgelockt, habe ich darum Ihnen vertraut, daß Sie mich in dieser Weise behandeln? Was haben Sie mit mir vor?“

„Wirst du schon sehen, mein Schatz!“ war die

Antwort, „und nun vorwärts und keine Sperenzien gemacht!“

Diese Aufforderung war von einem ermunternden Kolbenstoß begleitet, und Roderich sah nun wohl ein, daß Sträuben hier nicht half und er am klügsten that, sich ohne Weigerung in sein Schicksal zu fügen. Er ließ sich demgemäß ohne Widerstand von den beiden Männern fortführen.

Unterdes war das Gewitter mit Macht heraufgekommen, die Blitze zuckten in kurzen Zwischenräumen und ließen das Ragen der Baumstämme und das Gefüge und Geglieder ihrer Aeste für einen Augenblick erkennen, so daß das Dunkel, das sie gleich wieder aufnahm, um so schwärzer erschien. Das Brausen des Windes schauerte in kurzen Stößen durch die Wipfel und brachte bald schwere klatschende Tropfen, die sich immer vermehrten, und über allem war das Knattern und Rollen des Donners, der bald in schweren, unbeholfenen Stößen über sie hinging, bald in fernen Wolken grollend rumorte.

Die Männer waren still geworden und eilten unter Dach zu kommen; nur zuweilen trieb der eine Roderich mit rauhen Worten zu größerer Eile an. Nun ward das Zucken der Blitze immer blendender, und die drei standen oft unwillkürlich still, wenn ihnen nach dem grellen Lichte plötzlich die undurchdringliche Finsternis entgegenstarrte. Immer schneller folgte das knatternde Krachen, und mit einemmal geschah eine blendende Helle und ein scharfer, schmetternder Schlag, und dann war es ganz still, nur das un-

sägliche Strömen des Regens war vernehmlich. Danach kamen noch einige schwächere Schläge, allein die Macht des Unwetters war gebrochen; nur der Regen stürzte unaufhaltsam herab.

Roderich war in dieser Zeit von den schwärzesten Gedanken heimgesucht. Wer waren diese Männer, die ihn in so rauher Weise mit sich fortführten? Wie in der aufgeregten Natur die Blitze, so kreuzten sich in seinem Hirne die Gedanken. War die ganze Geschichte von der Zusammenkunft der Blauen und Braunen nur eine Falle gewesen, um ihn hinaus zu locken und sich seiner zu bemächtigen? Was war der Zweck seiner Gefangennehmung? Und nun kreuzte sich alles, was er je ähnliches gelesen oder gehört, in buntem Wirbel in seinem Gehirn: geheime Gesellschaften — Inquisition — Indianergeschichten — italienische Räuber — Gift, Dolch, Mord und Totschlag — Lösegeld! — Hier durchzuckte es ihn wie ein jäher Blitz: Lösegeld — das war es! Er war sehr wohlhabend und galt für reich. Die schönste Räuberbande stand in seiner Phantasie sofort fertig da. Zwar war dergleichen in der Golnower Gegend nie erhört worden, und seit Jahren war außer einigen harmlosen Diebstählen nichts dem ähnliches vorgekommen — aber alles das konnte ja anders werden. Er begann in der Geschwindigkeit zu veranschlagen, wie viel die Räuber wohl fordern würden, und überlegte sogar die Mittel, wie das Geld zu beschaffen sei. Dann fiel ihm ein, wohin sie ihn wohl bringen würden. Es mußte mindestens eine unterirdische Höhle sein

mit geheimnisvollem Eingang, etwa das Kellergewölbe einer alten Ruine, oder ein künstlich gegrabenes verstecktes Hohl in einem Berge.

Deshalb war er sehr erstaunt, als die beiden Männer aus dem Walde mit ihm auf einen freien Platz traten, und er ein wohlbekanntes Försterhaus vor sich liegen sah. Der Regen hatte aufgehört, die Wolken hatten sich verzogen und den Mond freigegeben, der mit lieblichem Schein auf dem vom Regen glänzenden Dach des Hauses lag und in die dunklen Baumschatten der Linden schimmernde Lichter säumte. Hunde kamen jetzt bellend gesprungen, und auf das Klopfen der beiden Männer nahten nach einiger Zeit schlürfende Schritte, und die Thür ward von einem alten, weißköpfigen Mann, der eine Art Diener zu sein schien, geöffnet.

„Den einen haben wir," sagte der eine der Jäger, „den Spitzbuben, er hat auf uns geschossen!"

„Wir wollen ihn in die vergitterte Kammer sperren," sagte der alte Mann, „dort bricht er gewiß nicht aus, und außerdem lassen wir Pluto vor der Thür liegen, der ist wachsam. Komm, Pluto! komm, mein Hund," rief er, und ein großer, schwarzer Hund, der in der Nähe stand und Roderich mit mißtrauischen Blicken betrachtete, kam näher und ließ ein dumpfes, grollendes Knurren hören.

Roderich war nun alles klar. Man hielt ihn für einen Wilddieb. Er nannte seinen Namen und verlangte den Förster zu sprechen, der ihm persönlich bekannt war. Anfangs ward ihm natürlich nicht ge-

glaubt, aber schließlich setzte er doch durch, daß einer der Jäger abgeschickt wurde, um den Förster zu wecken und ihm den Vorfall mitzuteilen. Dieser trat dem Abgesendeten schon angekleidet entgegen, denn von dem Lärm war er erwacht und hatte den letzten Teil des Wortwechsels mit angehört. Nun änderte sich alles. Roderich ward auf Befehl des Försters freigegeben und zugleich eine Magd geweckt, die ihm in einem der oberen Zimmer ein Bett bereitete. Mit kurzen Worten erzählte er jetzt, wie er in diese Lage gekommen sei, freilich unter verwundertem Kopfschütteln des Försters, der von Roderichs Sonderbarkeiten zwar schon gehört hatte, zum erstenmal aber ein so vorzüglich ausgewachsenes Exemplar dieser vor Augen sah. Dann war das Bett fertig, die beiden Männer wünschten sich eine gute Nacht, und Roderich stieg, geführt von dem alten Diener, der kopfschüttelnd die Wendung der Dinge beobachtet hatte, hinauf in das ihm bereitete Zimmer, in dessen Fenster schon der grauende Tag hineindämmerte.

Anfangs konnte er nicht einschlafen, es wogte noch die Menge der Erlebnisse in seinem Kopfe, doch schließlich, als schon ein vorwitziger Sonnenstrahl schräge in das Zimmer kam, verfiel er in einen unruhigen, traumreichen Schlaf.

Unterdessen rückte der Sonnenstreif, in dem tausend flimmernde Stäubchen webten, immer näher auf ihn zu und ward immer breiter. Draußen im Walde waren die singenden, springenden Musikanten erwacht und mischten sich einer nach dem andern in das große

Frühkonzert. Dann fing es an, sich im Hause und auf dem Hofe zu rühren, anfangs etwas verschlafen, dann lebhafter. Pferde trappelten über den Hof und Mägde gingen mit klappernden Eimern vorüber.

Und durch das ganze Haus treppauf treppab, durch Küche und Keller, ging ein leichter, behender Schritt, zu dem ein Schlüsselbund leise klirrte und eine liebliche Stimme zuweilen vor sich hin sang. Schelten und Lärm verstummte, wo sich diese Schritte nahten, denn der Friede, die Ordnung und der Frohsinn war mit ihnen. Jetzt kamen die leichten Füße über den Hof gegangen, an Roderichs Fenster vorbei, und es klang zu ihm empor:

„Mägdlein ging im Feld allein, —
Pflücken wollt' sie Blümelein.
Blüht ein Röslein an dem Haag, —
Doch, als sie das Röslein brach,
Flattert es dahin im Wind ...
Ei, wie blühst du so geschwind!"

Die Sonne hatte schon seit einiger Zeit den Raum bis zu Roderichs Bett durchmessen und lag nun friedlich auf seinem etwas blassen Gesicht, so daß er sich schon einmal unruhig gerührt hatte. Als nun noch der Gesang dazu kam, erwachte er plötzlich und war, wie es bei ihm zu geschehen pflegte, sofort vollkommen munter. Er horchte dem Gesange, der sich allmählich entfernte und ihm gar lieblich erschien. Die zweite Strophe verstand er noch:

„Nebenher im hohen Gras —
Männertreu — wie blau blüht das!
Will es binden in den Kranz, —

Aber schnell in luft'gem Tanz
Flattert es dahin im Wind ...
Ei, wie blühst du so geschwind!"

Dann war eine kleine Pause, und als der Gesang wieder begann, war es so fern, daß er nichts mehr verstand.

Er sprang jetzt auf, um sich anzukleiden, fand aber statt seiner Kleider über den Stuhl einen etwas verschossenen Jägeranzug gebreitet. Er besann sich, daß seine Kleider in der vorigen Nacht sehr naß gewesen waren. Dann kleidete er sich an und ging hinunter. Der alte Diener zeigte ihm das Wohnzimmer und bedeutete ihn, er solle nur warten, der Förster werde bald kommen. Eine Magd brachte ihm den Kaffee, und da saß er nun in dem Zimmer voll Morgensonnenschein und wartete. Er hatte Zeit genug sich umzuschauen. Trotz der frühen Morgenstunde war alles behaglich und sauber dort, und es schwebte etwas wie der Geist der Reinlichkeit und Ordnung über den Dingen. Es herrschte nicht die Peinlichkeit, die jahrelang ein Ding genau auf demselben Platze erhält, es war nicht die abgezirkelte, nackte Symmetrie, sondern es war alles in dem Zimmer, als müßte es so sein und hätte sich selber in eigenem Behagen an der Sache so hingestellt. Einfache Geräte waren es nur, und an den Wänden hingen in schwarzen, polierten Rahmen die bekannten, alten Kupferstiche von Hirschen und Rehen mit seltsamen Geweihen, die im Jahre des Herrn so und so erlegt worden waren. Dazwischen war manch gezacktes und gewundenes Reh-

gehörn angebracht und über der Thür ein Hirschkopf, der die gewaltige Last eines achtzehnendigen Geweihes trug. Die eine Fensterecke des Zimmers war für Roderich am anziehendsten. Dort standen einige vorzügliche Rosen- und Nelkenstöcke vor dem Fenster und ein sauberes Nähtischchen, auf dem sich ein Körbchen befand mit Knäueln und Täschchen und anderen zierlichen Dingen, und eine angefangene schneeweiße Näharbeit lag darauf, als sei sie eben verlassen worden. Und Roderich saß und wartete und betrachtete alle diese Dinge, wie der friedliche Sonnenschein sie streifte, oder auf ihnen blitzte, wie er die Schatten der Blumen und des Fensterkreuzes auf den Fußboden malte und durch jede Lücke, die er fand, lange Streifen sendete. Von draußen und aus dem Hause kamen unbekannte Laute unbekannter Stimmen, er hörte Thüren zuschlagen und auf der Treppe gehen, allein niemand kam zu ihm.

Der sonnige Morgen lockte ihn endlich hinaus aus dem Zimmer. Er ging vor die Thür und saß eine Weile unter den Lindenbäumen. Dann zog es ihn weiter, wo der Weg in den Wald führte. Er sah dort eine Bank unter einer schönen Buche, deren breite flache Zweige in dem hellen Lichte der Sonne einen anmutigen Gegensatz zu dem dunkler dämmernden Hintergrund des grünüberwölbten Waldweges bildeten. Unter dieser Buche saß er eine Weile und dachte an die Ereignisse der vorigen Nacht und grübelte über den Zusammenhang des Ganzen, den er nicht zu ergründen vermochte. So hatte er eine

Weile gesessen, da hörte er ein Geräusch auf dem Waldwege und eine helle Mädchenstimme rief: „Georg, warum bist du noch nicht in den Wald; wenn dich der Vater sieht, wird er schelten!"

Roderich sah sich um und erblickte ein junges, sehr einfach gekleidetes Mädchen mit einem Strohhut über dem Arm, das den Waldweg daher kam und in dem Augenblick, als sie ihren Irrtum bemerkte, etwas verwirrt still stand und ein wenig errötete. Dabei hatte ein schräger Sonnenstreif den Weg durch die Zweige gefunden und vergoldete das einfache hell-blonde Haar und ließ die unschuldige Röte ihres Angesichtes noch lieblicher erscheinen.

„Ich bin nicht Georg," sagte Roderich, „aber ich darf Ihnen wohl für die Gastfreundschaft danken, die mir in dieser Nacht zu teil geworden ist."

Sie schwieg eine kleine Weile, dann sprach sie: „Sie sind Herr Haideborn? Der Vater wird gleich kommen, er hat nicht mehr lange im Walde zu thun, und ich sah ihn schon vorhin über die Fichtenschonung gehen."

Als sie zu den Lindenbäumen gelangt waren, trat der Förster gerade aus dem Walde hervor, und um ihn waren zwei schöne Hunde, die ihn stets begleiteten. Roderich und das Mädchen standen nun beide so lang vor der Thür und erwarteten ihn. Als er näher kam, zog er seinen Hut und grüßte und rief: „Schon aufgestanden, Herr Haideborn? Das kalte Bad schon ausgeschlafen? Das war ein tüchtiges Gewitter diese Nacht. Im Eichenkamp hat es zweimal eingeschlagen; es sind zwei von meinen besten Bäumen."

Roderich wollte jetzt seinen Dank anbringen, allein der Förster wehrte ihn ab: „Schon gut, schon gut, nicht der Rede wert — Anna, eine Flasche mit grünem Siegel.“ Anna verschwand aus der Thür und die beiden Männer gingen jetzt in die Wohnstube, wo ein Tisch mit schneeweißem Linnen bereits gedeckt stand.

Sie setzten sich einstweilen auf das Sofa, während das Frühstück aufgetragen ward, und der Förster sprach: „Herr Haideborn, die Leute erzählen allerlei wunderliche Geschichten von Ihnen, und was gestern geschehen ist, läßt mich schließen, daß sie wohl manchmal nicht so ganz unrecht haben, aber was mir an Ihnen gefällt, ist, daß Sie Mut haben, denn Jedermanns Sache wäre das nicht gewesen, sich in der Nacht an den schwarzen See zu wagen. Meine beiden Jäger, die sonst doch auch nicht viel von Furcht wissen, gingen doch recht ungern daran, sich dort in der Nacht anzustellen. Und was die Sonderbarkeit betrifft, das gibt sich mit der Zeit. Ich habe Ihren Herrn Vater recht gut gekannt, der war auch so, als er jung war. Der wollte auch Mond und Sterne vom Himmel langen und alles, was bestand, auf den Kopf stellen, und ist doch nachher ein so prächtiger, vernünftiger Mann geworden. Ich denke mir, das liegt so in der Familie. Sie werden es mir nicht übel nehmen, wenn ich so offen zu Ihnen rede, denn ich habe Ihren Vater sehr gut gekannt und Sie als kleines Kind habe ich oft genug auf dem Arm getragen.“

Dann setzten sie sich zum Frühstück. Anna saß an ihrem Nähtischchen, nur zuweilen stand sie auf

und ging durch das Zimmer, um die Männer zu bedienen. Dann ward sie zufällig hinausgerufen und der Förster sprach: „Herr Haideborn, ich glaube zu wissen, wem Sie diese ganze Geschichte zu verdanken haben. Ich war neulich beim Bürgermeister, um mit ihm über die Wilddieberei in unserem Stadtwalde zu sprechen, und da dies nun weiter keine Geheimnisse waren, so machten wir das beim Kaffee ab. Es war dort allerlei junges Volk im Zimmer, die steckten die Köpfe zusammen, zischelten und kicherten miteinander, und ich hörte einmal Ihren Namen erwähnen. Ich hörte auch, daß die Worte ‚Abenteuer‘, ‚schwarzer See‘ fielen und daß unter vielem Gelächter von dem Bunde der ‚Blauen und Braunen‘ die Rede war.“

Roderich kam mit einemmal die Erleuchtung; er empfand jenes nagende Gefühl, in den Augen anderer Leute eine lächerliche Rolle gespielt zu haben, wo er in bitterm Ernste handelte. Er bat den Förster, über den näheren Verlauf seines Abenteuers nicht mit anderen zu reden, verabschiedete sich dann, nachdem er sich umgekleidet hatte, und ging durch den sommerlichen Wald nach Golnow zurück.



III.

Für Roderich kamen nun wieder Tage, die ihm nicht gefallen wollten. Seinen Umgang in Golnow hatte er infolge der letzten Ereignisse fast ganz abgebrochen und lebte abgeschlossener denn je. Er las

sehr viel und ging und ritt sehr viel spazieren in der Umgegend. Zuweilen kam er im Walde in die Nähe des Försterhauses und sah es von ferne liegen in seiner grünen, friedfertigen Einsamkeit. Der Förster begegnete ihm zuweilen und redete ein paar Worte mit ihm. Er sprach einmal von der vortrefflichen Ernte auf Roderichs Gut Rothensee, das an den Wald grenzte, und Roderich mußte gestehen, daß er seit seiner Anwesenheit in Golnow noch nie in Rothensee gewesen sei. Einst auf einem Spaziergange traf er Anna auf dem Waldwege und grüßte sie. Als sie schon eine Weile vorüber war, schaute er ihr nach und sah die einfache schöne Gestalt unter dem Hallendach der Bäume wandeln. Auf dem Hügel traf sie ein Sonnenlicht und hob sie in ihrem hellen Kleide schimmernd hervor, bis sie gegen die grüne Dämmerung hinabsteigend hinter der Anhöhe verschwand.

Eines Tages suchte er in seiner Bibliothek ein landwirtschaftliches Werk hervor und fing darin an zu lesen. Es war gar nicht so langweilig, wie er sich gedacht hatte. Die nächste Folge davon war, daß er an seinen Buchhändler in der Hauptstadt um die bedeutendsten landwirtschaftlichen Werke schrieb, die vorhanden waren. Er fing an, wenn er an Feldern vorbeikam, diese zu betrachten und bemerkte, daß viel Beachtenswertes vorhanden war, wo sich ihm früher nur eine prosaische Leere gezeigt hatte. Er sprach auch zuweilen mit den Leuten und ließ sich belehren. Eines Morgens ließ er sein Pferd satteln und ritt nach Rothensee hinaus. Es war um die Zeit der

Weizenernte, und an der Grenze seines Gutes waren die Leute mit Einfahren beschäftigt. Der Verwalter, der zugegen war, kam erfreut und begrüßte ihn und machte ihn mit Stolz aufmerksam auf die schweren Garben und deren dicht stehenden Reihen. Roderich blieb den ganzen Tag da, ließ sich auf dem Gut umherführen und machte den alten Verwalter dadurch zum glückseligsten Menschen. Gegend Abend, als er nach Hause ritt, verglich er die Felder, die am Wege lagen, unwillkürlich mit den seinen und mußte sich sagen, daß diese besser waren. Das erweckte ihm ein eigentümliches Behagen.

Von dieser Zeit an kam er sehr oft nach Rothensee und endlich beim Beginn der Saatzeit siedelte er ganz dorthin über und blieb auch den Winter dort. Der Verwalter hatte oft seine Not mit ihm, da er anfangs gern in seine launenhafte Weise verfiel; allein wie Roderich alles, was er ergriff, mit der größten Energie und Hingebung betrieb, so hatte er sich auch bald eine gewisse Einsicht in landwirtschaftliche Angelegenheiten erworben, und sah dann schließlich doch immer ein, daß der alte Mann recht habe.

In der ersten Zeit, kurz ehe er ganz nach Rothensee übergesiedelt war, hatte er den Förster wieder besucht und von nun an kam er häufiger und hielt in der Folge gute Nachbarschaft. In seinem Hause zu Rothensee, das noch von seinem Vater her wohnlich eingerichtet war, ließ er alles beim alten.

Und so verging die Zeit.

Es gibt Menschen, die jahrelang in verkehrten

Gleisen gehen, in die sie äußere Umstände geleitet haben. Manche finden niemals den richtigen Weg wieder und verharren auf ihrer Kometenbahn, bis sie sich immer weiter und weiter von der Sonne der Wahrheit entfernen; manche stehen eines Tages erstaunt da und schauen verwundert auf das, was ihnen bis dahin zur Richtschnur ihres Lebens gedient hat. Bei Roderich war diese Wandelung ziemlich plötzlich eingetreten, allerdings nicht ohne einige äußere Gründe. Es waren aber auch innere Gründe vorhanden, und einer von diesen war sehr wirksam. Es begab sich nämlich sehr oft, daß sich Roderich darüber ertappte, an eine helle, flinke Mädchengestalt zu denken. Anfangs sträubte er sich dagegen, dann ließ er es geschehen, und schließlich war es ihm nicht mehr möglich sich dagegen zu wehren. Wenn er den Förster besuchte, beobachtete er Anna oft im Geheimen und schaute bewundernd, wie alles so von selber zu gehen schien und sich dem Geist der Ordnung und Freundlichkeit fügte. Es war wie in dem Märchen vom Hausgeist. Man merkt kaum sein Wirken, und doch ist alles gethan. Nie kam es vor, daß sie keine Zeit hatte, oder daß sich Ueberstürzung oder Uebereilung zeigte. Und dann war seiner unruhigen Natur der gleichmütige Frohsinn erfreulich, der stets mit ihr war und etwas wie milden Sonnenschein um sie breitete.

Wo war das Ideal eines Weibes geblieben, das er sich früher ausgemalt hatte? Wo waren die dunklen Glutaugen, die wallenden, schwarzen Locken, die imponierende Gestalt? Wo war der sprühende

Geist, der erhabene Flug der Gedanken, die herrlichen Talente? Es war alles versprüht und verweht und es war an ihrer Stelle ein einfaches blondes Mädchen in einem hellen Gewande, ein kleines Schlüsselbund an der Seite, das fröhlichen Sinnes in dem engbegrenzten Kreise der Häuslichkeit seinen einfachen Beruf erfüllte.

Der Winter ging dahin, der Frühling kam ins Land und Roderich befand sich immer noch in Rothensee und kam nur selten in die Stadt. Einmal war er dort gewesen und hatte mit einem Gehilfen seinen großen Garten aufgemessen. Dann saß er eine Zeit und zeichnete und entwarf den Plan einer Umänderung, die im Lauf des Frühlings ausgeführt wurde. Die Wildnis verschwand und machte wohlgeordneten Verhältnissen Platz. Und dann war es wieder Sommer und in Rothensee wogten die Felder von üppigem Korn. Es war nun über ein Jahr vergangen, seit dem Ereignis am schwarzen See. Um diese Zeit machte Roderich viele einsame Spaziergänge; es lag etwas in der Luft und es sollte auch ein Tag kommen, der es zum Vorschein brachte.

Es war ein rechter Sommertag, wie ihn der Anfang des August nur bieten kann. Roderich ging nachdenklich über die Felder zum Walde, um den Förster zu besuchen, mit dem er etwas zu reden hatte.

Die sommerliche Schwüle schwebte über der Natur, daß man meinte, im Zittern der Luft über den Feldern ihren Flügelschlag zu sehen; die Halme neigten schwer ihr Haupt und zuweilen ging ein warmer

Hauch, der das Schrillen der Grillen stärker ertönen ließ, über das leise wogende Feld.

Am Rande des Waldes, wo die mächtigen Buchen ihren Schatten über das Kornfeld warfen, zog sich ein schmaler Grasrain dahin, dort stand Roderich und sah eine Weile auf das Feld hinaus. Er blickte über sanfte, wellige, mit Korn bedeckte Hügel, dazwischen lag manchmal tiefer eine Wiese mit dunklerem Grün und Reihen einförmiger Weiden. Fernerhin schaute Rothensee still wie schlafend aus Baumwipfeln hervor, daneben aus einer Waldlücke der See — die gegenüberliegenden waldigen Ufer in sonnenduftiger Ferne — und dann dehnte es sich bis zum Horizont in blaßblau dämmernden Streifen, bis zu den sanftgewellten Anhöhen, die den blauen Himmel zu tragen schienen. Es war fast alles sein Eigentum, was er überblickte.

Ein sommerliches Summen und Klingen war ringsum, und als er weiter schritt, schwirrte das Insektenvolk vor seinen Füßen auseinander. Drunten im Grunde am Waldrand, wo eine schmale Waldwiese ins Feld vorsprang, standen zwei Rehe, aufmerksam mit erhobenem Kopfe zu ihm herüberstarrend. Dann ein plötzliches Nicken des Kopfes, und fort eilten die scheuen, zierlichen Tiere, das eine in den Wald, wo das Geräusch seiner Sprünge zwischen den Bäumen wiederhallte und das andere mit leichten, nachlässigen Sätzen quer durch das hohe Korn. Auf dem Hügel lugte noch einmal der zierliche Kopf mit den erhobenen Ohren aus den Halmen zu ihm herüber, dann ein paar Sprünge, und hinter dem verschwun-

denen Flüchtling richteten sich langsam die Aehren wieder auf. Roderich fiel unwillkürlich Anna ein. Gerade so schlank und zierlich stand sie oft in der Hausthür, wenn sie ihm und dem Vater entgegenblickte. Wo sich der Feldweg in den Wald zog, schaute ihm die grüne Laubhalle verlockend entgegen. Ein kühlerer Hauch umfing ihn, doch kein Rauschen tönte in den Kronen der Bäume. Es war die Stunde, wo Pan schläft, die der Mitternacht entsprechende Tagesstunde mit dem unheimlichen Zauber, der dieser brütenden Stille eigen ist. Es ist, als fürchte man sich, den Traumgesichtern der schlafenden Natur zu begegnen. In den grasbewachsenen Waldlücken lag still der Sonnenschein, fern sahen dämmernde Gründe geheimnisvoll herüber, und zuweilen klangen unbekannte Laute langnachhallend durch das Schweigen.

Seitwärts leuchtete es farbig zwischen den Stämmen; es war ein freier Fleck, mitten im Walde. Dort hatte eine mächtige Buche gestanden; der abgehauene Stumpf schaute aus Gras und Glockenblumen hervor. Nun war der Fleck ein Schmetterlingstanzplatz, und die bunten Flügelwesen gaukelten und spielten lautlos um die Blumen, lösten sich von ihnen und hafteten dann wieder mit wiegenden Flügeln. Auf dem Baumstumpf lag eine Ringelnatter und sonnte sich; die gelben Flecke an ihrem Kopfe leuchteten wie Gold. Wie schaute ihn alles so verzaubert und schweigend an! Der einsame Fleck mitten im Walde, umgrenzt von ragenden Buchen, auf deren stummen Zweigen der Sonnenschein schlief, eine einzelne weiße Wolke, die

regungslos über die Wipfel schaute, und dazu das lautlose Auf- und Niedergewiege der Schmetterlinge. Roderich kamen märchenhafte Gedanken! Dies alles ist verzaubert! dachte er. Dort auf dem Baumstumpf ruht sie, die graue Schlange mit dem goldenen Krönlein auf dem Haupte; die Schmetterlinge sind ihr verzauberter Hofstaat. Dreimal muß man sie auf den Mund küssen, um in den Armen zu halten die allerschönste Prinzessin auf Erden. Aber das ist nicht so leicht, denn nach jedem Kusse verwandelt sie sich in ein neues Ungeheuer, in eine riesengroße, giftgeschwollene Kröte, oder in einen gräulichen, feuerspeienden Drachen. Wer aber standhaft ist, der erringt sie und es wächst ein Schloß mit ragenden Türmen aus dem alten Baumstumpf hervor, es schmettern die Trompeten und in prächtigem Aufzuge kommt der gute, alte König, ihr Vater, daher, und es wird Hochzeit gefeiert mit Fiedeln und Blasen, und der gute, alte König gibt uns ein halbes Königreich, und wir leben fröhlich bis an ein seliges Ende! —

Roderich trat einen Schritt vorwärts — summendes Getier schwirrte vor seinen Füßen auf, Thymianduft wehte ihm entgegen, die Schlange, aufgestört, löste ihre Ringe und wand sich leise raschelnd durch das hohe Gras davon.

Alles wieder still wie zuvor, nur von ferne tönte das Lachen des Wiedehopfs schallend durch die Wipfel, es klang wie ein lustiges Gelächter des Waldes über den sonderbaren Träumer.

Roderich ging weiter in dem einsamen Walde.

Ihm war so wunderbar traumselig zu Mut, unwillkürlich lenkte er seine Schritte zum schwarzen See, der jetzt in der Nähe durch die Bäume blickte. Nun lag die stille, glatte Fläche vor ihm. Kein Rohrhalm rührte sich, die breiten Blätter der Wasserrosen lagen glänzend auf dem dunklen Wasser und die weißen Blumen standen dazwischen wie silberne Punkte. Drunten im Grunde des Spiegels stand die ganze feierliche Majestät des Waldes noch einmal, sich bis in das feinste Zweiglein abzeichnend, Roderichs Blicke schweiften über die Wasserfläche, da blieben seine Augen an einer hellen Gestalt haften, die sich im Spiegel zeigte. Er erhob seine Augen und sah Anna am Rande des Ufers sitzen, wie es schien, in Gedanken verloren. Sie blieb ruhig sitzen, als er sich näherte und sie ihn bemerkte, und deutete auf einen Korb, der neben ihr stand: „Ich bin so müde," sprach sie, „ich habe den ganzen Korb voll Himbeeren gepflückt, wollen Sie mir etwas ausruhen helfen?"

Roderich war dazu sehr gerne bereit und setzte sich neben sie in das hohe Gras. „In den Reutschlägen sind in diesem Jahre erschrecklich viele Himbeeren," sagte Anna, „die Sträuche schimmern ordentlich rot, wenn man darüber hinsieht."

„Ist es erlaubt?" fragte Roderich, indem er das weiße Tuch von dem Korbe nahm und ihm die rote Fülle der duftigen Früchte entgegen schimmerte.

Sie lachte. „Wer nicht arbeitet, soll auch nicht essen," war die Antwort.

„Ich habe gearbeitet," erwiderte Roderich, „ich darf essen."

Anna sah ihn freundlich an. „Herr Haideborn," sagte sie, „wie gefällt Ihnen die Landwirtschaft?"

„Fräulein Anna," war seine Antwort, „ich verdanke es Ihnen, daß mein Leben einen nützlichen Inhalt hat, daß es nicht mehr in einem Jagen nach blauen Phantomen besteht, daß ich eine Thätigkeit gefunden habe, wo es mir Freude macht, Gutes und Tüchtiges zu schaffen!"

„Ah — wie meinen Sie das?" fragte Anna und sah ihn verwundert an.

„Ich bin aufgewachsen," fuhr Roderich lebhaft fort, „ohne daß mir jemand gesagt hätte von den Pflichten gegen mich und andere. Ich bin durch das Leben gegangen wie ein Knabe, der Schmetterlinge jagt. Bei dem Drängen nach Arbeit, das in mir steckte, hielt ich es in meinem verkehrten Sinn für gewöhnlich, so zu handeln und zu thun, wie ich die Leute um mich her handeln und thun sah. Auf das Außergewöhnliche und Seltsame richtete sich mein Sinn und so verfiel ich in allerlei Thorheit. Erst Sie zeigten mir, daß nicht der Wert in dem steckt, was man thut, sondern wie man es thut, daß man Großes leisten kann im Kleinen. Ihnen verdanke ich das Beste, was ich in meinem Leben gelernt habe!"

Anna errötete und schlug die Augen nieder. Dann sah sie wieder auf und begegnete seinem Blick, der liebevoll auf ihr ruhte. Sie sah wieder in den Schoß und zerpflückte eine Grasähre zwischen den Fingern.

Es war eine kurze Zeit des Schweigens. Nur das Wispern und Schwirren des Getiers, das die

Sommersonne ausbrütet, war in dem durchsonnten Gras vernehmlich, und aus dem Uferschilf des Sees kam das wirre, liebliche Geschwätz eines kleinen Rohrsängers.

Roderich sah das Mädchen vor sich sitzen, so einfach und anmutig; was er schon lange im stillen mit sich herumgetragen hatte, mußte jetzt zur Entscheidung kommen. Unwillkürlich schoß es ihm durch den Sinn: dreimal muß man sie auf den Mund küssen, um in den Armen zu halten die allerschönste Prinzessin auf Erden! Aber wird sie sich nicht verwandeln? Er glaubte es nicht.

„Anna,“ sagte er sanft.

Sie blickte auf zu ihm und plötzlich, als sei der Bann gelöst, der auf ihm geruht hatte, ergriff er sanft ihre Hand und sprach zu ihr und sagte ihr alles, das sein Herz bewegte. Und sie saß stumm und zitternd und doch voll süßen Glückes; seine Stimme war wie hallende Glockentöne in ihren Ohren, sie lauschte seinen schnellen Worten und verstand sie kaum. Nur das Eine verstand sie, daß er sie liebte. Dann zog er sie sanft an seine Brust und küßte sie dreimal auf den Mund.

„Prinzessin, du bist mein!“ sagte er.

Ihr blonder Kopf lag an seiner Brust, als sie zu ihm aufschaute und sprach: „Es war schon lange so.“

„Und soll so bleiben!“ sagte Roderich und drückte sie fester an sein Herz.

Eugen Kniller.





Ich habe einige Jahre meines Lebens in einer mecklenburgischen Stadt zugebracht, wo ich in einer Maschinenfabrik als Konstrukteur beschäftigt war. Wenn ich die verschiedenen Menschen, mit denen ich damals in Berührung kam, jetzt zuweilen in stillen Stunden des Nachdenkens und der Erinnerung an meinem Geiste vorübergehen lasse, so verweile ich stets mit Behagen dabei, mir Herrn Eugen Kniller, wohllöblichen Amtsschreiber, in das Gedächtnis zurückzurufen, wobei ich jedoch bemerken muß, daß sich diese Zuneigung nicht auf einen Zug des Herzens begründet, sondern eine solche ist, wie sie etwa ein Kuriositätenliebhaber für ein besonders verschrobenes und verdrehtes Stück seiner Sammlung hegt. Eugen Kniller war eigentlich ein öder Mensch. Er hatte keine Interessen und Neigungen, die über das Gewöhnliche und Niedrige hinausgingen und sein einziger Wunsch war, reich zu sein um des Reichtums willen. Bei seiner außerordentlichen Gier nach Erwerb und Besitz fehlte ihm jedoch gänzlich die findige Thatkraft, die notwendig ist, seine Güter schnell und sicher zu vermehren, und sein ganzes Thun und Denken ging

darauf hin, das kleine Vermögen, das er besaß, und das was er erwarb, festzuhalten und sich möglichst kostenlos durchs Leben zu schinden.

Zwar ganz ohne luxuriöse Neigungen war er doch nicht. Eugen Kniller hielt sich einen Hund Namens Fips. Es war eines jener kleinen, dünnen Windspiele, die, wenn sie laufen, ihre Beine so unglaublich durcheinander wirbeln, daß es ein wahres Rätsel ist, wie sie es anfangen, keinen Knoten hineinzuschlagen. Bei näherer Betrachtung erwies sich jedoch dieser Luxus als ein Blendwerk, denn das Tier kostete ihn nichts, weil es abgerichtet war, sich von anderen ernähren zu lassen und von seinem Herrn nie eine Brodkrume erhielt. Um so freigebiger war er gegen diesen Hund mit allerlei Anerbietungen und fragte ihn bei jeder Gelegenheit, ob er ein Beefsteak essen wolle — oder ein Dutzend Austern? Ob er Neigung habe, ein Glas Madeira zu trinken? Ob er eine feine Havanna rauchen wolle? Ja, im Vertrauen darauf, daß der Hund der deutschen Sprache nicht mächtig war und ihn niemals beim Wort halten konnte, verstieg er sich dazu, ihm ein Theaterabonnement und eine Rheinreise zu versprechen.

Eugen Kniller wohnte bei Frau Zimpernich, einer Witwe, die ein kleines winziges Haus besaß, das zwischen zwei hohen Nachbarhäusern eingeklemmt war. Den unteren Teil bewohnte sie selber, während in dem oberen, der aus einer einzigen nach dem Hofe zu gelegenen Dachstube bestand, der genügsame Mietsmann sein Reich hatte. Aus dem Fenster sah man

auf einen feuchten, sonnenlosen Hof, auf dem einige traurige Hühner einhergingen, die sich ohne Hahn behelfen mußten. Eine notdürftige und rein moralische Anregung zu dem Berufe des Eierlegens erhielten sie einzig und allein durch das Krähen eines benachbarten, der zwei Höfe weiter seine Stimme erschallen ließ. Frau Zimpernich war nämlich eine Gesinnungsgenossin ihres Mietsmannes und hielt einen Hahn für einen prunkhaften und unnützen Esser, der das in ihn gesteckte Kapital auch nicht durch das geringste Windei vergütete.

Die beiden Leute, die sich als Geistesverwandte bald erkannt hatten, besaßen eine gewisse Sympathie füreinander, wie sie Leute derselben engen Gemeinde immer unter sich hegen. Sie hatten beide nur zwei Stäbchen in ihrem Gehirn, auf denen ihre Gedanken wie gefangene Vögel unablässig auf und ab hüpften. Das eine dieser Stäbchen hieß „Zusammenkratzen", das andere hieß „Sparen". Sie gehörten zu der Klasse von Leuten, die bei irgend einer Sache niemals nach ihrem inneren Werte, nach ihrer Schönheit oder nach ihrer Zweckmäßigkeit fragt, sondern nur danach, wieviel sie gekostet hat, sie waren beide von der Art, daß ihnen Triumph und einziger Ehrgeiz war, andere Leute in Hinsicht auf die Billigkeit ihrer Erwerbungen und die Kostenlosigkeit ihres Daseins zu untertreffen.

Trotzdem schienen sie jedoch in dauerndem Unfrieden zu leben; sie suchten sich stets zu schrauben und zu drücken und waren ewig um irgend eine

kleine nörglige Sache in Streit und Aufregung. Dem Kenner entging jedoch nicht, daß dies nur unschuldige Turnübungen ihres Geistes waren und unter dieser rauhen Asche der Funke einer heimlichen Zuneigung verborgen glimmte.

Eines Abends, als ich an dem Häuschen vorbei kam, wandelte mich die Laune an, Herrn Kniller einmal zu besuchen. Ich kannte ihn schon seit langer Zeit, da er regelmäßig am Sonnabend abend in meinem Stammwirtshause erschien, und geduldig die ganze lange Zeit an einem Glas Bier sog. Dies war der äußerste Luxus, den ich je an ihm bemerkt hatte. Dabei liebte er es, mit denen, die Beefsteak oder Gänsebraten oder dergleichen verzehrten, ein Gespräch über diese Nahrungsmittel anzuknüpfen, deren gutes Aussehen zu loben oder die Kleinheit der Portionen zu tadeln, indem er zugleich lüstern mit seiner spitzen, bleichen Nase den süßen Duft der Speisen einsog. Zugleich besaß er die Geschicklichkeit, den beängstigenden Anschein zu erwecken, er würde sich im nächsten Augenblick zu einer That hirnloser Verschwendung hinreißen lassen und ebenfalls dem Kellner eine Bestellung aufgeben, was aber niemals geschah. Nur eines Abends, als er, wie gewöhnlich, sorgfältig die ganze Speisekarte durchgelesen hatte, begab sich das Ungeheuere.

„Kellner,“ rief er, „bringen Sie mir Hummer!“

„Bedaure,“ sagte dieser, „ist nicht da, steht auch nicht auf der Karte.“

„So, ich glaubte es gelesen zu haben,“ sagte

Herr Kniller, „nun es ist gut, da danke ich, ich hatte nur so einen Zieper auf Hummer.“

Einmal ward ihm jedoch ein großer Schmerz angethan. Die Tischgesellschaft hatte zusammengelegt und für den von seinem Herrn einzig mit hochtrabenden Versprechungen gefütterten Windhund Fips ein Dutzend Austern bestellt, in der richtigen Voraussetzung, jenem, der, sobald er kostenlos dazu kommen konnte, sehr gern etwas Gutes aß, dadurch Höllenqualen zu bereiten. Die Austern wurden gebracht, ohne daß Kniller eine Ahnung von der Verschwörung hatte. Fips ward auf einen Stuhl gesetzt, ihm eine weiße Serviette umgebunden, und die Fütterung begann.

„O du meine Zeit!“ rief Kniller, als der Hund die erste Auster verschluckt hatte und sich wohlgefällig das Maul bis an die Ohren leckte, „das unvernünftige Tier!“

Fips bekam die zweite Auster. Sein Herr war vor Entsetzen ganz blaß geworden und rief:

„Ach, das ist ja ein Jammer! Das Tier hat keinen Verstand davon, das ist ja sündhaft!“

Bei der dritten Auster verklärten sich plötzlich seine Züge.

„Ach, ich merke schon,“ sagte er, „sie sind verdorben! Nicht wahr? Ei du mein Fipschen, das schmeckt! Ja, du Leckermaul, Austern, das ist so ein Futter für dich!“

Ihm ward jedoch die vierte Auster unter die Nase gehalten mit der Bemerkung: „Ganz frisch, heute erst aus Hamburg gekommen!“

„Meine Herren, sagte er nun ganz weinerlich, „wenn Sie einmal generöse Gelüste haben, so könnten Sie jemand damit beglücken, der Verstand davon hat. Nein, so ein Jammer! Wurstpelle würde ja dieselben Dienste thun!“

Als er aber bemerkte, daß sein Lamentieren nichts half, sagte er, ihm würde ganz schlimm, er könne es nicht mit ansehen und zog sich tiefsinnig und gebrochen in den Hintergrund zurück. Er erholte sich an diesem Abend von diesem Schlag nicht wieder, blieb still und in sich gekehrt, betrachtete seinen austerngefüllten Hund mit Blicken des Widerwillens und der Abneigung und ging früher als gewöhnlich nach Hause.

Diese Erinnerungen gingen mir durch den Sinn, als ich die Stufen zu Knillers Wohnung hinaufstieg. Ich traf ihn bei seinem Abendessen. Er bearbeitete ein Stück trockenes Brot von ungeheurer Dicke und verzehrte dazu eine Wurst von zweifelhaftem Aussehen, deren Zusammensetzung ein düsteres und blutiges Geheimnis ihres Verfertigers war.

Man muß nicht denken, daß es so überaus ärmlich und dürftig in dieser Dachstube ausgesehen hätte, aber das war nicht Knillers Verdienst, denn die alten wohlerhaltenen Möbel, die das Zimmer enthielt, waren durch Erbschaft in seinen Besitz gekommen. Auch bekundete sich seine Tierliebhaberei durch die Thatsache, daß am Fenster in einem von ihm selber erbauten Lustschlosse von Draht und Glas eine ganze Familie von Zwergmäusen hauste, die sich wahrscheinlich des-

halb seiner besonderen Zuneigung erfreuten, weil diese Tiere die kleinsten Mägen besitzen. Auch ein sehr schmaler Kanarienvogel von spärlichem Federwuchs und trübseliger Physiognomie hing in einem defekten Drahtbauer an der Wand. Dieser war ihm einmal zugeflogen und war vermutlich ein Weibchen, denn weder Ueberredung noch Schmeichelei hatten ihn jemals zum Singen bewegen können. Kniller vermochte sich jedoch nicht von ihm zu trennen, da er die dumpfe Hoffnung in seinem Innern trug, „des Gesanges Gabe“ möchte doch noch einmal in diesem Tiere erwachen und ihm Gelegenheit geben, es teuer zu verkaufen.

Als er sich überzeugt hatte, daß ich kein Geld von ihm borgen wollte, was immer seine heimliche Furcht war, wenn ihn jemand besuchte, ward er ganz zutraulich. Wir saßen am Fenster und sprachen über allerlei Dinge, und als Frau Zimpernich zufällig über den Hof nach ihrem kleinen feuchten Krautgarten ging, betrachtete er ihre sterile Rückseite mit einem prüfenden, nachdenklichen Blick und sagte: „Die Frau hat sich doch gut konserviert, sie ist fünfunddreißig Jahre alt.“

Da ich die Vermutung hegte, Frau Zimpernich sei von Mutterleib und Kindesbeinen an eine mit gelblicher Haut überzogene Zusammenstellung von eckigen Knochen gewesen, so konnte ich ihm nur recht geben.

Nachdem er seine kleinen, kalten gelbbraunen Augen noch eine Weile auf der Stelle hatte ruhen lassen, wo sie verschwunden war, sagte er: „Ich

möchte nur wissen, wieviel sie hat, es müssen an zehntausend Mark sein. — Und das Haus," fügte er nach einer Weile hinzu, „es könnte mehr sein, denn ihr verstorbener Mann hat mit seinem Aufkäufergeschäft viel Geld verdient. Aber der wollte zu gut leben. Sonntags mußte er seinen Braten haben und ein paar Flaschen Wein lagen stets im Keller. Frau Zimpernich hat von der Zeit her noch welchen liegen."

„Ach, die Frau ist fleißig," sagte er dann in einem Tone unbegrenzter Hochachtung, — „und wirtschaftlich. Den ganzen Tag rasselt unten die Nähmaschine. Das mit den Hühnern sieht nur wie ein Luxus aus, es ist aber keiner, denn die bekommen nur Abfall und die Eier verkauft sie."

Dann trommelte er eine Weile mit den Fingern auf den Tisch und blickte mich zwei-, dreimal scheu von der Seite an. Endlich sagte er zögernd, indem er mit dem Daumen auf den Ort, wo Frau Zimpernich sich aufhielt, und dann auf sich zeigte: „Was meinen Sie, wenn wir beide das Unsrige zusammenthäten, ich denke, es wär 'ne Frau für mich?"

„Aber Herr Kniller," sagte ich, „die ist ja bedeutend älter als Sie und schön ist sie auch nicht."

„Nur fünf Jahre," sagte Kniller leichthin, „und auf das Aeußerliche lege ich keinen Wert, ich bin mehr für das Innerliche, das Solide." Dazu machte er die Pantomime des Geldzählens, kniff die kleinen Aeuglein zusammen und schmunzelte. Es war, als wenn die Sonne auf einen Kehrichthaufen scheint.

„Wenn sie mich nur nimmt?“ fuhr er fort. „Aber ich habe ja auch ein bißchen . . . nicht viel,“ fügte er ängstlich ein, „aber ich denke, es wird ihr genug sein. Ich denke, ich wage es.“

Der Vorsatz, Frau Zimpernich zu heiraten, war gräßlich, aber er war Knillers durchaus würdig. Und von dem Standpunkt der Vervollkommnung der Rasse konnte man kaum gegen diese Verbindung etwas einwenden, denn wurde dadurch eine Nachkommenschaft erzielt, so war vorauszusehen, daß diese die addierten Eigenschaften der Eltern erben würde, und ein Geschlecht von Knickern entstände, wie es die Welt noch nicht gesehen hat.

Ich sprach mich demnach gegen Kniller derart aus, daß sich bei näherer Ueberlegung meine Bedenken zerstreut hätten und ich die Partie als für ihn außerordentlich passend bezeichnen müßte. Dies schien ihn sichtlich zu erfreuen; er rief seinen kleinen Hund herbei und sagte zu ihm: „Hast du's gehört, Fips? Na, wenn aus der Sache was wird, dann lasse ich dir einen neuen Ueberzieher machen! Von blauem Sammet mit goldenen Troddeln! Ei, du altes, dummes Hündchen! Willst 'ne Portion Rührei haben?!“

Es wurde wirklich etwas aus der Heirat und ich bin selber auf der Hochzeit gewesen. Bei dieser Gelegenheit gaben beide ihrem Herzen einen Stoß und es ward ein unerhörter Luxus entwickelt.

Sie fuhren sogar zur Kirche in einem alten, baufälligen Wagen, der wie der spukende Geist einer

Chaise aus dem vorigen Jahrhundert aussah. Es waren zwei Tiere mit je vier Beinen davorgespannt, von denen der Kutscher aussagte, es seien Pferde. Man konnte aber den Mann nicht für einen klassischen Zeugen erachten, da er bei der Sache interessiert war. Frau Zimpernich schimmerte mit ihrem Zitronenantlitz in säuerlicher Glückseligkeit aus dem weißen Brautkleide hervor, in dem sie bereits ihr erstes Opfer an den Altar begleitet hatte, und beide waren so mager, spitz und eckig, daß man es ihnen auf eine halbe Meile weit ansehen konnte, sie seien für einander geschaffen. Die Stadt war glücklich. Es fehlte nicht viel, so wäre geflaggt worden. Die Straßenjungen schlugen Rad, um ihre Freude nur einigermaßen zu dämpfen, und schrieen Hurra, bis sie vor Heiserkeit nicht mehr konnten. Die Kirche war überfüllt bei der Trauung, aber mir schien, es war keine rechte Andacht unter den Leuten.

Bei dem Hochzeitsmahle ging es hoch her. Die alten Weinvorräte des seligen Zimpernich waren geopfert und es prangte dort eine Terrine mit einer rötlichen Flüssigkeit, in der einundzwanzig Erdbeeren schwammen, es können aber auch zweiundzwanzig gewesen sein. Mich dünkt, die Bowle war recht gut, nur schmeckte sie für mein Gefühl zu stark nach der Pumpe, und als sich eben allmählich eine Art von verdünnter, säuerlicher Lustigkeit in der Gesellschaft verbreitet hatte, war sie leer. Sie blieb es auch. Meine Tischnachbarin war ein kleines, rundliches, älteres Fräulein und so elektrisch mit Lachstoff ge-

laden, daß es ordentlich ängstlich war, sich mit ihr zu unterhalten, weil man immer fürchten mußte, sie würde in ihren Konvulsionen einmal stecken bleiben, und auf der anderen Seite hatte ich eine junge, sehr ernsthafte Dame von sechsunddreißig Jahren, die späterhin sentimentale Lieder sang mit einer Stimme, die ein Gefühl erweckte, als würde einem mit einem stumpfen Messer an der Seele gesägt. Aber es war doch eine sehr vergnügte Hochzeit.

Die beiden Leute haben dann sehr nett miteinander gelebt. Sie schmorgten und sorgten und knickerten und knauserten nach Herzenslust, sie zankten sich alle Tage nach Bedürfnis und waren glücklich. Sparsam, wie in allen Dingen, haben sie nur einen einzigen Sohn in die Welt gesetzt, der große Dinge verspricht und auf den billigen Namen Karl getauft ist. Er ist jetzt sieben Jahre alt. Ein Freund von mir, der in der Nähe wohnt, fragte kürzlich seinen achtjährigen Sohn: „Otto, wo ist das blanke Markstück geblieben, das dir der Onkel geschenkt hat?"

„Das ist weg!" sagte Otto.

„Ich will wissen, wo es geblieben ist?", fragte der Vater streng. Der Junge zog verlegen mit den Schultern und sagte: „Ja, Karl Kniller. Neulich spielten wir zusammen, und da zeigte ich es ihm, und da sagte er, das müsse ich einpflanzen. Dann würde da ein Baum herauswachsen mit schönen, roten Blumen und zuletzt würde er Früchte kriegen, wie kleine flache Kapseln. Wenn die reif sind, pflückt man sie ab, und in jeder liegt ein Markstück, manchmal aber

auch zwei Fünfzigpfennigstücke. Da haben wir es an der Planke eingepflanzt und eine Kerbe eingeschnitten, damit wir den Platz wüßten. Nach acht Tagen wollte ich mal nachsehen, ob es schon gekeimt hätte, aber da . . . da . . ."

„Nun, was war da?" fragte der Vater.

„Ja, da war's weg," sagte Otto.

Mich dünkt, der brave Karl Kniller wird es in der heutigen Zeit noch zu etwas bringen, denn das Zeug zu einem Gründer steckt offenbar in ihm.

Der Hagelschlag.







Mein Freund Johannes hatte mich zu einer Pfirsichbowle eingeladen und da er zu den wenigen Menschen gehört, die das Geheimnis der Bereitung eines solchen Getränkes ergründet haben, so schien es mir nicht übel, dieser Einladung Folge zu leisten. Das Geheimnis selber, wie ich bei dieser Gelegenheit verraten will, ist verblüffend einfach, denn es besteht nur darin, daß man viel Pfirsich und guten Wein nimmt, ja sogar eine Flasche fünfundsechziger Rauenthaler kann ohne Schaden hinzugegossen werden. Solches Verfahren ist aber den meisten Menschen viel zu einfach und sie verschwenden Zeit, Mühe, Arbeitskraft und Erfindungstalent, um aus der verdünnten Schwefelsäure des sogenannten Bowlenweines etwas Trinkbares herzustellen, müssen das aussichtslose Unternehmen aber stets mit brummendem Kopfe bereuen.

Soweit war also die Sache ganz gut, und doch lagen die Verhältnisse nicht so einfach, wie man hätte wünschen können, denn mein Freund Johannes und ich saßen sechs Stunden weit auseinander in zwei

verschiedenen Badeorten der Ostseeküste, getrennt durch einen Strom, eine große Strandwiese und einen Wald von bedeutender Ausdehnung, und da der Strom keine Fähre besaß, so gab es keinerlei Wagenverbindung zwischen diesen Orten, als auf einem ungeheuren Ummege über die zwei Meilen weiter im Binnenlande gelegene Handelsstadt. Da ich darum ganz auf meine natürlichen Fortbewegungsmittel angewiesen war, so ließ ich mich, um rechtzeitig bei meinem Freunde Johannes einzutreffen, gegen ein Uhr mittags über den Strom setzen und hatte nun eine sechsstündige Wanderung vor mir, die ich genau in der Mitte, wo man bei einem Forstwärter eine kleine Erfrischung erhalten konnte, zu unterbrechen gedachte. Der Tag war heiß und sehr schwül und hinter meinem Rücken im Westen war allerlei wunderliches weißes Wolkengebirge aufgetürmt. Dazu wehte kein Lüftchen, die See war glatt wie ein Spiegel und verlor sich in weißlichem Sonnendunst, und der vor mir liegende Wald, den ich auf flacher, unbeschützter Wiesenfläche etwa in anderthalb Stunden erreichen konnte, war ebenfalls in dunstige Schleier gehüllt. Auf dieser weiten, schattenlosen Fläche war ich mit einer grausamen und rücksichtslosen Sonne ganz allein und sie versuchte alle ihre Künste an mir. Da ich aber wußte, daß es gegen solche Behandlung kein Mittel gibt, als Nichtbeachtung, so destillierte ich mit der Geduld eines Mühlenesels unverdrossen vorwärts und gelangte endlich an den Wald, aus dessen Schatten es mich wie wunder=

volle Kühle anhauchte, obwohl auch dort eigentlich nichts als Schwüle war.

Bevor ich unter diesem Meere von Wipfeln die Aussicht verlor, blickte ich mich noch einmal um. Das Wolkengebirge im Westen hatte sich höher getürmt und an seinem Grunde eine finstere Färbung angenommen, eine merkwürdige lauersame Stimmung lag in der Luft und entfernte Geräusche waren mit sonderbarer Deutlichkeit zu hören.

Als hätte es auf mich gewartet, fiel sofort, als ich in den Wald eintrat, ein großes Geleite von Fliegen über mich her, darunter die tückische, blutsaugende Blindfliege. Sie verließen mich nicht wieder und wurden sie müde von dem ewigen Schwärmen, so ruhten sie so lange auf meinem Rücken, bis sie wieder zu Kräften gekommen waren. Zuweilen erschien mit sonorem Tone eine große Pferdebremse, untersuchte mich kreisend von allen Seiten auf meine Eßbarkeit und zog, wenn sie fand, daß ich ungenießbar war, mit unwilligem Brummen wieder davon. Außer diesem ewigen Gesumme der Fliegen war der Wald still, kein Blatt regte sich und kein Vogel sang, nur in der Ferne ließ ein Pirol unabläßig seinen flötenden Ruf erschallen. Es klang mir immer wie: „Hier ist's kühl! o! Hier ist's kühl! o!“ aber ich wußte, der Vogel log.

Nachdem ich mich wohl eine Stunde in diesem Walde vorwärts bewegt hatte, ward die Stille der Einsamkeit durch einen dumpf grollenden Ton unterbrochen, gleich dem Murmeln eines schlafenden Riesen,

und als ich unwillkürlich rückwärts nach dem Himmel aussah, bemerkte ich die schimmernden Ränder grauer Wolken, die bereits über die Wipfel blickten. Froh, mich jetzt in der Nähe eines sicheren Zufluchtsortes zu wissen, schritt ich schneller aus und erreichte in einer kleinen halben Stunde das Walddorf, an dessen Ende das Gehöft des Forstwärters gelegen war. Unterdes war die Sonne zuerst von Dünsten verschleiert und dann von den aufrückenden Wolken verdeckt worden, so daß eine zunehmende unheimliche Dämmerung rings verbreitet war, während die gewaltige Stimme des Donners immer näher tönte. Vor dem Hause des Forstwärters hielt ein städtischer Wagen und im Innern herrschte Verwirrung und Unruhe. Das hübsche Dienstmädchen, das mir Bier brachte, klärte mich darüber auf: „Dei Herr is so krank,“ sagte sie, „dei Doktor is all dor.“

Ja, da mußte es schlimm stehen, denn wenn in solchen Orten der Doktor geholt wird, da ist es mindestens hohe Zeit. Mittlerweile, als es so finster geworden war, daß man kaum im Zimmer hätte lesen können, als das Zucken der Blitze bereits sichtbar war und der Donner mächtiger rollte, kam der Arzt mit der Frau des Forstwärters in das Zimmer, wo ich mich befand und sagte: „Sie müssen sich auf alle Fälle Eis verschaffen, liebe Frau, denn wenn sie die Wunde jetzt nicht mit Eis kühlen, kann ich für nichts stehen. Und zwar so bald als möglich.“

„Ja, wo soll ich Eis herkriegen?“ sagte die Frau. „Nach Vornemünde sind drei Stunden hin

und drei zurück, und im ganzen Dorf ist heut kein Pferd zu haben. Sie sind alle nach der großen Wiese, eine Stunde von hier und fahren Heu ein."

„Hm, hm!" sagte der Doktor, griff sich mit der Hand in den Bart und grübelte.

Da blitzte es plötzlich, daß alles im Zimmer, auch in den Winkeln, völlig klar zu sehen war, doch ebenso schnell wieder in die Finsternis zurückschwand. Bald hinterher kam ein knatternder Donner und als der verhallt war, blieb ein seltsames, schauriges Rasseln in der Luft zurück, wie wenn mit den jagenden Wolken Scharen von geharnischten Reitern auf gepanzerten Pferden herannahten. Zwischen diesem harten Geräusch war ein grausiges, siedendes Kochen vernehmlich. Und näher kamen die furchtbaren Töne, die Wipfel der Bäume beugten sich, die Blätter flogen und plötzlich rasselte es hernieder, das Getöse des Donners fast übertäubend, von unendlichen Hagelschlossen. Sie donnerten auf das hölzerne Dach des kleinen, windfangartigen Vorbaues und trommelten auf den Fensterblechen und tanzten in wilden Sprüngen auf dem Steinpflaster. Wie weiße Strähne hing es vom Himmel und im Nu war der Boden mit glasartigen Körnern bis zu der Größe von Hasel- oder kleinen Walnüssen bedeckt und alle Vertiefungen waren damit angefüllt. Zehn Minuten dauerte wohl dies Phänomen, dann zog es, allmählich schwächer werdend, in die Ferne und nach einer kurzen Weile brach die Sonne wieder hervor

und schien auf die nassen, glänzenden Blätter, als wäre nichts geschehen.

Der Doktor hatte schweigend aus dem Fenster in das Unwetter geblickt und während er nun seine Augen über den Boden schweifen ließ, um die Menge des angesammelten Hagels zu schätzen, da verklärten sich plötzlich seine Züge und mit leuchtenden Augen wandte er sich und rief: „Frau Hedemann, kommen Sie doch, nun haben wir Eis, so viel wir wollen.“

Diese kam eilig aus dem Zimmer, wo sie ihrem Manne während des Unwetters Gesellschaft geleistet hatte, und als nun der Doktor auf die in allen Vertiefungen angesammelten Hagelmassen zeigte und ihr in fliegender Hast auseinandersetzte, was er meinte, da faltete die Frau die Hände und sprach, indes ihr die Thränen über das Gesicht liefen: „Der liebe Gott hat es geschickt. Nun wird mein Mann wieder gesund werden!“

Der Doktor rief: „Nun aber frisch an die Arbeit, schicken Sie alle Leute hinaus, die Sie auftreiben können!“ Er nahm selber einen Korb, der in der Nähe stand, ich schloß mich ihm sofort an und bald hockten alle Personen, die im Hause verfügbar waren, draußen und scharrten das köstliche Himmelsgut, das in Erdvertiefungen und Wagengeleisen mehrere Zoll hoch gelagert war, zusammen. Auf Anordnung des Arztes ward im Keller ein großer flacher Bottich auf eine Unterlage von Stroh gesetzt und fast bis zum Rande mit dem Hagel angefüllt. Dann hüllte man

alles in Stroh ein, breitete darüber wollene Pferdedecken und durfte so die Hoffnung hegen, den gesammelten Schatz über vierundzwanzig Stunden zu bewahren. Nachdem der Doktor die Frau kurz unterwiesen hatte in dem, was zu thun war, verabschiedete er sich. In seinen Augen war ein seltsames Licht und als er auf dem Wagen saß, schweiften seine Blicke wie unwillkürlich über das Himmelsgewölbe, an dem längst wieder unbewölkte Bläue glänzte.

Mit fröhlicher Seele dem wunderbaren Zufalle dieses Ereignisses nachsinnend, wanderte ich weiter durch die abgekühlte Frische des tropfenden Waldes und von solcher Schwungkraft war ich erfaßt, daß ich kaum merkte, wie schnell ich vorwärts kam. Von Zeit zu Zeit bückte ich mich, nahm aus den tiefen grasigen Wagenspuren des wenig befahrenen Waldweges eine Handvoll der eisigen Körner und ward nicht müde, deren Größe und verschiedenartige Bildung zu bewundern.

Zwischen dem Orte, von dem ich kam, und dem kleinen Seebade Dannenhagen lag, wie eine Insel in den Wald eingesprengt, ein kleines Bauerndorf, und als ich dorthin gelangte, fand ich, daß der Hagel auch hier vorübergezogen war und einen Teil der angebauten Feldfrüchte vollständig verwüstet hatte. Am Wege stand ein alter Bauersmann und schaute auf ein Haferfeld hin, dessen grünendes Wachstum gänzlich zerschlagen und vernichtet war. Mitleid befiel mich mit dem Alten, dessen Hoffnungen ein schnell vorüberrauschendes Unwetter mit einem Male zer-

stört hatte, allein als ich näher kam, wandte der Mann mir sein Gesicht zu und ich sah, daß er vergnügt grinste und daß aus seinen Augen die Begierde sich mitzuteilen funkelte. War dies der Acker seines Feindes, und war es teuflische Schadenfreude, die sein Herz so fröhlich stimmte? Ich beschloß dies zu ergründen: „Na, Olling,“ sagte ich, „Sei sünd jo so vergnäugt un hebben't gornich nörig!“

„Ick freu' mi so äwer den'n ollen Hagel!“ sagte er.

„Woso?“ fragte ich verwundert.

„Je“, sagte er, „dei Hawer is jo hen, äwer ik heww em hoch versäkert. Nu bruk ik em nich tau meien, ik bruk em nich intoführn, ik bruk em nich tau döschen un krieg em doch gaud betahlt. Un doräwer möt'k mi bannig hägen. Voar Geld lacht, un ik lach mit!“

Damit kicherte er so recht von Herzen, und ich schritt weiter, verwunderten Gedanken nachhängend über diesen merkwürdigen Hagelschlag, der überall Segen stiftete. Aber das war noch nicht das Letzte, denn als ich nach fast dreistündiger Wanderung in das kleine Ostseebad Dannenhagen, den Ort meiner Bestimmung gelangte, schien man auch dort dem gefallenen Hagel die höchste Beachtung zu schenken, und als ich am Augusta-Hotel vorüberschritt, hockten sämtliche Kellner mit herabhängenden Frackschwänzen und alle Dienstmädchen dieses Gasthofes ringsum im Walde und sammelten in Körbe, Schalen und Bottiche die kostbaren Körner, als seien sie von Gold.

Mein Freund Johannes, der in der Erwartung meiner Ankunft auf der Bank vor der Thüre des kleinen weißen Hauses, in dem er mit seiner Familie wohnte, gesessen hatte, stand erfreut auf und kam mir entgegen rot und strahlend im Antlitz, wie die untergehende Sonne. „Heil, heil!" rief er, großes Glück ist uns widerfahren! In dem ganzen Orte gibt es kein Eis, denn auch dem Gastwirt ist es bei der großen Hitze schon seit Wochen ausgegangen. Wir hätten unsere Bowle warm trinken müssen barbarischer Weise. Aber was geschieht? Der Himmel legt sich ins Mittel und sendet uns Eis — Eis, so viel wir wollen. Kinder, Frau, Mädchen, alle sind hinaus gewesen zur Eislese, wir haben eine ganze Wassertonne voll, wir sind glücklich!"

Und so geschah es, daß infolge dieses Hagelschlages in Dannenhagen an diesem Abend eitel Schwelgerei und Wohlleben herrschte, denn zum erstenmal gab es seit Wochen wieder im Augusta-Hotel Butter, die nicht auf dem Teller umherlief, kühles Bier und kalten Moselwein, und diese Konjunktur ließ man nicht unbenutzt. Ja, die Wirtin ließ sich sogar durch den allgemeinen Freudentaumel hinreißen, Fruchteis herzustellen und schrieb sich dadurch in die Herzen der Damen mit goldenem Griffel ein.

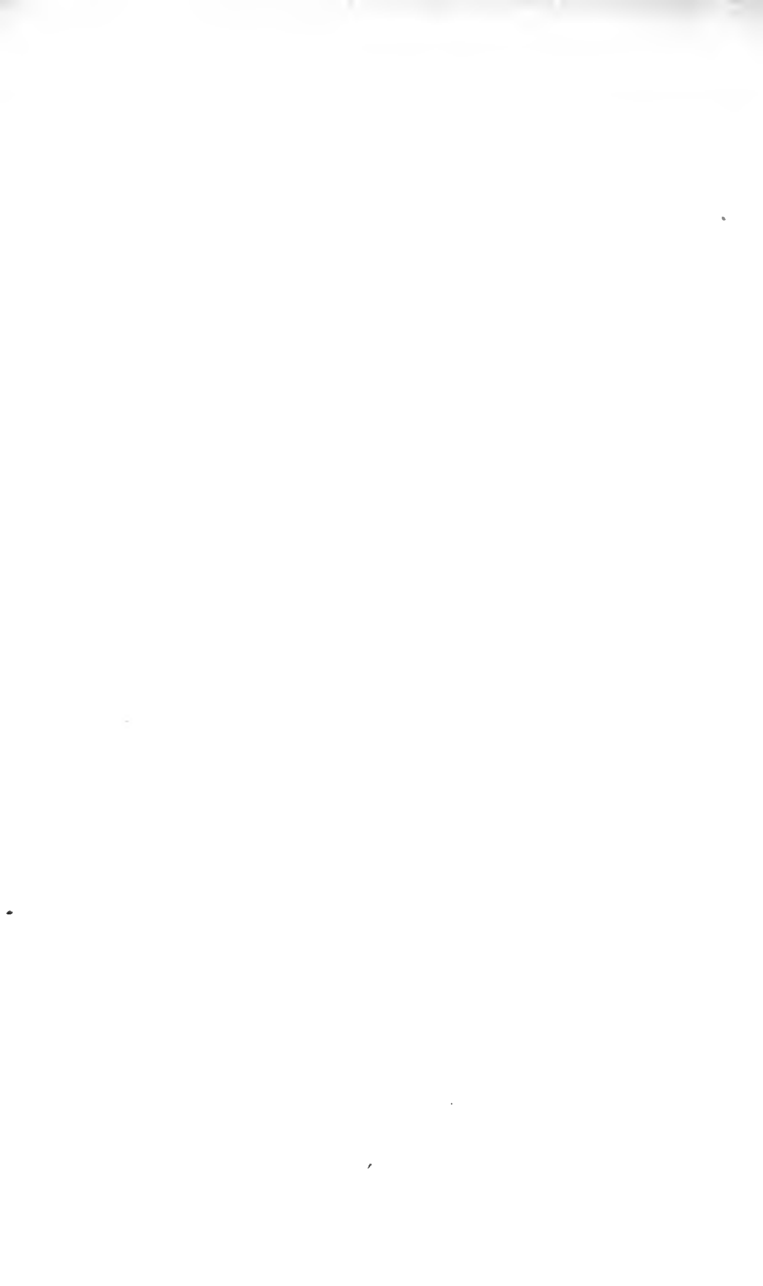
Als ich aber nachher mit der Familie meines Freundes um die gefüllte Bowle saß, deren köstliche Kühle die Trinkgläser mit feinem Tau bereifte, da erzählte ich ihnen das Erlebnis meiner Wanderfahrt, und wir alle stießen vollen Herzens an auf

das Wohl des Mannes, der fieberglühend auf Genesung harrte.

Ich darf hier wohl hinzufügen, was ich erst später erfuhr, daß er sie auch gefunden hat und sich noch manch Jahrzehnt des neugeschenkten Lebens zu erfreuen hofft.

Die Kohlmeise.





In der mecklenburgischen Landstadt, wo ich mehrere Jahre meines Lebens zugebracht habe, stand in einer abgelegenen Straße als das letzte ein winziges Häuschen in einem nicht sehr großen Garten. Das Gebäude war schlecht erhalten und wohl seit dreißig Jahren nicht neu angestrichen worden, obwohl es dessen vielleicht schon ebenso lange bedurft hätte; die Fenster erschienen schmutzig und blind, und manchmal waren zerbrochene Scheiben durch Stücke von alten Kistendeckeln ersetzt, so daß sie aussahen wie kranke Augen, die man mit Pflastern verklebt hat. Der Garten war besser gehalten, allein es war nicht die kleinste Zierblume in ihm zu finden, selbst vor dem Hause, wo doch sonst auch bei den Aermsten ein paar freundliche Blumensterne zu leuchten pflegen, sah man nichts als Kartoffeln oder Kohl oder sonst ein breitspuriges Küchengewächs. Höchstens kam es einmal vor, daß dort Zichorien angepflanzt waren, aus deren Wurzeln man den vortrefflichen Kaffee bereitet, und dann konnte es sich ereignen, daß

einige zur Samenzucht stehen blieben und mit ihren blauen Blütenzweigen einen unbeabsichtigten Schmuck darboten.

Hätte man nun aus diesen Erscheinungen auf die Armut der Bewohner dieses Häuschens geschlossen, so wäre dies wohl berechtigt, aber nicht richtig gewesen, denn seine Besitzer, die beiden alten Junggesellen Gebrüder Pieper, zum Unterschied von einander Angelpieper und Pilzpieper genannt, erfreuten sich als die letzten Ueberbleibsel einer wohlhabenden Familie eines nicht unbeträchtlichen Vermögens. Da sie jedoch über alle Maßen geizig waren, so lebten sie in ihrem Häuschen wie ein paar asketische Zweisiedler, indem sie jede Ausgabe, die über das Notwendigste hinausging, haßten und verachteten. Weil sie sich beide keiner bestimmten Berufsthätigkeit gewidmet hatten, so war das einzige, womit sie verschwenderisch umgingen, ihre Zeit, und sie verbrauchten, um nach ihrer Meinung kostenlos zu einer Sache zu kommen, viele Stunden, die irgend einer nützlichen Arbeit gewidmet, leicht das Zehnfache hätten einbringen können. Angelpieper, der durch einen Schaden am Fuß verhindert war, weite Ausflüge zu unternehmen, hatte das Häusliche übernommen, er bereitete die Mahlzeiten, besorgte den Garten, fütterte das Vieh, das aus einer Anzahl von Kaninchen, zwei Schweinen und einigen Hühnern bestand, und in der Zwischenzeit saß er unausgesetzt an dem träge strömenden Fluß, der die Hinterseite des Gartens begrenzte, und angelte, wobei er auch den

kleinsten Weißfisch oder Gründling nicht verschmähte. Pilzpieper war für das Auswärtige eingerichtet, denn auf seinen kurzen, krummen und stämmigen Beinen stapfte er gar wacker und ausdauernd durch die Welt. An den Markttagen lauerte er stundenlang auf dem Platze umher, beschnüffelte, befingerte und bemäkelte alles, kaufte aber nur, wenn er durch einen besonderen Zufall eine Ware zu einem Schleuderpreise erhalten konnte, oder wenn, wie Reuter sagt, die Marktweiber sich mürbe gesessen hatten und zum Schluß mit ihren Vorräten räumen wollten. Seinen Beinamen aber trug er davon, weil er die ganze Herbstzeit hindurch ein eifriger und fanatischer Pilzsucher war. Auf der städtischen Kuhweide kamen viele Champignons vor und es fanden sich in der Stadt auch manche Liebhaber dieses wohlschmeckenden Pilzes, die eifrig danach suchten. Allein allen zuvor that es Pilzpieper, der erstens alle Stellen ganz genau kannte und zweitens schon vor Morgengrauen aufbrach, um der erste bei der Ernte zu sein.

Als ich, der ich ein großer Liebhaber des Champignonssportes bin, einmal des Morgens sehr früh ausgegangen war, da begegnete mir Pilzpieper schon auf der Chaussee mit einem mächtigen Leinenbeutel, der strotzend mit Champignons gefüllt war. Er kannte ganz genau meine Absicht, allein er verzog keine Miene, als er an mir vorüberwurzelte, während ich wußte: er grinste inwendig. Nachher sah er sich alle fünfzig Schritte nach mir um und zwar auf eine höchst sonderbare Art. Er war so steif

und knorpelig gebaut, daß weder seine Hüftgegend noch sein Genick einer wesentlichen Drehung fähig waren, und deshalb mußte er, wenn er mich sehen wollte, immer eine Dreivierteldrehung mit dem ganzen Leibe machen, was in seiner taktmäßigen Wiederholung einen höchst komischen Eindruck machte. Er brannte nämlich jedenfalls darauf, sich zu überzeugen, ob ich wirklich auf die Kuhweide ginge. Da ich unter diesen Umständen auf dem abgegrasten Felde keine Erfolge mehr erzielen konnte, so gönnte ich seiner Schadenfreude diese Befriedigung nicht, sondern schwenkte heuchlerisch harmlos auf einen Seitenweg ein, der zum Walde führte, gleich als beabsichtige ich nur einen zwecklosen Morgenspaziergang.

Aber nicht allein Champignons, sondern auch alle anderen eßbaren Pilze waren ihm bekannt und wurden eifrig gesammelt. Die beiden Pieper ernährten sich zur Herbstzeit fast ausschließlich von diesem kostenlosen und stickstoffhaltigen Gemüse und priesen die Beschränktheit ihrer Landsleute, denen eine solche Nahrung, die in den umliegenden Wäldern so reichhaltig umsonst emporschoß, verächtlich war. Pilzpieper hatte sich diese Kenntnis von einem eingewanderten sächsischen Schneider erworben und achtete sie als ein Kapital, das angenehme Zinsen trug. Die krause Morchel, den goldgelben Pfefferling, den kaffeebraunen Steinpilz, den geringelten Reizker und noch manche andere Art kannte und schätzte er. Auch Dinge, vor denen man im Lande geradezu einen Ekel und Ab-

scheu hatte, waren ihm nicht zu gering. Als er in Erfahrung gebracht hatte, daß die in der Gegend sehr häufige große Weinbergsschnecke in Süddeutschland und Frankreich für eine Delikatesse galt, schmunzelte seine Seele; er begann auch dies neue unerwartete Geschenk der Natur kräftig auszubeuten, und die beiden Brüder wurden bald das Haupthindernis der allzugroßen Vermehrung dieser wohlschmeckenden Hausbesitzer. In der Stadt hatte Sage und Uebertreibung, wie das zu gehen pflegt, noch vieles hinzugefügt und die Gebrüder Pieper galten ganz allgemein für Omnivoren, allein ob die Behauptung Glauben verdient, daß ihr größtes Festgericht aus in Sauer gekochten Ringelnattern und gerösteten Heuschrecken bestände, will ich dahingestellt sein lassen. Auch weiß ich nicht, ob es auf Wahrheit beruhte, was man sonst noch von Pilzpieper erzählte, daß er nämlich im Frühling aus allen Singvogelnestern, die er fand, die Eier ausnahm, nicht um damit einer unverständigen Sammelwut zu fröhnen, sondern um ihren Inhalt in der Wirtschaft zu verbrauchen, so daß um diese Zeit in Gestalt von Rührei eine Unsumme von zukünftigem Frühlingsjubel in den unersättlichen Bäuchen der beiden Brüder sein düsteres Grab fand.

Pilzpieper ward mir zuerst bekannt. Er hatte eine kleine Schwäche, die man bei seinem sparsamen Gemüt gar nicht in ihm gesucht hätte. Er kehrte nämlich bei seinen Ausflügen gern in einem einsamen Landkruge ein, der von seinen Besitzern, einem alten Ehepaar, noch in der Weise der Väter verwaltet

wurde und sich durch unglaublich billige Preise aus-
zeichnete. Auch ich sprach gern dort vor, um mit
den alten verständigen Wirtsleuten zu plaudern. Dort
saß Pilzpieper oft Stunden lang bei seinem Glase
Bier und Schnaps und liebte es, mit den einkehren-
den Gästen Gespräche anzuknüpfen und alle Dinge
dieser und jener Welt, die ihm zugänglich waren,
mit dem Schneckenschleim seiner ordinären Anschau-
ungen zu überziehen. Jedoch gelang es mir nicht,
sein Vertrauen zu erringen, indem er bald entdeckte,
daß ich etwas von Pilzen verstand, und nun sofort
einen heimlichen Konkurrenten in mir witterte, der
ihn über die besten Standplätze aushorchen wolle.

Später kam ich öfter bei meinen Abendspazier-
gängen an dem Hause der Brüder vorbei und er-
freute mich an ihrem Anblick. Sie pflegten dann, in
etwas schmierige Schlafröcke von blauem Flanell ge-
hüllt, auf einer erhöhten Gartenbank zu sitzen, die
eine Aussicht auf die städtische Kuhweide und den
fernen Wald gewährte, und rauchten dazu selbst-
gezogenen Tabak, dem sie durch den Zusatz von aller-
lei nur ihnen bekannten Kräutern verlängert und
nach ihrer Meinung auch verbessert hatten. Ich will
meine Ansicht über dieses Kunstprodukt für mich be-
halten, kann aber die Bemerkung nicht unterdrücken,
daß es in solchen Augenblicken angenehm war, sich
außerhalb der herrschenden Windrichtung zu befinden.
Eines Abends, als gerade Angelpieper allein dort
saß, ging ein Trupp von Straßenjungen vor mir
her. Kaum hatten diese den Würdigen erblickt, als

sie ihn, von einem gemeinsamen Antriebe ergriffen, auf eine mir unverständliche Weise zu verhöhnen begannen, indem sie alle gleichzeitig in den oft wiederholten Ruf: „Piep! piep!" ausbrachen. Auf den Namen allein konnte dies nicht gehen, denn das hätte die große Wut nicht erklärt, die sich bei Angelpieper plötzlich zeigte. Er ward dunkelrot, drohte mit seiner Pfeife und brach in einen Strom von Schimpfworten aus. Dieses Resultat und der ohnmächtige Zorn des Verhöhnten bereitete den Knaben natürlich ein unermeßliches Vergnügen, dessen Verlängerung anzustreben ihnen als eine heilige Pflicht erschien. Sie stellten sich deshalb in einem Halbkreise auf und piepten weiter, so gut sie es vermochten. Aber plötzlich brach Pilzpieper, mit einem spanischen Rohr bewaffnet, aus dem Hinterhalt hervor, stürzte sich zornschnaubend auf die Gesellschaft und trieb sie in die Flucht. Er stand dann noch lange zeternd und schimpfend im Wege und schalt hinter den höhnenden Gassenjungen her, bei welcher Gelegenheit er allen als die einzig mögliche Perspektive für die Zukunft das Zuchthaus und den Galgen in Aussicht stellte.

Als ich am Abend in den gewölbten Räumen eines ehemaligen Klosters beim kühlen Bier saß, verfehlte ich nicht, mich nach den Gründen dieses Ereignisses zu erkundigen und erfuhr folgende Geschichte:

Vor Jahren hatte einmal Angelpieper eine Kohlmeise gegriffen in einem Astloch, wo sie zu übernachten gedachte. Er hatte den Vogel in ein altes vorhandenes Bauer gesperrt, und so waren die Gebrüder zu

einem Luxustier gekommen, das sie mehrere Jahre pflegten und an dessen munterem Wesen sie ihren Spaß hatten. Tag für Tag erhielt es eine der Walnüsse, die sie von den Bäumen ihres Gartens ernteten; diese wurde ausgemacht und an einem Faden aufgehängt. Es war dann lustig zu sehen, wie sich das Tierchen mit den feinen spitzen Krallen an die Nuß anhäkelte und daran pickte. Beide Piepers hatten, so weit sie dies vermochten, ihr Herz an diesen kleinen Vogel gehängt. Die Kaninchen, die sie ebenfalls eifrig pflegten, liebten sie zwar auch, jedoch mehr mit dem Magen, indem sie solche aufaßen, wenn sie groß und fett genug waren. Wenn eines dieser Tiere so weit gediehen war, pflegte der eine Bruder es an den Ohren aufzuheben, während der andere es mit gastronomischem Schmunzeln sachgemäß befühlte und mit befriedigtem Kopfnicken für reif erklärte. Dann war sein Schicksal besiegelt, es kam in den Kochtopf und mit den Pelzen wurden die Winterjacken ausgefüttert. Diese kleine Kohlmeise aber war vielleicht das einzige in der Welt, an dem die Brüder ein ideales Interesse nahmen, jedoch auch dieses sollte schmerzlich getrübt werden, als Pilzpieper eines Tages zufällig erfuhr, daß man in Berlin und anderen großen Städten frische Walnüsse um die Herbstzeit gerne mit fünfzig Pfennigen und mehr für das Schock bezahle. Er teilte dies sofort seinem Bruder mit, und nun rechneten beide. Sechs Schock Walnüsse verzehrte das Tierchen jährlich mindestens, das machte zu fünfzig Pfennigen drei Mark, und

da sie diesen kleinen Fresser bereits fünf Jahre ernährten, im ganzen fünfzehn Mark. Sie fühlten beide eine Art von körperlichem Schmerz, als sie sich dies vorstellten und wenn das ahnungslose Vögelchen jetzt an seiner Walnuß herumhackte, so war es, als pickte jemand an ihren Herzen. Es war ihnen jetzt peinlich, das Tierchen nur anzusehen, dessen winziger Magen das Grab eines kleinen Vermögens darstellte.

„Ich glaube," sagte Pilzpieper, „daß so ein Tier nicht einmal so viel wiegt, als ein Thaler. Denke nur, wir haben es dann schon mindestens fünfmal mit Silber aufgewogen!"

Angelpieper betrachtete den Vogel eine Weile mit düsterer Feindseligkeit, dann sagte er: „Wollen wir ihn fliegen lassen?"

Der andere sprach eine Weile nichts, sondern sah auf die Kohlmeise. Es widerstand ihm sichtlich, daß man von einer so großen Kapitalsanlage nunmehr nicht das Geringste haben sollte. Endlich sagte er: „Alle solche kleinen Vögel sollen ganz famos schmecken. Der Vater von Förster Driese hat sie früher immer auf dem Meisenherd gefangen und hat oft gesagt, man müsse sich die Finger danach lecken. Und fett muß das Tier sein. Denk mal, wie wir es gemästet haben. Dreißig Schock Walnüsse hat es schon verputzt." Dabei tastete er mit Daumen und Zeigefinger in der Luft, als befühle er einen eingebildeten Vogel auf seine Körperverhältnisse.

Dies leuchtete dem Bruder sehr ein und das Unerhörte geschah; sie schlachteten kalten Mutes das

armselige Tier, rupften und brieten es und verzehrten es gemeinschaftlich mit dem erhabenen Gefühl, daß selbst der Kaiser wohl so einen teuren Braten noch nicht auf seinem Tische gehabt hatte. Der Kopf, als das Feinste und nur einmal Vorhandene, ward ausgelost und fiel dem schmunzelnden Angelpieper zu.

Von dieser Geschichte hätte wohl niemand etwas erfahren, wenn nicht Pilzpieper in einer schwachen Stunde die ganze Sache einmal, als in dem Landkruge ein lehrreiches Gespräch über kostspielige Gerichte geführt wurde, zum besten gegeben hätte. Mit Windeseile verbreitete sich diese Geschichte in der Stadt, und in der nächsten Zeit erlitten die Gebrüder Pieper Märtyrerqualen durch die vielen freundschaftlichen Erkundigungen nach ihrem Befinden infolge des schwelgerischen Mahles, so daß sie schließlich solches als eine tödliche Beleidigung auffaßten. Natürlich hatte sich sofort die Schuljugend der Sache bemächtigt und im Laufe der Zeit nach ihrer Art die ganze Geschichte in das eine Schlagwort „Piep!“ konzentriert. Den nachfolgenden Generationen der hoffnungsvollen Jugend war zwar die ursprüngliche Bedeutung dieses Schlachtrufes längst verloren gegangen, jedoch genügte ihnen vollständig das schöne und sichere Resultat, die beiden alten Herren dadurch, so oft sie wollten, in eine grenzenlose Wut zu versetzen. So wurde der kleine, grausam geschlachtete Vogel an seinen gewissenlosen Mördern glänzend und dauernd gerächt!

Etwas vom „Bösen".

⁂





An einem stillen, schönen Juniabend saß ich mit meinem Freunde, dem Gutspächter Johann Nebendahl, unter den blühenden Linden vor seiner Hausthür. Außer dem Gesumme der Bienen, die noch im letzten Abendstrahle thätig waren, vernahm man nur zuweilen das satte Brummen der Kühe aus dem benachbarten Viehhause und das Schrillen der Schwalben, die sich um die Dächer jagten. Dazwischen tönte manchmal das dumpfe Rollen und klirrende Klappern der Erntewagen, denn das letzte Heu ward eingefahren, und auf dem ganzen weiten Hofe war ein sanfter Duft nach diesem vortrefflichen Stoffe verbreitet. Allmählich versank die Sonne in goldrotem Abenddunste, und von diesem leuchtenden Hintergrunde schwarz sich abhebend, schwankte das letzte Fuder herein. Das Bienengesumme war allmählich verstummt, und statt der Schwalben tauchten Fledermäuse irrenden Fluges aus dem Schatten der Stallgebäude in die sanfte Helligkeit des Abendhimmels. Abgeschirrte müde Pferde wurden über den Hof geleitet, mit schweren Tritten gingen Arbeiter und

Knechte der Abendmahlzeit zu, und so lag bald alles rings in Dämmerung und Stille, nur daß von fern ein eintöniger Chor der Frösche herübertönte.

Jetzt kam noch ein schwerer Schritt von den Stallgebäuden her. Es war der Vogt, der die Schlüssel brachte, um sie in der Stube des Herrn an den Riegel zu hängen. Dann tauschte dieser Mann mit meinem Freunde einige Bemerkungen aus über die Vorgänge des Tages und erhielt Anweisungen für die Arbeiten des nächsten. Als er dann gehen wollte, zögerte er noch eine Weile und sagte: „Ja, un wat ik noch seggen wull — weck von dei Käu hebben Maden."

„So?" sagte Herr Nebendahl.

„Ik heww't Balowsch all seggt," fuhr der Vogt fort.

„Is gaud!" erwiderte mein Freund, und der Mann ging.

Als seine Schritte in der Ferne verhallt waren, sog Nebendahl einige stärkere Züge aus seiner langen Pfeife, nahm einen Schluck Rotwein, räusperte sich und sagte: „Is doch schnurrig. Ich möcht' woll wissen, was die Altsche für'n Mittel hat."

„Wofür oder wogegen?" fragte ich.

„Nu, gegen die Maden. Wenn ihr das gesagt wird, so kann man sicher sein — in zwei oder drei Tagen sind sie weg. Die Leut' sagen, sie geht bloß des Abends im Schummern an das Viehhaus, macht die Thür ein bischen auf un ruft hinein: ‚Uns' Veih hett Maden!' Dann geht sie wieder nach Hause,

un am andern Morgen is alles in Ordnung. Na, das ist ja natürlich Unsinn, aber wahr is, daß sie die Kühe in ganz kurzer Zeit kuriert; wie sie's macht, weiß der Deubel. Blut stillen un Krankheiten besprechen oder böten, wie sie hier sagen, kann sie auch, un das Sieb laufen lassen, un was solche Künste mehr sind."

„Wissen Sie Genaueres von solchen Geschichten?" fragte ich, denn diese Dinge haben mich von jeher angezogen.

„Na, was wollt' ich nich?" sagte mein Freund, „mir hat ja früher eine andere alte Frau mal mit Böten das Leben gerettet. Aber das is eine zu schnurrige Geschicht', un ich muß noch immer lachen, wenn ich da bloß an denk'." Und damit brach er in ein donnerndes Gelächter aus, wie ich es von keinem Sterblichen sonst in solcher Vollendung gehört habe. Für sein ungeheures Lachen war mein Freund berühmt, und wenn er sich einmal an einem stillen Sommerabend wie heute im Freien recht tüchtig amüsierte, so wußte man im Umkreise einer halben Meile, daß Herr Nebendahl vergnügt war.

Ich bat natürlich um diese schöne Geschichte, und mein Freund war auch gleich bereit, sie zu erzählen.

„Als ich noch Inspektor in Grambow war," begann er, „da saß ich eines Sonntagnachmittags auf der Bank vor der Thür, rauchte meine kurze Pfeif' und simelierte über die Wirtschaft. Kommt da ein altes, schlumpiges Weib auf den Hof mit Stock un Bündel, und Kleid un Tuch aus lauter Flicken

un bettelt mich an. Ich sag': ‚Kann sei nicht arbeiten?' Da fing das alte Reff an zu weimern un sagt': ‚Ach, min leiwe Herr, ik bün jo so ungesund un heww alle Suchten, un so'n Rieten in'n Kopp, un so'n Bewern in dei Knei, un so'n Sangeln in dei Knaken. Un wenn ik wat ät, denn steiht mi dat vör dei Bost un sleit mi nich an. Un dorvon bün ik so machtläsig un holl dei Arbeit nich ut un möt snurren gahn.'

„Ich weiß nich, weshalb ich grad auf den Einfall kam, aber das hexenartige Aussehn der Frau bracht' mich woll drauf, daß ich fragte: ‚Hett sei dat denn nich mal mit Böten versöcht? Dei Arbeit is doch nich tau swer.'

„Die alte Person machte ein ganz schnurriges Gesicht und sagte: ‚Wünscht heww ik mi dat all lang, min leiwe Herr, äwer nümms will mi dat lihren.'

„Mir fiel plötzlich ein Spottvers auf das Böten ein, den ich in meiner Jungszeit oft gehört hatt', un die Laune trieb mich an, der Frau die mangelnde Belehrung zu geben. ‚Dat will ik ehr woll bibringen,' sagt' ich. ‚Pass' sei mal gaud up, wat ik vör'n Vars segg. So geht hei:

„Böt, böt, böt!
Dei Kreih hett Föt,
Dei Kreih hett'n langen Start
Dat di bald werre bäter ward!
Böt, böt, böt!
Helpt et nich, so schad't ok nich!"

Dorbi makt sei drei Krüzen, un dat is't all.'

„Nie hätt' ich gedacht, daß sich ein Gesicht so verändern könnt', wie das von dieser alten Frau. Sie wurd' ganz rot vor Aufregung, und ihre Augen glummerten ordentlich.

„‚Ik birr Sei, Herr,' rief sie, ‚ik birr Sei gor tau sihr — seggen S' mi dat noch mal.' Na, ich that ihr ja nun auch den Gefallen, un sie plapperte andächtig nach, was ich ihr vorsagte. Dann rief sie: ‚So, nu weit ik't, leiwe Herr, un ik bedank mi ok gor tau väl Mal.' Damit wollte sie gleich fort. Ich schenkte ihr aber noch 'n Schilling und schickte sie in die Küch', daß sie sich da 'n bischen Essen geben lassen sollt'.

„Nachher sah ich die alte vermißquemte Person noch einmal, als sie wieder wegging. Sie war noch immer in Aufregung, so daß sie mich gar nicht bemerkte, und betete fortwährend den dummen Vers vor sich hin, als hätt' sie Angst, daß sie ihn vergessen möcht'. ‚Na,' dacht' ich, ‚wenn die nu man bloß nicht das Kurieren kriegt un mit diesem blödsinnigen Vers den „Leiden der Menschheit" un allen möglichen Krankheiten unter die Nase geht. Das soll mich doch mal wundern, da hätt' ich ja was Schön's angericht't.' Na, ich tröstete mich aber wieder mit dem letzten Satz von meinem Vers: ‚Helpt et nich, so schad't ok nich!'

„Bald nach dieser spassigen Geschicht', an die ich vielleicht nie wieder gedacht hätt', wär' ich nicht später noch mal schnurrig daran erinnert worden, verheiratete ich mich, übernahm diese Pachtung un

bekam mächtig viel Arbeit, denn ich hatt' genug zu thun, daß ich mit meinen geringen Mitteln un bei den mäßigen Jahren über Wasser blieb. Na, jetzt geht es ja, un ich bin so ziemlich zufrieden, aber damals stand es doch manchmal höllisch auf der Wipp'. Als ich die Pachtung nu so 'n Jahrener sechs gehabt hatt', da kam mal 'n Jahr, wo in der ganzen Gegend ganz barbarisches Korn gewachsen war. Aber ganz besonders bei mir — ich sag' Ihnen, die Leute kamen von weither, um meinen Weizen zu sehen. Na, dacht' ich, Johann, wenn dies all gut geht, das kann dich rausreißen. Aber was muß da los sein? Mitten in der Weizenernt', als ich's grad besonders hild hatt', da krieg' ich 'n Geschwür in'n Hals. Er geht mir ganz zu, un ich kann nicht ordentlich schlucken un muß mir mein bischen Essen mit Gewalt reinwürgen. Ich schick' endlich nach'n Doktor. Der kommt und zuckt die Achseln und sagt, das wär' 'n interessanter Fall, aber nichts für ihn. Das wär' 'ne ganz kniffliche chirurgische Sach', damit könnt' er sich nicht befassen, da müßt' ich so schnell als möglich mich auf'n Wagen setzen un nach Rostock fahren zum Professor. Na, nu denken Sie sich, mitten in der Weizenernt', wo ich keinen Inspektor hatt', sondern man zwei Lehrlinge, die eigentlich jeder den ganzen Tag einen Wächter bei sich zu stehen haben mußten, der aufpaßte, daß sie kein dumm Zeug machten. Als ich nu sagte, das ginge nich, da zuckte der Doktor wieder mit den Achseln un meinte, 'n anderen Rat könnt' er mir nich geben, schrieb mir noch 'ne teure

Medizin auf un fuhr wieder ab. Na, ich nehm' ja auch die Medizin, aber es wurd' immer schlimmer. Am anderen Tage ging's auch schon nicht recht mehr mit dem Luftkriegen, un manchmal dacht' ich, ich müßt' sticken. Meine Frau hatt' mir schon immer in den Ohren gelegen, ich sollt' doch mal zu der alten Frau in Gammelin schicken, die sich auf das Böten verstünd'. Man könnt' doch mal den Versuch machen, un die Frau hätt' doch schon so vielen geholfen. Nich allein zu den Tagelöhnern und Bauern, nein, auch zu den Herrschaften in der ganzen Umgegend würd' sie geholt, un dolle Ding' würden erzählt von ihren Kuren. Die Frau wär' früher bettelarm gewesen, aber dann hätt' sie das Böten angefangen, un nu wär' sie schon ganz wohlhabend. Sie hätt' 'n klein hübsch Haus mit 'n schönen Garten, ne feine Kuh, 'n paar Staatsschweine, un in ihrem Bettstroh sollt' sie 'n mächtigen Strumpf zu liegen haben bis oben voll lauter harte Thaler. Den Strumpf soll sie sich extra dazu von der Krügerfrau in Kritzkow haben schenken lassen, was nämlich die größte un dickste Person in der ganzen Gegend is un Waden hat wie'n Mastbaum.

„Na gut, meine Frau is wieder bei un bearbeit't mich, un ich will natürlich nich, da klopft es mit eins, un die Thür geht auf, un eine alte, sauber angezogene Frauensperson kommt 'rein. Hat meine Frau die Altsche aus Gammelin heimlich kommen lassen, un als ich nu noch nich will, sondern ruf', es sollt' angespannt werden, ich wollt' auf Deubelhol

nach Rostock jagen zum Professor, da fängt meine Frau an zu weinen, un das kann ich nich aushalten. Un da mir nu grad' die Luft wieder weggeht, daß ich mächtig jappen muß, da denk' ich denn, ‚Helpt et nich, so schad't ok nich!' un sag', sie sollt' man ihre Künste machen.

„Nu kommt das alte Wesen 'ran mit seiner spitzen Nas' so salbungsvoll und feierlich, wie so'n Kirchhofsgespenst, und bückt sich über mich und fängt an was herzubeten, ganz leis, aber ich versteh' es doch, un das war 'n Glück, denn sonst hätt' 's vielleicht nich geholfen:

„Böt, böt, böt!
Dei Kreih hett Föt,
Dei Kreih hett'n langen Start,
Dat di bald werre bäter ward!
Böt, böt, böt!
Helpt et nich, so schad't ok nich!"

„Un richtig, als ich ihr ins Gesicht seh', da erkenn' ich die alte Bettlersch wieder von damals, nur daß sie in einem besseren Futterzustand war als früher un sich 'n bischen staatscher aufgezäumt hatt'. Un als ich nu dran dacht', daß diese alte Person all ihre berühmten Kuren mit meinem Jökelvers gemacht hatt', un daß ich nu selber dran glauben sollt', da mußt' ich, obgleich mir kreuzmiserabel zu Mut war, so furchtbar lachen wie noch nie in meinem ganzen Leben. Un Sie wissen doch, daß ich darin was leisten kann. Un ich lach' los, daß sich die Balken biegen, daß die Fenster klirren, un der ganze alte Kasten von Haus

das Bebern kriegt. Un da mit eins is es mir, als wenn sich was löst in mein'm Hals, un nu kommt ein Hustenanfall, der gar kein End' nehmen will. Na, als ich nu endlich ausgehust't hatt', da war mir der Hals frei, und ich konnt' Luft kriegen un schlucken wie sonst, denn von dem fürchterlichen Lachen war das Geschwür von selbst aufgegangen, un ich war kuriert.

„Ja, natürlich, da hatt' das Böten mal wieder geholfen, wo der Arzt nichts ausrichten konnt', un Sie können sich denken, wie geschwollen die Alte war un stolz auf diese Wirkung. Un der Ruhm von dieser Frau is natürlich von nu an noch größer geworden, un wenn ich auch jedem erzähl', der es hören will, wie die Geschicht' zusammenhängt, so hilft das gar nichts, denn jeder Gläubige oder vielmehr Abergläubige sagt dann: ‚Nu, es hat ja aber doch wirklich geholfen!‘ Ja, was soll ich da machen? Gegen so einen richtigen soliden Aberglauben kommt man nicht an, da kann man eher ein Panzerschiff mit Hühnerschrot in den Grund bohren!“

So erzählte mein Freund Nebendahl und lachte noch einmal so, daß fern im Dorfe die Tagelöhner, die beim Abendessen saßen, sich anstießen und sagten: „Nu hürt doch mal blot, wo uns' Herr hüt abend werre vergnäugt is!“



Der Tausendmarkschein.





Diesmal wollte ich nun aber wirklich meine Ruhe haben. Ich hatte mir einen ganz kleinen Ostseebadeort in Mecklenburg ausgesucht, mitten im Walde, einen von denen, die noch gar nicht „entdeckt" waren, wo es außer mir noch keinen Berliner gab. Nebenbei heißt in diesem Lande alles Berliner, was von außerhalb kommt, und als ich einmal in Warnemünde war, belauschte ich folgendes Gespräch zweier einheimischen Dienstmädchen: A.: „Hewwt Ji all weck?" (Habt Ihr schon welche, nämlich Badegäste.) B.: „Ja, wi hebben Berliners!" A.: „Wi hebben ok Berliners, äwer uns' sünd ut Leipzig!"

Nach dieser kleinen Abschweifung muß ich sagen, daß es mir in Dannenhagen sehr wohl gefiel. Es waren wirklich keine Berliner da, auch keine aus Leipzig oder Dresden, obwohl gerade diese eine seltsame Vorliebe für die See haben und auch die verstecktesten Oerter zu entdecken wissen. Der einzige „Ausländer" war ein botanisierender Doktor aus Greifswald in Pommern, den man fast nie zu sehen bekam, weil er den ganzen Tag in einem benachbarten ausgedehnten Moore hockte, das er für ungemein interessant er-

klärte. Er wurde stets mit irgend einer Pflanze in der Hand getroffen, und kam er mit jemand ins Gespräch, so bewirtete er ihn mit sehr schön klingenden lateinischen Ausdrücken, wie Utricularia oder Osmunda regalis, und ähnlichen pomphaften lateinischen Pflanzennamen, die gleichsam mit Vieren vom Bock fahren und gar nicht zu passen scheinen für bescheidene Kräuter. Im übrigen war die Welt nicht für ihn vorhanden und sein Gesichtskreis nicht größer, als der Umfang dessen, das er durch seine Lupe sah. Außerdem waren da einige Beamte und Lehrer aus kleinen mecklenburgischen Städten, die sich bei den Bauern eingemietet hatten, um Waldluft und Seebad für ein Billiges zu genießen, oder wie der Ortswitzbold sich ausdrückte: „Dannennadeln to freten un Seeluft to supen“, und an höhere Kultur erinnerte nur eine junge Dame von ungewissem Alter, die überall mit einem Skizzenbuch in der Gegend herumsaß und alte krüppelige Bäume, Backöfen, morsche Zäune, Schweineställe und andere Dinge porträtierte. Manchmal war das Dargestellte zu erkennen, manchmal nicht, je nachdem sie Glück hatte. Füge ich nun die allerdings unglaubliche Thatsache hinzu, daß in dem ganzen Orte kein einziges Klavier war, so wird jeder Verständige einsehen, daß ich zu beneiden war über die richtige Wahl meines Sommeraufenthaltes. Ganz ohne Musik war das Dorf allerdings nicht, denn an seinem Ende hauste ein musikalisch veranlagter Bauernsohn, der an stillen Sommerabenden auf einer „Treckfiedel“ (Handharmonika) schöne Tänze

spielte, wie „Unse Katt hett nägen Jungen“ oder „Friederika, Friederika, komm mit mir ins Gras“; aber dies gefiel mir wohl, denn für die Treckfiedel habe ich eine Schwäche, weil sie mich an meine Kindheit und Jugend erinnert und an meinen alten Freund Jochen Lobedanz, der auf diesem Instrumente so schön zu phantasieren verstand. Mit Vergnügen erinnere ich mich noch der großen Phantasie „Die Räuber“ und daraus des wilden Kampfes mit den Gendarmen, der von meinem Freunde musikalisch dargestellt wurde, indes er passende mündliche Erklärungen einflocht. Aus dem ungeheuren Wirrwarr der Töne, der das Kampfgewimmel darstellte, schrillten im höchsten Diskant kurze, quiekende Laute hervor, — „das sind die Dolchstiche!“ sagte Jochen; dann ließen sich im Baß wieder kurze, eindringliche Noten vernehmen, — „nun schießen sie!“ Zuletzt kam ein Siegesgesang und großes Bacchanale, und dann ward es allmählich still. Jochen Lobedanz zog nun einzig die Windklappe und ließ die Luft aus und ein gehen, wodurch täuschend das Geräusch eines Atmenden erzeugt wurde. „Nun schlafen sie schon!“ sagte er dann. Dieser Schluß war einfach und effektvoll und verfehlte nie seine Wirkung. Ja, auf die Treckfiedel lasse ich nichts kommen!

Ich fühlte mich also glücklich in Dannenhagen, und Ruhe und Frieden kehrten ein in mein Herz. Ich lag ungemein viel auf dem Rücken, entweder im Sande gegen einen Dünenhügel gelehnt, sah auf die See oder in die Wolken und dachte an gar nichts,

oder im Walde in das weiche Gras gestreckt, blickte durch das feine Geäst und Nadelwerk der Kiefern nach dem blauen Himmel und dachte ebenfalls an gar nichts. Nicht jeder kann das, aber ich habe das Talent. Ich fühlte, daß ich nach der großen Hetzjagd der letzten Monate in Berlin, die mir manche schlaflos durchgrübelte Nacht gebracht hatte, endlich wieder ein menschenwürdiges Dasein führte. Die Leute, die heutzutage so viel vom Segen der Arbeit schreien, wissen gar nicht, was sie thun. Was bringt die hochgeschätzte Arbeit hervor? Krüppel, Kurzsichtige, Idioten, Nervenüberreizung und Schwindsucht; ein verständig geleiteter Müßiggang aber schöne, blühende Menschen. Jedoch was nützt es, ein Prophet zu sein in einer Wüste von Fabrikschornsteinen!

Ich wohnte bei dem Krugwirt Krischan Voß und hatte ein kleines Zimmer nach hinten hinaus, mit der Aussicht auf einen Kartoffelacker und dahinter auf eine Scheunenwand. Die Kartoffeln standen in Blüte, und das üppig grüne Kraut war über und über mit weißen und violetten Sternen bedeckt. Ich kenne keinen Anblick, der mehr geeignet ist, das Gemüt zu beruhigen, als diesen; er vereinigt Nützlichkeit mit Schönheit, und jeden Morgen, wenn ich meinen dünnen Kaffee schlürfte, ließ ich ihn auf mich wirken und trat dann mit harmonisch gestimmter Seele mein Tagewerk an.

Aber in diesen meinen stillen Frieden kam eine Störung und zwar allein durch den schnöden Mammon, den uralten Unheilstifter. Ich hatte mit Herrn

Krischan Voß abgemacht, ihn am Ablauf jeder Woche zu bezahlen, zur Vermeidung unliebsamer Irrtümer. Als nun zum erstenmal dieser Termin herankam, fiel mir ein, daß ich außer einem Tausendmarkschein, den ich mir am Tage vor meiner Abreise vom Bankier geholt hatte, weil ich später noch weiter, nach Norwegen, reisen wollte, nur noch wenige Pfennige besaß. Heute kann ich nur über die Naivität, — um nicht das schöne deutsche, aber ehrenrührige Wort Dummheit zu gebrauchen, — lächeln, mit der ich Krischan Voß fragte, ob er mir einen Tausendmarkschein wechseln könne. Zuerst sah er mich eine Weile sprachlos an, dann sagte er: „Wiesen S' mal her; so'n Ding hevw'k noch gornich seih'n." Er betrachtete die Banknote sorgfältig von vorn und von hinten, hielt sie dann mit gestrecktem Arme weit von sich und sagte in einem Tone, gemischt aus Verachtung und Bewunderung: „So'n Lappen Papier, dat sünd nu dusend Mark. Dat's dull!" Dann rief er laut: „Fru, kam mal rin, kam blot mal rin!" Die Frau mußte nun auch dieses papierene Wunder anstaunen, allein sie that dies sichtlich mit einem Beigeschmack von Mißtrauen: „Gifft't denn ok sonne Dinger?" fragte sie. „Wenn hei man gellt?" Das verwies ihr aber der Mann, indem er sagte: „Na, dei Herr ward doch nich!" Aber mit dem Wechseln war es nichts. „Dat kann ik nich, Herr," sagte Krischan Voß, „dat kann hier keiner in dei ganze Gegend. Wen hett woll so väl boor Geld up'n Hümpel. Mäglich, dat sei dat in Rostock känen, wat de groten Koplür sünd; äwer hier? Neee."

Meine Rechnung konnte ich nun allerdings nicht bezahlen, und außerdem wurde ich, wie es mir schien, mit Mißtrauen betrachtet. Ich verwünschte meine Thorheit, daß ich nicht Gold mitgenommen hatte, sondern in einem Anfall von Gedankenlosigkeit diesen hier gänzlich nutzlosen großen Schein. Mit diesem Stück Geld in der Tasche mußte ich ja entweder betteln oder verhungern in einer solchen Gegend. Außerdem besaß ich nur noch neun Pfennig. Dafür gab es ja nicht einmal ein Glas Bier. Ganz zerknirscht begab ich mich in den Wald, und als ich da in der Einsamkeit zwischen den großen Kiefernstämmen einherwandelte, kam mir das Humoristische meiner Lage zum Bewußtsein, daß ich lachen mußte. Nach einer Weile begegnete mir der Botaniker, der vor lauter Glück einen ganz roten Kopf hatte. Er hatte zum erstenmal in seinem Leben eine weiße Spielart des Tausendgüldenkrautes gefunden, und sein Herz jauchzte. „Das ist gewiß sehr interessant," sagte ich, „aber tausend Mark liegen mir augenblicklich mehr am Herzen; können Sie mir die vielleicht wechseln?" Er machte so ein verblüfftes Gesicht, daß ich lachte und weiter ging. In der Dämmerung kam ich wieder in das Dorf zurück, und da fiel es mir auf, daß mich die Leute so sonderbar ansahen und, wenn ich vorüber war, die Köpfe zusammensteckten. Auch in der Krugwirtschaft, wo ich wohnte, herrschte eine schwüle Stimmung. Die Leute waren so merkwürdig einsilbig, und als ich mein Abendbrot verzehrte, studierte Krischan Voß in einem Zeitungsblatte

und warf zwischendurch sonderbar prüfende Blicke auf mich. Ich ging früh auf mein Zimmer und überlegte mir die Sache. Offenbar traute man mir nicht und meinem großen Schein. Was sollte ich nur anfangen, um Geld zu bekommen? Sicher war es, daß ich nach Rostock reisen mußte, um den Tausendmarkschein zu wechseln, aber würde man mich fortlassen? Das war es, was ich sehr bezweifelte. Mir blieb kein anderer Ausweg, ich mußte mich in aller Frühe heimlich davonmachen.

Mit diesem Entschluß legte ich mich angekleidet auf das Bett, vermochte jedoch nicht zu schlafen, sondern horchte auf alle Geräusche der Nacht und grübelte zwischendurch über meine verdrießliche Lage nach. Kaum ließ sich das erste dämmernde Morgengrauen bemerken, so stieg ich leise aus dem Fenster, schlich mich durch die blühenden Kartoffeln, kletterte über den Zaun, und einen Augenblick später war ich schon im Walde. Die Stadt Rostock war etwa vier Meilen entfernt; noch vor Mittag konnte ich dort sein, wenn ich mich nicht verirrte oder sonst Zeit verlor. Ich hatte mir den Weg gemerkt, auf dem ich gekommen war, und schritt eilig vorwärts, während es allmählich hell und heller wurde und die Stimmen des Waldes erwachten; aber für den herrlichen Morgen, der jetzt seine ersten Sonnenstrahlen in die Wipfel der Bäume warf, hatte ich keinen Sinn. Für mich galt es nur, die Ribnitz-Rostocker Chaussee zu erreichen; da konnte ich nicht mehr irren, und wenn ich erst in Rostock war, hatte alle Not

ein Ende. Durch meine Papiere konnte ich mich ausweisen; dort war ich in einem Mittelpunkte der Kultur, dort gab es Banken, dort konnte ich meinen in der Wildnis ganz nutzlosen Tausendmarkschein zum Fließen bringen und in allerlei köstliche Dinge verwandeln. Aber der vertrackte Wald wollte kein Ende nehmen. Ich hatte endlich die ungemein lange Schneise erreicht, die gerade auf den Krug „Zur Stadt Rostock" zuführt, und diese lag schier endlos vor mir, wie ein Weg in die Ewigkeit. Ich hatte in der Nacht nicht geschlafen und am Morgen nichts genossen. Das gibt Hunger, denn was man an Schlaf einbüßt, muß man durch Essen ersetzen. Aber vielleicht bot mir der Wald etwas. Ich fand auch einige Himbeeren in einer Lichtung, gerade genug, um den Hunger erst recht scharf zu machen. Dabei entdeckte ich ein Grasmückennest mit Jungen. Die Alten saßen, jedes mit einem Räupchen im Schnabel, ängstlich zirpend in der Nähe. „Glückliche Tierchen," dachte ich, „euch ist der Tisch überall gedeckt, obwohl ihr keinen Pfennig besitzet, und wenn es euch hier nicht gefällt, so schwingt ihr euch mit leichtem Flügel in das schöne Land Italia und weiter. Ich armes, beklagenswertes Opfer der Kultur aber, ich muß hungern, obwohl ich die Mittel in der Tasche trage, tausend Menschen zu sättigen."

Ich zog meine Banknote hervor und betrachtete sie mit Abscheu und Verachtung: „Lappen!" rief ich, so eindringlich ich konnte. Dann ballte ich sie in einem Anfall von Zorn zusammen und schleuderte sie

in einen Graben. Als ich auf diese Art meinen gerechten Gefühlen Luft gemacht hatte, suchte ich sie eiligst wieder auf, glättete sie sehr sorgfältig und steckte sie behutsam in meine geheime Brusttasche. Mir ging es wie Robinson, als er auf seiner einsamen Insel den Goldklumpen fand, der ihm zu nichts nütze war. An der Chaussee nach Rostock, die ich nun bald erreichen mußte, lagen die angenehmsten Landkrüge, aber für mich waren sie zwecklos, denn für meine neun Pfennig gab es nichts, als höchstens einige Schnäpse. Sollte ich meine Hand zum Betteln in den Bauernhäusern ausstrecken? Nein, lieber wollte ich Hunger und Durst ertragen, so lange es anging. Ach, ich malte mir schon aus, wie man meinen verschmachteten Leichnam im Chausseegraben finden würde, und sah den Zeitungsartikel über diesen traurigen Fall deutlich vor Augen: „Erdarbeiter fanden gestern morgen im Chausseegraben die Leiche eines anständig gekleideten Mannes im Alter von etwa dreißig Jahren. Der ärztliche Befund ergab gänzliche Entkräftung durch Hunger als Todesursache, was um so seltsamer erscheint, als man bei der Leiche einen Tausendmarkschein und neun Pfennig in Kupfer vorfand.“ Endlich erreichte ich den Krug „Zur Stadt Rostock“, der am Ausgang der Heide verlockend an der Chaussee lag. Es wehte ein Duft von etwas Gebratenem aus ihm hervor. Vorüber, vorüber!

Nun hatte ich noch reichlich zwei Meilen Chaussee bis nach Rostock, und die Julisonne brannte herzhaft.

Zum Hunger gesellte sich der Durst, allein was konnte es helfen? Nur immer vorwärts! Noch nie in meinem Leben hatte mir das idyllische Glück, in einem Landkruge einzukehren, mit so glänzenden Farben vor Augen gestanden. Ich sah ihn im Geiste vor mir, den köstlichen mecklenburgischen Landschinken, das duftende Schwarzbrot, die frische Butter, süß wie Nußkern, und dazu ein schäumendes Glas Rostocker Bier nebst einem herzhaften Aquavit. Oder herrliches Rührei mit Speck oder einen Eierkuchen, glänzend, goldig und braun, der üppig über den Rand des Tellers hängt. Ha! — So war ich eine gute Stunde weiter marschiert und war mit seufzendem Herzen auch am Kruge „Zur Stadt Ribnitz" vorübergegangen, als ich mich in der Gegend kurz hinter Häschendorf zufällig umblickte und einen Reiter bemerkte, der im Galopp hinter mir herjagte. Sollte man mich verfolgen? Möglich war es, ja sogar sehr wahrscheinlich. Flucht war aussichtslos, und so blieb mir nichts übrig, als mit den Gefühlen eines Hasen, der, mit angezogenen Ohren, in eine Furche gedrückt, seine Verfolger herannahen hört, weiter zu wandern. Dabei schwenkte ich harmlos zuweilen meinen Wanderschirm und begann, den Tod im Herzen, ein heiteres Lied zu pfeifen. Immer näher hörte ich das Schlagen der Hufe auf dem Sommerwege, dann das Schnaufen des Pferdes, dann ein Klirren, wie von einem Säbel, — und plötzlich sauste ein harmloser Reitknecht an mir vorüber, eine Wolke von Staub hinter sich lassend. Weg war er, und

verschwunden war auch mit einem Male die Beklemmung meines Herzens.

Endlich aber, nach einer siebenstündigen Wanderung, kam ich, früher als ich dachte, noch am Vormittag in Rostock an. Einen behäbig aussehenden Bürger fragte ich nach einem Bankgeschäft. „Ja, da gehen Sie man zu Konsul Lesenberg,“ sagte dieser und beschrieb mir das Haus. Aber mein Herz war verzagt, ich ging eine Weile vor der Thür auf und ab und wagte mich nicht hinein; denn ich war durch die Ereignisse ganz verschüchtert und erwartete nur neue Verwickelungen von meinem unglückseligen Besitztum. Ich hatte das Gefühl, daß mir eigentlich niemand in der Welt helfen könne hier in diesem traurigen Lande. Endlich faßte ich mir ein Herz und trat entschlossen in das Kontor. Ein junger Mann kam mir entgegen. „Können Sie mir vielleicht einen Tausendmarkschein wechseln?“ sagte ich, ohne mit der Stimme zu zittern, und legte meine Banknote auf den Zahltisch. Ich hatte die ganz bestimmte Erwartung, er würde mit den Achseln zucken und „sehr bedauern“. Der junge Mann jedoch warf einen flüchtigen Blick auf den Schein, griff dann hinter sich und legte zwei Goldrollen zu je fünfhundert Mark vor mich hin. Ich nahm sie, sagte „Danke schön!“ und verabschiedete mich mit einem ganz unbeschreiblichen Gefühl von Erleichterung. Die ganze Geschichte hatte kaum eine halbe Minute gedauert. Welch ein rosiges Licht lag plötzlich wieder auf allen Dingen dieser Welt, und mit wie elastischen Schritten eilte ich zu Friemann,

um bei einem guten schwedischen Frühstück und einer Flasche Rotspohn alle meine Sorgen zu vergessen! Noch desselben Tages nahm ich Extrapost und kehrte zum großen Erstaunen der Bewohner von Dannenhagen, die dergleichen noch nie erlebt hatten, unter dem Schmettern des Posthornes als ein Triumphator zurück.

Seit dieser Zeit nannte man mich hinter meinem Rücken „den reichen Berliner", obwohl ich leider diese Bezeichnung nicht im geringsten verdiene, und mein Andenken lebt noch heute in Dannenhagen. Ja, ein Freund, der, nachdem seit damals vierzehn Jahre vergangen sind, dort war, teilte mir einen ganzen Sagenkreis mit, der sich um meine Person und meinen mythischen Reichtum angesetzt hatte. Du liebe Zeit — ich wollte nur, die Leute hätten recht!



